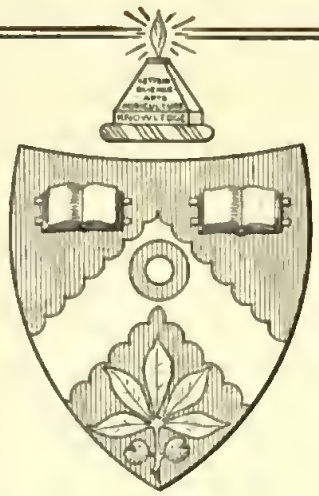
Digitized by Google

L257.17



LIBRARY *of the*
OHIO STATE
UNIVERSITY

Zeitfragen

des

christlichen Volkslebens.

Herausgegeben

von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Berlin. und Pastor H. Dietz, in Messel.

ABTEILUNG BIBLIOTHEK.

Siebzehnter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belserschen Verlagshandlung.
1892.

H 5-

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

		Seite
Heft 1.	Deutsches Klosterleben im 13. Jahrhundert nach Cäsarius von Heisterbach. Von Prof. Dr. Ludwig Schädel . .	1—52
„	2 u. 3. Gustav Schlosser. Ein Lebensbild. Von Otto Kraus	53—172
„	4. Evangelische Arbeitervereine. Von Dr. phil. Otto Märker	173—208
„	5. Die Frau und das Universitätsstudium. Von H. Kersten	209—252
„	6. Ist eine Schulbibel notwendig, und wie muß sie beschaffen sein? Von Alfred Bähnisch	253—288
„	7. Zur Judenfrage. Von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg	289—332
„	8. Über unsere alte Losung: „Mit Gott für König und Vaterland" im Blick auf Frankreich und Rußland. Eine historisch-politische Studie für die Gegenwart von Dr. Heinrich Rocholl	333—384

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVII. Heft 1.

Deutsches Klosterleben

im 13. Jahrhundert

nach

Cäsarius von Heisterbach.

Von

Prof. Dr. Ludwig Schädel.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Plus currit in certamine
confessor iste sustinens,
quam martyr ictum sufferens,
mucrone fundens sanguinem.
In heißrem Streite rang der Mönch,
Der täglich neu mit Satan stritt,
Als je ein Glaubensmärtyrer,
Der triumphiert, sobald er litt.

Niemand erfreut sich mehr an den Zerrbildern des Kloster-lebens, wie sie das Jahrhundert der „Aufklärung" mit Vorliebe ausmalte. Die Einsiedler und Mönche des jungen Lessing oder Goethe, wie des alten Nicolai haben nur soviel historischen Wert wie die Trojaner Shakespeares. Insofern bedarf das Mönchtum keiner Zurechtstellung seiner Gestalt; auch der „Freigeist" läßt ihm jetzt seinen großartigen subjektiven Wert. Aber man wird dem Klostergedanken damit allein noch nicht gerecht — und vielleicht auch uns selbst nicht: das Mönchtum als ein großartiger Versuch, die Frage der Nachfolge Christi zu lösen, bedarf immer noch weiterer Würdigung. Wenn es das nicht leistete, was es wollte, hat es nicht darum doch vielleicht geleistet, was heute ungethan bleibt? Mit der Verdienstlichkeit wollte man ihm unbesehens auch die Nützlichkeit absprechen. Darf man die Frage nicht aufwerfen: sagt uns das echte, wahre Mönchtum nichts Erhebendes, war nicht doch ein Segen darin? Könnten nicht Vereine zusammenlebender Junggesellen und wieder Jungfrauen — aktiver wie die friedlichen, evangelischen Stiftsinwohnerinnen, ohne doch gleich Diakonen oder Diakonissen zu sein — von tausendfachem Segen sein? Insofern betrachten wir die Darstellung von Verhältnissen, die zwanzig Menschenalter hinter uns liegen, doch wieder als „Zeitfrage".

Dem Mittelalter brachte das Mönchtum außer seiner religiösen Aufgabe noch viel anderen Segen. Mit der Erziehung, dem Bodenbau, der Krankenpflege (in vielen Klöstern wohnten auch Landärzte),

vereinte es in ſich die Leiſtungen unſrer Banken, Renten- und Lebensverſicherungsanſtalten, wie das jedes einigermaßen vollſtändige Kloſterarchiv beweiſt. Aber alles das ſind zufällige und Nebenleiſtungen, von denen wir hier abſehen. Wir wollen vor allem betrachten, wie das reine Mönchtum des 13. Jahrhunderts, die Lichtgeſtalt des Mönchtums, wie es Ad. Harnack einmal nannte, ſozuſagen von innen ausſah; wie dieſe fremde, für uns romaniſche Pflanze im deutſchen Boden heimiſchen Charakter annahm. Es kann ſich dabei nicht handeln um die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner oder gar um den Jeſuitenorden; die haben praktiſche Zwecke, wollen Volk oder Kirche erneuern und treten ins Leben, ſchaffen aber dabei nirgends neue Ideale des inneren Lebens. Wir behandeln vielmehr den uralten Mutterorden der Benediktiner, aber in ſeiner geläutertſten Form, und das war der Orden der Ciſterzienſer. Es ſind lediglich der Erbauung, der Seelenpflege gewidmete Klöſter, auch ihre Arbeit war nie Zweck. Der lebendigen Seele, die zwiſchen den ſteinernen Wänden der ciſterzienſiſchen Waldklöſter rang und zagte, verzweifelte und ſiegte, wollen wir uns nähern; indem wir auf ſie horchen und lauſchen, behorchen wir füglich die Seele des deutſchen Volks von damals in ſeiner Tiefe.

Der Schriftſteller, der uns dabei als Quelle dient, iſt der vielgeprieſene Cäſarius von Heiſterbach, aber nur in ſeinem „Zwiegeſpräch von Wundern“; denn er war auch ſonſt ein überaus fruchtbarer Schriftſteller. Und mit ſichtlicher Freude erzählt er von jenem Schreiber im Arnsburger Kloſter, deſſen fleißige Rechte noch nach zwanzig Jahren unverſehrt gefunden ward. Von Cäſarius rühmt einer der beleſenſten evangeliſchen Kirchenhiſtoriker, er habe uns in dieſem „Dialogus“ ein überaus lebensfriſches und farbenreiches Sittengemälde geſchenkt. Aber daß er deshalb auch entſprechend bekannt ſei, kann man gewiß nicht ſagen. Selbſt den Namen ſeines Kloſters kennen die Meiſten vielleicht nur aus Wolfgang Müllers „Mönch von Heiſterbach“, der wohl niemals in Heiſterbach gewandelt hat, ſondern nur vom Dichter dahin lokaliſiert iſt. Auch der bedeutendſten Schrift über Cäſarius, von Alexander Kaufmann, um deren willen andre Kenner ſogar von eigener Bearbeitung abgeſehen haben, fehlt gerade

das, was wir in den Vordergrund ſtellen wollen: Glaube und Stimmung, Vorſtellungen und innere Kämpfe jener frommen Brüder. Die katholiſche Kirche ihrerſeits wünſcht gar nicht, den „Dialog" beſonders bekannt werden zu laſſen. Sie hatte ebenſo ſchon zu Lebzeiten des Verfaſſers, nach ſeinem eignen Zeugnis, kein ungetrübtes Wohlgefallen am „Dialogus". Man befürchtete, ſeine grotesken Wundergeſchichten könnten das wahre Wunder verdächtigen. Darum wird eine neue Blumenleſe von dieſer friſch und faſt wild blühenden Haide wohl wieder an der offenen Straße ausgeboten werden dürfen.

Im „Dialogus" finden wir das ganze klöſterliche Daſein jenes Ordens, der, damals auf ſeiner Höhe und unmittelbar vor ſeinem Niedergange, in etwa 2000 Klöſtern (mit 20—200 Inſaſſen) Mitteleuropa von Burgund bis zur Oberlauſitz durchſetzte und von dem ſogar ein Königreich, Portugal, zu Lehen gieng. Erfüllt ſchien für manche Gegenden das kühne Wort des Kölner Erzbiſchofs Philipp, er wünſche in jedem Dorfe ſeines Sprengels ein Kloſter dieſer Männer, qui deum jugiter laudent, die Gott ohn' Aufhören lobten. Wie charakteriſtiſch iſt ſchon der volle Titel des Buches: dialogus miraculorum! In 12 Büchern hat Cäſarius einen ungeheuren Stoff von faſt 800 erbaulichen Geſchichten, von außerordentlich mannigfaltigem Inhalt vor uns ausgebreitet: aber alle Geſchichten enthalten irgendwelche Wunder oder beleuchten ſie doch. Das Unzulängliche — hier iſt's Ereignis. So war die Stimmung jener Zeit, die nach Cäſarius wiederum das nahe Weltende erwartete — vom Zeitenbuche Gottes ſei nur mehr ein Blatt übrig —, daß gerade die Beſſeren und Edleren im Wunder das Gewöhnliche ſahen. Es iſt eine tiefſinnige Auffaſſung, daß auch die Wunder des Evangeliums (und die in der Kirche ſich fortſetzenden) den Menſchen zur Vorausgewöhnung an eine jenſeitige Welt erziehen ſollen, wo keine Schranken, keine Hüllen das Verklärte umſchreiben und trüben: das Wunder eine Vorprobe des himmliſchen Daſeins. Auf dem Feld, im Chor, beim dürftigen Eſſen, in der Verſuchung, im Tode: überall iſt der Ciſterzienſer von Wundern umgeben. Die Welt und ihre Lebensgeſetze ſind durchaus und allenthalben für das Göttliche, daß ich ſo ſage, „porös und penetrabel": ſie ſind nur Schein und Schleier.

Die 12 Bücher nennt Cäsarius: Distinktionen, Teile. Mit den bescheidnen Worten: „sammelt die übrigen Brocken“ führt er sie ein und begründet die ohnehin im größten litterarischen Ansehen stehende Zwölfzahl. Sie handeln: vom Eintritt ins Kloster: der Zerknirschung (contritio, ihre höchste Stufe compunctio); der Beichte; der Versuchung; den bösen Engeln; der Herzenseinfalt; der heiligen Jungfrau; von Visionen; dem Sakrament des Altars; von Wundern; vom Tode; und zwölftens — von der Vergeltung. Es ist bezeichnend, daß nur das Buch von der Versuchung die doppelte Stoffmasse der andern Bücher umfaßt. Cäsarius hat, wie die Hauptvorrede und die Vorreden zu den einzelnen „Distinktionen“ zeigen, scharf und nicht ohne Erfolg über diese Anordnung nachgedacht. Er freut sich, wenn er zwischen der Ordnungsnummer des Buches und dem Inhalte eine Beziehung finden kann, und wäre sie so künstlich, wie zwischen Distinktio X (von Wundern) und den — zehn wunderbaren Plagen Aegyptens. Da deren zehn gewesen, so gehörten die Wunder ins zehnte Buch. Innerhalb der einzelnen Distinktionen ist aber der Stoff im ganzen und großen wohlüberlegt geordnet, und eine gewisse Spannung durch Aufsteigen zum Erhabeneren ist in den meisten nicht zu verkennen. Freilich passen auch einzelne Geschichten nicht genau zu den Buchüberschriften; wir finden Erzählungen unter den „Visionen“, worin eine solche gar nicht vorkommt, und andre bequemen sich überhaupt zu keiner seiner zwölf Überschriften.

Cäsarius ist nicht der erste noch der letzte, der seine Darstellung durch Zwiegespräch belebte: noch Meister Eckhart hat mit Schwester Kathrine die gleiche Wirkung gesucht, die Cäsarius durch Aufstellung seines Novizen beabsichtigt; eines Novizen, da er, der Novizenmeister von Heisterbach, sein Buch zunächst diesen Neulingen des Klosterlebens zudachte. Aber bei Cäsarius ist der Dialog keineswegs nur Darstellungsform, und der Novize ist nicht nur ein Treibmittel der Erzählung, um sie fortzuleiten und zu ergänzen, wie etwa dem modernen Ernst Renan in seinen Dialogen; es ist dem Cäsarius vielmehr mit der Einführung des zweiten Sprechers ein rechter Ernst. Bedenken und Fragen, die dem Leser aufstoßen mögen, legt er ihm in den Mund, oft so bestimmter, individueller Art, daß der anderweit uns überlieferte Name Apollo-

nius gerne angenommen werden mag. Des Novizen kurze, selten 3, nie 5 Zeilen übersteigende Einwürfe ermöglichen immerhin eine Art Bild von ihm: ein gutartiger, optimistischer, aber mit offenem Kopfe und noch unvollkommener Ordenszucht ausgestatteter Jüngling. Daß Cäsarius wirklich einen bestimmten Schüler im Auge hatte, geht aus der Erinnerung des Jüngling an Erlebnisse, so an die Bekanntschaft mit Erzbischof Theoderich von Köln hervor, und daß er Oel von einem Bilde der hl. Jungfrau gesehen, das sich in Fleisch zu verwandeln begann; oder aus seiner größeren Liebhaberei an Fischen als an Fleisch; aus seinem Geständnis, daß er die Kniebeugungen nicht tief genug zu machen pflege. Auch erzählt der Novize, daß er vielfach sich versucht fühle (tentari) oder daß ihn manchmal im Chor ein auf den Satan zurückzuführender plötzlicher Schreck (horripilotia) erfasse; endlich beruft sich der Verfasser auf gemeinsame Erlebnisse aus dem letzten Jahre. Er rüstet den Jüngling übrigens mit einer gewissen theologischen Sicherheit und guter Belesenheit aus. Daß gute Werke außerhalb des Gnadenstandes nicht nützen können, wirft er mit einem Wahrheitssinne ein, der selbst einer vorgeblichen göttlichen Anordnung gegenüber ein: non liquet wagt. An Urteil fehlt es ihm auch sonst nicht, wenn er die Ähnlichkeit moderner mit biblischen Wundern erkennt, wenn er manche der erzählten selbst über das von Bileams „azina“ stellt und seinen Meister darauf aufmerksam macht, daß der Kuß der heiligen Jungfrau, einem zum Ehebruch mit einer Standesgenossin versuchten Ritter gegeben, den Lesenden anstößig sein könne; und fast witzig ist seine Gegenüberstellung des Parallelwunders, da Maria jenen Mann mit einem Kusse, eine unzüchtige Nonne mittels einer Ohrfeige geheilt habe. Oft äußert er recht heikle Einwände, so, warum in einer Wundergeschichte die hl. Maria für einen ihrer besonderen Verehrer ins Turnier geritten sei und die schönsten Preise herausgestochen habe, da Turniere (torneamenta) doch (der Gefährlichkeit wegen) Todsünde seien. Er bekennt auch, Kloster-Visionen bisher nicht für so bedeutsam gehalten zu haben, er weiß offenbar, wie nahe sie den Träumen stehen. Sein Wissenstrieb und sein kasuistischer Eifer treiben ihn bis zu der Frage: ist's eine Sünde, Reliquien an sich tragend, natürliche Bedürfnisse zu befriedigen? Worauf Cäsarius

die Notwendigkeit zum Entscheidungsmerkmale macht und den echt christlichen Gedanken beifügt: die Heiligen ekeln nicht vor dem natürlich Häßlichen, sondern vor der Häßlichkeit der Sünde. Das ist denn eine von den — übrigens zahlreichen Stellen —, welche Weizsäcker veranlassen zu urteilen, „die Moral des Cäsarius ist eine vielfach wahrhaft evangelische". Nur, daß ich das soeben gebrauchte Attribut „echt christlich" gerechter finde; denn auch bei Abälard (Epitome theologiae) finden wir den Satz: „also besteht jede Sünde allein im Willen, sowie jede verdienstliche That". Ganz verwandt äußerst Cäsarius: „was ohne Liebe und die andren Tugenden geschieht, ist tot".

Die Fragen des Novizen steigen manchmal in die dunklen Tiefen verschleierter Geheimnisse hinab: wie es Gottes Gnade zulassen könne, daß gerade seine Lieblinge, die Mönche so überaus unreine Versuchungen dulden müßten. Und dieser Wahrheitssinn führt ihn nahe an die Entdeckung damals verkannter Thatsachen: wie könnten, so fragt er, Ketzer, die an keinen Himmel glaubten, Märtyrer werden? Denn da lag der Schluß nahe genug, diese so siegesgewiß sterbenden verleumdeten Waldosier (Waldenser) sind eben wahre Christen. So kommt ihm auch der Gedanke Luthers: wenn doch alles an der inneren Frömmigkeit liege, warum sich äußerlich, mönchisch quälen? Daß endlich der Novize alle „Distinktionen" und Kapitel mit Zahl und Nummer kennt, das ist allerdings eine Naivetät der Darstellung; denn diese Fertigkeit kann nur der litterarischen, nicht der lebendigen Person zukommen, sie setzt eben das vollendete Buch voraus, das wieder den Novizen voraussetzt. Sonst aber hat Cäsarius nicht ohne schriftstellerische Kunst seinen Schemen von Novizen mit Lebensblut durchströmt, wie Homer seine Schatten in der Unterwelt, und ihm die hellen Farben persönlichen Daseins verliehen. Über seine eigne Person teilt Cäsarius mit mönchischer Bescheidenheit nur weniges mit. Wohl erwähnt er einmal seine conversio (Einkehr ins Kloster), die durch ein in Clairveaux geschehenes Wunder herbeigeführt ward, wo die heilige Mutter, die hl. Anna und Maria Magdalena ins Thal hinabstiegen, um den mähenden Mönchen den Schweiß abzutrocknen. Er trat in Heisterbach ein, wo er es zum Novizenmister und zur höchsten Stelle nach der des Abtes, zum

Priorate brachte. Heisterbach liegt heute in Ruinen, eine Stunde östlich von Königswinter, im Siebengebirge. Als Cäsarius schrieb 1121 (s. u.) war es erst 1/4 Jahrhundert alt, sein Wohlstand noch gering. Das Waldkloster, eine Tochter von Hammerrode in der Eifel, hatte nichts aufzuweisen als die Tugenden seiner Inwohner. Als man unsrem Cäsarius jenes Wunder erzählte, war er ein Scholar zu Köln; daß er dort auch geboren sei, ist durchaus nicht wahrscheinlich, der Beweis e silentio ist hier zu stark. Nur um des Wunders, nicht um seiner Person willen erzählte er folgendes liebenswürdige Begebnis aus seiner Kindheit: totkrank habe er bereits zweimal die heilige Ölung empfangen, da wurde eine Wickelung mit dem noch nassen Taufkaken empfohlen, in dem soeben eine 10jährige heidnische Sklavin (jedenfalls aus Wendenland) getauft worden war. „Sogleich brach Schweiß aus, und ich war gesund." Auch Zweifler werden dieses „Wunder" nicht zurückweisen, und der Novize fragt ganz spitzig, ob auch Wunder mit bloßem, nicht geweihtem Wasser vorkämen. Noch erzählt er, daß er entsetzt als Schüler zu Köln reuelose Sünder aufs Rad geflochten gesehen habe. Und wieder eine persönliche Erinnerung mag darin liegen, daß sein lieber Lehrer, das Original Ensfried, seine Schüler einmal 3, 4 Tage lang nur mit Kirschen ernährt habe. Den von je in sich gekehrten Sinn des Schülers hat sonst das mächtige und üppige Leben Kölns, der damals ersten und reichsten Stadt Deutschlands, wenig berührt, nur mit Abscheu erinnert er sich, nackte Possenreißer (Karneval?) durch die Straßen taumeln gesehen zu haben. Selbst, daß Cäsarius Deutscher von Geburt ist, erfahren wir nur gelegentlich, wenn er von einem Bischof von Besançon ausdrücklich erklärt: „gebürtig war er aber aus unsrer Provinz". Auch seine Erfahrungen als Novizenmeister führt er mit großer „Diskretion" ein, aber man erkennt, welch unbegrenztes Vertrauen er bei Nonnen und Mönchen genoß. Der Name Cäsarius kommt damals im Rheinland und im Dialogus mehrfach vor. Eine Erzählung von einem Novizen, der sich der Mönchsschur, in altgermanischem Stolz auf seine caesaries (Haarschopf) nicht unterziehen will, wird ausdrücklich von einem andern berichtet; auch ist die Ableitung von caesar wahrscheinlicher. Reisen zu Ordenszwecken hatten ihn im ganzen Unterrhein-

gebiet von Hadamar bis Westfriesland umhergeführt. Dabei sammelte er seine „Wunder“; er war bekannt dafür, daß man ihn damit erfreuen konnte. Wunder heißen bei ihm geradezu „etwas zur Erbauung“. Die berühmtesten Klöster hatten damals ihr Wunderbuch. Wie man jetzt etwa den Bestand einer Kloster- oder Universitätsbibliothek mit Stolz veröffentlicht, und die Bibliothekare ihre „Unica“ vergleichen, so trugen sich damals die frommen Wanderer bei ihren Reisen von Kloster zu Kloster (die mannigfache Verwaltungszwecke veranlaßten) ihre neuen Wundermären vor. Nicht daß alles eigner Wuchs gewesen wäre; wohl wird manches Wunder berichtet, was eben in den vier Mauern dieses Pomoeriums (Hofraite) sich begeben habe, aber größere Bestände sind Gemeinbesitz des betreffenden Ordens, der Klosterwelt, ja der Christenheit überhaupt. So citiert Cäsarius das Wunderbuch von Clairveaux, und andre, die er nicht anführt, benützt er, ebenso wie die Kirchenschriftsteller. Oft auch hat er ein Wunder seiner eigentümlichen Entstehungsumstände entkleidet und läßt es in neuem Gewande, an näherem Orte auftreten. Es konnte nicht fehlen, daß sich — und wäre es nur aus Neid gewesen — ein Rückschlag gegen diese Liebhaberei besonders der Klöster regte; aber wenn Gilbert von Nogent hundert Jahre vor Cäsarius gegen schwindelhaften Wunder- und Reliquienkram geschrieben hat, so will er das Prinzip damit nicht antasten. Die Wunder waren auch zu enge verknüpft mit dem Reliquienschatz der einzelnen Klöster, und diesen der Welt bekannt zu machen, war die erste Aufgabe der Mönchsfeder, wie der Mönchskanzel; denn er heilte und half, leiblich und seelisch.

Selbst bei unsrem überaus leichtgläubigen Cäsarius fehlt es nicht an einer Art Kritik der Wunder; es werden thunlichst Zeugen namhaft gemacht, und noch lebende erhalten den Vorzug. Er erzählt eine Geschichte, die er früher ungenau erzählt zu haben glaubt, in einem späteren Buche nach besseren Zeugenaussagen genauer; sagt auch, man dürfe Wunder nicht als moralische Beispiele benützen, sowie Wunderbücher seien nicht authentisch. So darf man denn einem seiner Bewunderer wohl zugeben, daß er mit subjektivem Wahrheitssinne geschrieben hat, mit der, wie er an mehreren Stellen betont, vor Gottes Angesicht gefaßten Absicht, keine

Unwahrheit aufzuzeichnen, lieber ſchöne Sachen wegzulaſſen, die wahr ſeien, als Unſicheres weiterzugeben; aber zum Geſchäfte der Prüfung des ihm Zugetragenen iſt er doch gänzlich außerſtande. So erzählt er, der Kryſtall, der einen Zahn des hl. Nikolaus umſchloß, ſei bei den unverſchämten Bettelpredigten ſeiner Verehrer (pecuniam emungere!) wunderbarerweiſe zerſprungen; aber er glaubt dies Wunder damit ſchon erhärtet zu haben, daß er den Sprung geſehen hat, nicht das Springen. Von derartigen Scheinprüfungen wimmelt es bei ihm. Auch ſeine geiſtige Bildung ſtand nicht ſehr hoch, am beſten iſt er als Dialektiker und als Schriftkenner. Geſtehen wir es nur, trotz des halben Dutzends Kirchenväter und der paar klaſſiſchen — man kann den von Kaufmann genannten noch den Iſidorus von Hiſpalis beifügen — iſt ſeine Beleſenheit, auch wenn man ſie nicht beiſpielsweiſe an der ungeheuern des Meiſters Eckhart mißt, ſehr gering. Wie konnte auch das junge und beſcheidne Kloſter ſchon Bücherſchätze hegen? Vollends die antike Litteratur oder die vor ſeiner Lebenszeit liegende Geſchichte unſres Vaterlandes bildet keinen lebendigen Hintergrund ſeines Bewußtſeins. Nicht einmal die Polykratesgeſchichte oder die Sage vom Herkules am Scheideweg erkennt er wieder.

Am ſchwächſten natürlich iſt ſeine Etymologie; es bereitet ihm ſichtliche Genugthuung, ursus von os, oris, Mund, weil dieſer orsus mit ſeinem Maule die Jungen belecke und formiere, mors von morsus (dem Apfelbiß) abzuleiten. Aber geradezu bewundernswert iſt ſeine genaue Kenntnis der heiligen Schrift, die er in jener willkürlichen, aber oft auch recht geiſtreichen Weiſe ausnützt, die ſchon lange vor Origenes, aber am meiſten durch ihn, an jede Schriftſtelle mit einer mehrfachen Auslegung herantrat. Bei ſolcher Schriftkenntnis fällt es daher geradezu auf, daß er einmal meint, die Krieger des Herodes ſeien es geweſen, die ſich enthielten, dem Heiland die Beine zu brechen. Seine Darſtellung iſt muſterhaft klar und anſchaulich, ſowie es ſich um einfachen Bericht handelt — gerade Hiſtoriker haben hierin den Hiſtoriker anerkannt — ſie erhebt ſich auch zu rhetoriſcher Schönſchilderung bei betrachtenden Stellen, Kraft und Wucht zeichnen den Stil aus und verraten eine beträchtliche Schulung; auch ein ergreifendes Gebet flicht er wohl da und dort ein. Aber wenn ihm von einem kenntnisreichen

Verehrer gar auch nachgerühmt wird, daß er eine gute lateiniſche Feder führe, ſo geht das zu weit. Es kommt auf den Maßſtab an. Beſſer wie das Latein der viri obscuri iſt es ja wohl; aber wie barbariſch, wenn man es an dem des älteren Zeitgenoſſen Saxo Grammaticus mißt, oder an früheren deutſchen Gelehrten wie Otto von Freiſung und faſt allen bekannteren Geſchichtſchreibern jener Zeit. Man thut alſo beſſer, des Cäſarius eigenen Worten von der inopia ſeiner Latinität zu trauen, was wir nicht für eine Beſcheidenheitswendung halten dürfen, wie wir ſie von Winfried Bonifatius an bis zum letzten Humaniſten durch die Litteratur gehen ſehen. Die Rechtſchreibung iſt durch griechiſche Schriftzeichen entſtellt: dyadema, prothoplasma, cycatrix, cathena, themon (daemon), Epyphania, azinus, innergia, Ginnadius, letania, gingnere, cerusia (cerisia). Die Syntax wimmelt von Germanismen: particula de eodem. Caro ex avibus. Sciatisquia (auch in der Vulg.); agere habebat, hatte zu thun dicere habeo; sub omni festinatione; extra se fieri (!). Missumest pro vino (nach Wein), pro visitatore. in exemplum esse, zum Beiſpiel dienen. Coronari in imperatorem. Man kann das Alter deutſcher Redensarten aus ſeinem Latein beſtimmen, ſchon heißt es molendinam admittere, die Mühle anlaſſen. So darf man auch nicht glauben, was Kaufmann rühmt, „Griechiſch und Hebräiſch ſeien ihm nicht ganz freund geblieben". Denn ſeine hebräiſchen Etymologien hat er aus dem Großen Gregor und philargiria (sic) hält er für ein aliud nomen von avaritia, alſo für lateiniſch. Dagegen beweiſt nichts, daß er weiß, cerastes heiße der Gehörnte, was er in jeder Predigt hören konnte; dabei meint er noch, es gebe ein griechiſches Wort cerasson.

Natürlich wird man ſeinem lateiniſchen Stil keinen Fehler aus Barbarismen aufrechnen, die mit eigentümlichen Mönchsideen zuſammenhingen. Sie gerade zeigen uns den goldenen Grund des innigſten Gefühlslebens der frommen Kloſterleute. Was er da in üblem Latein ausdrückt, iſt für die Geſchichte der religiöſen Empfindung von nicht geringem Werte. Reihen wir einige derſelben zu einem kurzen Überblicke des Kloſterlebens an einander. Äußerlich iſt der Kloſterbruder pannosus und ſelbſt scabiosus, lumpig und krätzig, aber es glänzt ſein inwendiges Leben, wohl

iſt er noch jung, doch ſiegt er mit Gott in den Verſuchungsſtürmen: paries ova (neue Wand, Mauer = Novize) valide pulsus (ſtark angefochten). Iſt er ein Mann bonae conversationis (reinem Wandel), ein vir bonus und timoratus (gottesfürchtig) und regulariter satisfaciens, ſo heißt er imberbis at mente canus (ein Greis dem Sinne nach) oder virgo corpore et mente: er wird firmus (feſt, beſonders auch wachbar beim nächtlichen Chorgeſang), und ſeine Stimme ertönt den Heiligen zu Ehren: bene et fortiter laudare deum sanctosque. Es iſt kein geringes Lob: voci penitus non pareit, er ſetzt ſeine Stimme zu; aber er darf ſich nicht hinreißen laſſen zum azinaliter clamare (tieriſch brüllen), denn das iſt das vitium superbae vociferationis, die vocis exaltati, und erzeugt das vitium dissonantiae. Das Schreien, beſonders beim Hallelujah, iſt leider oft ſo ſtark, daß es Kopfweh hervorruft, und die Dämonen haben eine boshafte Freude daran, es zu ſchüren, daß auch der geläufigſte Pſalm zerrüttet wird und in Mißklang endet. Auch allzuſüßer Geſang iſt zu meiden: ein Mönch in Monte Caſino, der im Wohlklange ſeiner Stimme ſchwelgte, wurde vom Altar entrückt. Für ein bewußtes Predigtmärlein möchte man halten, was ihm ein Abt erzählte, die Stimmen allzu grell ſingender Mönche habe ein Bruder vom Teufel in einen weiten Sack füllen ſehen. Zeit und Ort nennt zwar Cäſarius nicht, aber er unterläßt das grundſätzlich bei Unvorteilhaftem. Denn die Mutter der Tugend iſt die discretio, die Frau Maße, wie Walther von der Vogelweide ſie weltlich mythologiſierend nannte. Es iſt nicht zu genug zu betonen, daß das Mönchtum, welches einen Weg zu Gott (ἑδελο ὀργησκεία) darſtellt, dennoch jeden eigenen Weg beſonders geſuchter Heiligkeit außer den Ordnungen ſchon durch Benedikts Mund ſelbſt verurteilte: nimia abstinentia infrigidat stomachum, allzu weit getriebene Enthaltſamkeit erkältet den Magen, es iſt geradezu ein techniſcher Ausdruck, den Abt mit der Bitte um größere Enthaltung plagen (importunus de licentia majoris abstinentiae), und ungemeſſene Askeſe führt zur acedia, zum Überdruſſe, zur Todestraurigkeit. Denn accidia dum modum excedit, vertitur in crudelidatem; nimia pietas in dissolutionem; indiscretum zeli studium judicatur iracundie; nimia mansuetudo segnitia dicitur et accidia. Das Gebet iſt eine ſtarke Stütze zur rechten

Wanderung: pulsare (anklopfen), auch wenn Gott nicht balde erhört ((durum inveni: ich habe ihn hart gefunden!) Noch mehr vermag die Beichte, ſofern man nicht durch falſche Scham (erubescentia, nimia verecundia) vorbehält; hier gilt es, conscientiam fodere (das Gewiſſen rühren), damit der Beichtende nicht mit einer cauteriata conscientia (Brandmal im Gewiſſen) hinweggehe. Nützlich iſt auch die plaga virgarum (Rutenſchläge), die man beſonders gegen Novizen, die an Austritt denken, mit Vorteil anwendet. Standhaft verharrend wird der Fromme wohl von Gott ſichtlich begnadet, mit Viſionen, mit der gratia lacrimarum, daß ihm bei rührenden Gelegenheiten, auf den Höhen der Erbauung, die innige Ergriffenheit ſich im Thränenſtrom ausweint. Man beneidet den, der ſie beſitzt; Frauen bitten für andere um dieſe Gabe, allen zur Erbauung, Eitleren zum Neide. Ein ſolcher tritt wohl am kühnſten dem Teufel entgegen, der überall lauert im Kloſter, an heiligſter Stätte wie an der unſauberſten, bald in Kröten-, bald in Schlangen-, Affen- und Katzengeſtalt; der die Frommen subsannat und cachinnat (ſpöttiſch verlacht) oder ſelbſt colaphizat und mit ſeinem ekeln Naſenſchleime bewirft, aber endlich confusus (beſchämt, widerlegt, beſiegt) fliehen muß. Da kann der Standhafte rühmen, daß er bonam dei manum super se habere (Gottes Gnadenhand über ihm walte). In ihm glüht der fervor, der inbrünſtige, rechte Feuereifer, deſſen ſpöttliches Gegenbild der fervor indiscretus (Viereifer) und motus indisciplinatus (ungezügelte Regungen zum Guten, Maßloſigkeit) iſt. Geſtählt iſt er jetzt gegen die sagittae ignitae des Teufels, die Feuerpfeile, die er nicht mehr fühlt — und was das höchſte iſt: in igne non arsit, wie der fabelhafte Salamander glüht er nicht im Feuer ſelbſt; nescit taedere, er iſt unverdroſſen, vir fortis et fervens. Vielleicht gar fügt es Gott, daß er durch Zeichen glänzt (signis coruscare), indeß erklärt Cäſarius, die Wunderzeichen ſtünden keineswegs im geraden Verhältniſſe zur Heiligkeit. Ebenſo unbefangen urteilt er über den relativen Wert der Jungfräulichkeit, was Ruprecht von Deutz 80 Jahre früher viel zaghafter behandelt. (Unten Näheres.) Nur gewiſſe Geſichte zu ſehen, behält er den Jungfräulichen vor als ausſchließliches Vorrecht. Noch weniger nötig zur mönchiſchen Vollkommenheit iſt, daß einer vir magnae litteraturae (Gelehrſamkeit) ſei.

Und wie gestaltete sich das äußere Leben der Klosterbrüder Tag für Tag? Als caminus paupertatis, als Feuerofen der Entbehrung umschreibt Cäsarius das ärmliche Klosterleben. Er war freilich der letzte, darüber zu murren; er wußte, daß geregelte Entbehrung ein starkes Mittel gegen Versuchung und Anfechtung ist. Unzweideutig geht aus seiner Darstellung hervor, wie hart das Leben in Heisterbach war: dieselben Mönche aber, die nie einen Bissen Fleisch essen, schlachteten in einer großen Hungersnot täglich einen Ochsen, als das Volk hungernd um ihre Mauern ausharrte, so daß Frauen auf dem Felde gebaren. Andere Klöster speisten damals (nach einer Vorlage des Evangeliums) täglich 5000 Menschen. Von jenem Reichtum, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Cisterzienser umstrickte, ist noch keine Spur in den jüngeren deutschen Klöstern, deren Entstehen in die zweite große Rodungsperiode in Deutschland fällt. „Das Gewicht der Mönchskleider, die langen Wachen und Schweigezeiten, Hitze im Sommer und winterliche Kälte, das völlige Fasten und sonst die armselige Nahrung", das seien die Beschwerlichkeiten der Klöster. Auch des Bettes Härte ist eine ständige Klage der Schwachen. Doch haben die Mönche Kopfkissen und gegenüber einem verbreiteten Vorurteil, als habe das Mittelalter den Gebrauch des Hemdes zur Nacht nicht gekannt (das übrigens an jedem mittelhochdeutschen Wörterbuche zu schanden wird), sei bemerkt, daß Mönche wie Nonnen nachts camisias tragen, letztere nach Ablegung der Kleider; während freilich ein reicher Bauer nackt schläft (im Sommer?). Um jeden Riß der weißen, bei der Arbeit grauen, Kutte zu bessern, hatte jeder ordnungsmäßig Nähzeug bei sich zu führen. Derbe Stiefel (cothurni, bei der Arbeit wohl Holzschuhe) schützten den Fuß draußen, im Kloster war der Fuß mit Sandalen versehen. Der starke Lärm, den die Holzschuhe machten, wird einmal erwähnt. Bei vornehmen Ordensgeistlichen kamen auch elegante Stiefel vor, und Philipp II., August von Frankreich, entgegnete einem solchen Zierling, der über einen räuberischen Ritter Beschwerde führte: freilich, ich sehe, er hat euch alles genommen, auch das Leder, sonst hättest du schwerlich so enge Stiefel an. Dies Witzwort wird aber von Cäsarius auch unsrem König Philipp zugeschrieben. Die Unreinlichkeit, da nirgends ein Wort von Bädern vorkommt, war bei der Wollkleidung

ſo groß, daß ein Ritter einzig nur der (Filz-) Läuſe wegen nicht eintreten will (pediculi, vermiculi). Aber auch bei den Damen jener Zeit war dies Leiden verbreitet. Ein engliſcher Kloſtergeiſtlicher heilt die unzüchtige Neigung einer Nonne durch den Anblick ſeines bloßen Körpers corpus vermibus corotum, und ein Kölner die Leidenſchaft einer vornehmen Dame durch eine entſprechende mündliche Schilderung ſeiner Perſon, die einſt in allen Turnieren ritterlich geglänzt hatte.

Fame cruciari, Hungerqual, iſt die kurze Zuſammenfaſſung der Nahrungsfrage: Erbſen, Linſen, grobes Schwarzbrot von Gerſte (und Roggen?). Höchſtens Fiſche an Feſttagen waren erlaubt, während die Benediktiner, einſchließlich der Cluniacenſer, ſich an artocreas, Fleiſchpfannkuchen, labten. Das Köſtlichſte, was Heiſterbach kannte, waren ova frixa, Rühreier, die pitantia hießen. Gar ſchön iſt die Erzählung von den 3 Würzkörnern, welche jene faden Speiſen ſchmackhafter machten, Pfefferkörnern gleich; das erſte Pfefferkorn ſeien die frühen Vigilien, das zweite die Handarbeit, das dritte — desperatio ferculi: keine Ausſicht, fettere Biſſen zu bekommen. Eine luſtige Geſchichte teilt Cäſarius mit von einem vornehmen Kardinal, „der auch Ciſterzienſer“ war und einſt von einem als Original bekannten Laien-Bruder eine erbauliche Geſchichte (aliquid boni dicere) verlangte. Der ſprach: wenn wir tot ſind, wird uns der hl. Benedikt entgegeneilen, und wie er unſre Kutten ſieht, uns mit Freuden in den Himmel führen. Dann wird er zum Kardinal ſprechen: und du? „Ich bin auch Ciſterzienſer.“ Wohlan, ſchneidet ihm den Leib auf, ſind Gemüſe, Bohnen, Erbſen, Linſen, Brei darin, gut, ſo mag er herein; ſind aber feine Fiſche und Leckereien darin, ſo bleibe er draußen! Schlemmer finden im verbotenen Braten wohl eine Kröte, und ein Arnsburger Ciſterzienſer, ein inclusus (in eine Zelle beſonders eingeſchloſſener = reclusus), ſah ſie — in Roßäpfel ſich verwandeln. Aber die Speiſe iſt, wenn auch rauh, nicht kärglich: „da unſre Speiſen nicht ſehr nährend ſind, ſo muß man bis zur Sättigung nehmen“, und dem Übereifrigen hatte es der Teufel eingegeben, der dem Abte hart anlag, nur noch ein halbes Brot eſſen zu dürfen, um ſich mehr zu heiligen. Dem Frommen nehmen dieſe Speiſen oft geradezu himmliſchen Geſchmack an; ein Bruder, der das rohe Brot nicht eſſen

mochte, sah es visionär in Christi Blut getaucht, und aß es mit Wonne, das nun wie Honig schmeckte. Einmal, „in diesem Jahre", kam anderswo bei der Austeilung von Rühreiern eine Nonne zu kurz. Sie dankte Gott dafür, daß er sie entbehren lasse; aber der höchste Abt, Gott, sandte ihr eine unsichtbare Ritantia, deren Wohlgeschmack sie ganz durchdrang. Es war ein körperlicher Wohlgeschmack so voll und herrlich, daß sie für seine Wiederholung nie mehr im Leben Rühreier nehmen möchte. Der Abt hielt ein te Deum am Platze. Cäsarius ist nicht kleinlich; auch in der Speisenfrage nicht: wenn einer, ohne es zu wissen, auf Reisen etwa zu Fleischspeisen komme, die er nicht erkenne (Ragouts, Pasteten ꝛc.), so soll er's dankbar genießen und sich keine Skrupel machen. Man sieht, er hat den Römerbrief mit Nutzen gelesen. Die Gierigen lobt er freilich nicht: er freut sich, daß der Teufel einen gierig von Fleisch Träumenden an die Steinwand des Chors den Kopf empfindlich anstoßen, einen andern, der im Chor lüstern von Fleisch träumte, ins Getäfel beißen läßt.

Von nicht geringer Bedeutung für die Zwecke des Klosterlebens war die Beschränkung des Schlafs: gerade durch sie wird die mansuetudo (eigentlich Zahmheit) wesentlich gefördert. Der Müde ist nicht übermütig. Aber der nächtliche Schlaf ist von dem strengen Verbot zu sprechen umhegt. Der Teufel aber betreibt, um die districtio ordinis (die Strenge der Klosterordnung) zu brechen, in jeder Gestalt die Förderung des unerlaubten Schlafes, und Cäsarius gesteht: sie schlafen oft im Chor. Daher gehen der Abt, der sonst sein stallum (Platz) zwischen den Novizen und Mönchen hat, sowie der Prior, ja Christus selbst und die besondere Ordensheilige, die Jungfrau Maria, im Chore umher, die Schlafenden zu wecken. Wie sehr bedürfen diese in einem eintönigen Dasein Verdämmernden des Schlafs: der Glöckner schläft im Chor, in den Minuten zwischen dem Glockenzeichen und dem Eintritt der Brüder. Oft schlafen Brüder in der Haltung von Betenden. Vielfach entsteht durch Mangel an Schlaf Kopfweh, und der Arzt im Kloster vermag weniger dagegen als die Wunder der Gottesmutter. Wenn es an Demosthenes erinnert, daß ein Abt die schlafenden Mönche in Heisterbach durch eine Geschichte vom Gralskönig Artus erweckte, so klingt es dagegen etwas frivol, daß ein die Fastenzeit im

Kloſter verbüßender Ritter beim Abſchiede den Abt um den Stein bittet als Schlafkiſſen, auf dem er im Chor die ſüßeſten Schlummerſtunden genoſſen hat. Mit großem Unrecht hat Kaufmann, dem dies anſtößig iſt, einen mythologiſchen Untergrund vermutet; eher hätte er einen heidniſchen Schlafdorn (spina) verſteckt im Dialogus VI, 10 finden dürfen! Sehr anſtößig ward das unordentlich, aufgedeckt Liegen gefunden (inordinate, incomposite, impudice jacere) und immer, in zahlreichen Geſchichten gerügt; zumal die heilige Jungfrau, „das kälteſte Elfenbein der Jungfräulichkeit", wie Cäſarius ſie etwas orientaliſch nennt, bei etwaigen Rundgängen dadurch beleidigt wird. Auch naht dann der Teufel, etwa in Frauengeſtalt, und verübt den empörendſten Übermut.

Daß die müden und mangelhaft genährten Körper allen Krankheiten eher unterworfen ſind, iſt natürlich; Waſſerſucht, Magenleiden, Kopfweh und Zahnweh werden namentlich erwähnt; das infirmitorium, der Krankenſaal, begegnet nicht ſelten. Von wiſſenſchaftlicher Arbeit iſt nicht die Rede. In Heiſterbach ward außer dem Gottesdienſt nur der Landbau gepflegt. Mögen die Sozialiſten darin eine Lehre für ihren Zukunftsſtaat finden! Erwähnt wird der Landbau nicht gerade häufig, etwa das Pflügen, Kohlpflanzen und Schweinehüten. Offenbar galt er den Mönchen neben ihren asketiſchen Übungen als ein feiles Werk; aber der Orden gab darin nicht nach: noch im Jenſeits, belehrt uns eine Geſchichte, hängt dem beim Landbau Trägen — es iſt ſogar ein Abt — ein Makel an. Ein höchſt ſtimmungsvoller Vorgang aus dem Mutterkloſter Hemmenrode ſei hier mitgeteilt. Beim Kohlpflanzen ſprach ein Mönch namens Thomas zu ſich ſelbſt: wärſt du doch im Vaterhaus, die Magd würde ſich weigern, ein ſo niedriges Geſchäft zu thun. Entrüſtet entfernte er ſich von den Brüdern, indem ihn der Geiſt des Stolzes von dannen führte, ihn noch härter zu bedrängen. Als er ſo im Walde allein war, war auch der Verſucher da, und hatte er ihn vorher nur mit Gedanken beſtürmt, ſo griff er ihn nun ſichtbar an. Denn er erſchien ihm in Geſtalt eines Weibes und redete ihn an. Aber jener legte den Finger auf den Mund: er dürfe (zu dieſer Stunde) nicht reden. Satan entgegnete: warum nicht? der Prior gab mir Erlaubnis, mit dir zu reden. Er glaubte das und ſprach nun. Da verſicherte das Weib, die Eltern des

Mönchs hätten sie geschickt, er solle mit ihr heimgehen, um in Trier ein Pferd zu kaufen. Sie gieng voran, leicht durch alle Büsche und Hecken hinstreichend, er folgte mühselig. Endlich rief er erschöpft: im Namen des Vaters, wohin führst du mich? Da verschwand das Weib. Der helle Himmel wich einem wilden Sturme, und naß kehrte der Mönch ins Kloster zurück, mit dem Geständnis, während des Ganges mit dem Weibe starke fleischliche Reizungen empfunden zu haben. So wird, fügt Cäsarius bei, oft Sünde durch Sünde gestraft. Um das Leben mit den Haustieren schlingen sich anmutige Erzählungen, von plötzlich zahm gewordenen Ochsen (gratia mansuetudinis!), oder wie sie die heiligen Geräte mit Ehrfurcht anerkennen.

Auch reichliche Gastfreundschaft wird im Kloster geübt, und die Gäste haben ihren besonderen Stand im Gottesdienste bei der Kanzel. Der Küchendienst geht wochenweise um wie das Waschen (s. u.) Reisen sind zu vermeiden; sie bringen zu viel Versuchungen. Als ein schönes Mädchen unterwegs von einem Novizen beim Gegengruße allzu genau betrachtet war, sagte sein weiser Vorgesetzter: schade, daß sie einäugig ist. „O nein", entgegnete der Novize eifrig, „ich habe sie genau betrachtet, sie hat beide gesunde Augen." Ihm wurde die plaga virgarum zuteil. Ernster ist folgendes Erlebnis: ein Laienbruder führte für sein Kloster Wein nach Flandern, vermutlich aus Heisterbach; als er einst übernachtete, spreitete sich die Magd seines Herbergsvaters ihr Bett zu seinen Füßen. Nach dem Gebet gieng der Klosterbruder dunkel zu Bette. Als das Licht gelöscht war, kam auch die Magd, zog sich leise aus und berührte mit ihren bloßen Füßen die Sohlen des Mönchs. „Der Converse" erkannte diese Anfechtungen des Satans nicht, glaubte, ein andrer Mann liege da — als er aber die Stimme des Weibes hörte, sprang er auf, bekleidete sich vollständig und gieng zum Fenster und sprach, den Morgen erwartend, fromme Gebete. Leute, wie dieser fromme Bruder, hatten denn auch schließlich ein so triumphierendes Ende wie ein gewisser Pfau, zu dem der Abt sagte: du hast doch selbst auf dem Sterbelager ein ewig lächelndes Gesicht; und der sich selbst die Matte zurechtlegen ließ, auf die er sich zum letzten Seufzer streckte, und warmes Wasser bringen, um den gleich darauf entseelten Leib zu waschen (hominem de-

ponere = sterben). Einige brachten ihr Leben trotz aller Entbehrungen auf fast hundert Jahre.

Aber wie weit dehnte sich dem Cisterzienser der Weg vom Eintritte bis zu dem Tage, wo an die Tafel geklopft ward (tabula pulsatur, percutitur), um den Tod des Vollendeten zu verkünden! Bis man jene Höhe erstiegen, wo Cäsarius den letzten Kloster-Bruder dem höchsten Kardinale gleichstellt, den er in seiner mönchisch-demokratischen Anschauung ihm stets gleich achtete. Betrachten wir die Schwierigkeiten dieser Wanderung vom Beginne. Unwiderleglich zeigen zahlreiche Erzählungen des Cäsarius, daß damals ein gleichsam ansteckendes Drängen zum Klosterleben waltete. Königskinder und Bettler, Kanoniker — nicht gerne gesehen — und Studenten, alle strömten hinein. Priester verhehlten ihren Stand aus Demut, Unberechtigte erheuchelten ihn, so daß Innocenz III. sogar das Beichtgeheimnis vorgeblichen Priestern gegenüber aufhob, um sie zu entlarven. Man glaubte dem Himmelreich Gewalt anthun, es an sich reißen zu können. Die Bekehrungsfabeln sind ein Lieblingsthema des ganzen Dialogs, das erste Buch handelt eigens von ihnen. „Allein es ist nicht allen gegeben." Gerade früh eintretende Brüder, bekennt Cäsarius, — der selbst früh eintrat — werden selten ferventes, Mönche von glühendem Eifer. Es war nicht immer ganz eigener Entschluß: wir hören oft, daß der Rat anderer, der sich etwa in eine Vision oder Offenbarung kleidete, die conversio, die Abkehr von der Welt, veranlaßte. Selbst der hl. Bernhard hat mehrere dahinzielende Visionen für andere gehabt. Aber der innige Drang, das Heil der Seele zu sichern, war in weitaus den meisten Fällen der treibende Grund. Viele freilich verzögerten, wie Cäsarius aus reicher, persönlicher Bekanntschaft erzählt, nach Ablegung des Gelübdes den wirklichen Eintritt aus Zaghaftigkeit; noch Kundigere vollzogen das Noviziat bei den Benediktinern, wobei sie sich das Gebot des Schweigens sparten, welches bei der cisterzienſischen probatio, Prüfungszeit, eintrat. Und nicht etwa nur weltsatte und alte Menschen, sondern zur Verwunderung des Novizen (der demnach nicht jung gedacht sein sollte), Jünglinge und junge vornehme Frauen hält nichts vom Kloster zurück. Ergreifend ist die Geschichte von der kleinen Heliswinde, einer persönlichen Bekannten des Cäsarius, der Tochter des Bürger-

meisters von Aachen. Täglich bat sie, in's Burtscheider Nonnenkloster eintreten zu dürfen. Einmal nun schlich sie sich durch's Küchenfenster in den Schlafsaal, zog die Kutte einer Nonne an und gieng mit den übrigen ins Chor. Der Mutter antwortete sie: ich bin eine Nonne, ich gehe nicht mehr mit dir. Mit Mühe weggelockt, schleicht sie ein zweitesmal sich hinein. Vater und Brüder erbrechen wütend das Klosterthor und wollen sie wegführen. Der Bischof von Lüttich aber schritt mit Exkommunikation gegen die männlichen Verwandten ein, und so wurde sie mit 9 Jahren Nonne und bald Äbtissin. Ein andres Mädchen, reicher Leute Kind, wurde damals von der Mutter, um sie von den Klostergedanken abzubringen, mit einem Purpuranzug beschenkt, aber sie antwortete: und wenn ihr mich vergoldet, ihr könnt meinen Sinn nicht ändern. Sie zog auch eine verwitwete Schwester und eine andere Verwandte nach sich, die, um der Hut ihrer Familie zu entgehen, in Männerkleidern heimlich das Haus verließ. Gleichfalls selbst erfahren hat unser Gewährsmann eine hübsche Klostergeschichte aus Jesse in Westfriesland von zwei Klosterschülerinnen. Die eine fürchtete, höchst lernbegierig, während einer Krankheit hinter ihrer Schwester im Lernen zurückzubleiben; sie rief darum die Priorin, die Studienmeisterin: Liebe Frau, wenn meine Mutter kommt, laß ich mir von ihr 6 Heller geben, die schenke ich euch, wenn ihr meine Schwester, bis ich gesund bin, nichts weiterlernen laßt.

Aber leider drängten sich auch manche, aber gewiß nur wenige im Verhältnis zur Gesamtzahl, aus unlauteren Zwecken ins Kloster. Es ist sicherlich kein Beweis gegen, sondern für die Bevölkerung der Cisterzienserklöster, wenn aus einem hundertjährigen Zeitraum von beiläufig (im Jahr zuletzt) 20000 Klosterleuten nur die wenigen bösen Beispiele sich berichten lassen. Daß sie gerade sorgsam gebucht sind, das dürfen wir bei dem mahnend-ernsten Charakter des Dialogs, der ja für die Frischeingetretenen bestimmt war, sicher annehmen. Wir Evangelische wollen nicht in den häßlichen Fehler verfallen, den die begiengen, die aus Luthers ehrlichen Bußworten eine Schandanklage bereiteten, als habe seine Lehre als solche die Leute sittlich verderbt. Aber allerdings erzählt Cäsarius einige schreckliche Beispiele menschlicher Bosheit beim Eintritt. Nicht etwa nur, daß die lustige Haut des Erzpoeten, der einst die Thaten des

Rotbarts vor Mailand beſungen, — leider in Latein — ſich winterlang in Heiſterbach pflegte und dann fröhlich ausbrach, wie das Kalb in der Ecbasis captivi, ſondern er nennt den Heinrich Ficker aus Hemmenrode, der ſich in ein Nonnenkloſter einſchlich in Frauenkleidern und mehrere Nonnen zur Unzucht verführte. Er hatte ſich auch bei Prämonſtratenſern und Benediktinern verſucht und war zuletzt Gaukler, fahrender Mann (histrio). In Hemmenrode hat ein frommer Bruder beim heiligen Geſang Weinkrüge vor dem Munde des Ficker geſehen, und — was vielleicht wirklicher war — den Weinduft empfunden; nachts auch vor ſeinem Lager einen Bären geſehen, über ihn gebeugt — möge es denn nur ein Bär geweſen ſein! Gerade die Elemente, die man ins Kloſter als in eine Beſſerungsanſtalt ſandte, waren ſchwerlich die beſten. Der hl. Bernhard hat einen zum Hängen Verurteilten ſtatt an den Galgen ins Kloſter geſchickt.

Der Eingetretene mochte ſich geborgen wähnen im Vorhofe des Himmels. Er war nun im ordo, eingegliedert in die heilige Ordnung, deren Wert das ganze Mittelalter ſo hoch erhob, die noch wir Neudeutſche durch die nur davon abgeleiteten Wörter: Ordnung, ordnen, ordentlich bis heute täglich, unbewußt, anerkennen. Man denke ſchon an die Haltung, durch eine gemeinſame Kleidung, die an ſich ein ſo moderner, der antiken Welt, außer bei den Cirkus-Geſellſchaften, fremder Gedanke iſt: und nun ein Kleid über die ganze Erde! Chriſtus ſelbſt erſcheint, nach den ſelbſtbewußten Erzählungen des Dialogus, häufig in der weißen Kutte, und ſo auch die heilige Jungfrau. Alle Viſionen des Jenſeits zeigen den Herrn auf ſeinem Königsſtuhl, vor allem von ſeinen Ciſterzienſern umgeben. Nicht daß man auf andre Orden gehäſſig niedergeblickt hätte. Man lieſt ſo viel vom Ordensneid und Ordenshaß — der zwiſchen Jeſuiten und Dominikanern iſt weltbekannt —: aber dem maſſenhaften Stoffe unſres Buches iſt er fremd. Wenn er von den Benediktinern, und ſonderlich ihrer letzten Auflage, den Cluniacenſern, dem niger ordo, häufig Unvorteilhaftes erzählt, macht es doch nirgends den Eindruck der Tendenz; mit größerer Freude erzählt er auch Vorteilhaftes. Ja ſelbſt die Beghinen, die bald von der Kirche ſo übel behandelt wurden, ſeit man in den weiblichen Bettelorden die ſtrengere Organiſation hatte und nützte, ſind bei

Cäsarius noch in voller Gunst; und er erzählt viel Günstiges von ihnen, auch daß man Cisterzienserinnen joculariter, scherzend, Beghinen nenne. Hier ist mit unverkennbarem Anklang die neuerdings in Abrede gestellte Grundbedeutung: „Beterinnen" betont. Ja, auch von Streit, Haß und Neid innerhalb des Ordens sind fast wenig Spuren; auch da wird der Neid bald durch demütig dienende Liebe überwunden, oder ein andrer Neidischer wird durch die Beichte zu schanden. So wird auch durch einen sinnreichen Traum ein Prior geheilt von der Unverträglichkeit gegen seinen vorgesetzten Abt. Diese Seltenheit des Neides ist um so auffallender, als Berthold von Regensburg bald darauf den Nonnen verweisen muß, daß sie sprechen: „Herr, ich kann mich mit allen vertragen, aber die eine — ich kann ihr nichts recht machen, sie würde die Äbtissin selber meistern."

Und woher diese friedvolle Stimmung? Der Kampf im Innern lag zu hart auf ihnen: da war wirklich eine Gemeinschaft von Menschen, die Hand in Hand zum Himmelreich drangen, den Sieg gemeinsam genossen, die Niederlagen gemeinsam beklagten; es war wie eine Kette von Alpenhelden, die, ans Seil gebunden, den Berg von der steilsten Stelle nehmen: jeder Fehltritt zittert durch alle hindurch, sie können gemeinsam den Gestürzten aus dem Eisloch heben, aber auch ein leichtes Gleiten kann alle fällen. Tage behaglicher Ruhe bot Heisterbach dem Mönche nicht, dazu stand zu nahe und zu mächtig der Böse mit all seiner Macht der Versuchung ihm gegenüber. Und glücklich, wer den Teufel wirklich sieht, daß es ein Ringen ist, Auge in Auge mit dem Feind — nur Bevorzugten wird die Schau des Versteckten zu teil, man trachtet danach als nach einer Gnade, ja die Kirche bedient sich erfahrener Zauberer, um Teufel zu Stand und Sicht zu bringen; denn gegen den Satan gilt Kriegsrecht. Es ist eine Ansicht, wie sie Vilmar in der evangelischen Kirche der Neuzeit ohne Erfolg zu beleben suchte. Geistreich und in der Hoffnung, germanisch-mythologische Ergebnisse zu gewinnen, haben Kenner des Cäsarius die Dämonen vom Satanas als esbische, koboldähnliche Wesen unterscheiden wollen. Allein Cäsarius steht in dem dabei vergessenen Zusammenhang mit der fein ausgebildeten gesamtchristlichen Dämonologie von Palästina bis Spanien. Des Cäsarius Dämonen sind einfach die Mehr-

zahl von satanas; die Namen sind in der Einzahl unter sich, sowie mit diabolus und tentator, völlig gleich. In Frage und Antwort kehren sie oft verwechselt wieder, und in der Einleitung zu dem Buche über die Dämonen ist es vollkommen klar, daß für das Bewußtsein des Cäsarius Dämon und Teufel ganz dasselbe ist. Der Teufel des Cäsarius ist freilich ein Allerlei von Kobold, Mephistopheles, Hausgeist und Teufel, so verschieden wie im Buch Hiob und der Offenbarung. In allem Unheil hat er seine Hand: wird ein leichter Psalm einmal schlecht ausgeführt vom Chor, dann gelingt es wohl dem Prior, die verwirrenden Dämonen mit Augen zu sehen; oder er erhitzt die Teile des Chors zu unerbaulichem Gegeneinandersingen und Überschreien; auch reizt er die jüngeren, den von den älteren Mönchen tief begonnenen Chorgesang keck in die Höhe zu schwingen (voces arroganter exaltatae!). Dem Satan sind alle Gestalten gerecht; kein heiligster Augenblick ist ihm unnahbar. Seine konstitutionelle Gewalt, die ihm Gott verliehen hat, findet selten eine Schranke; wer ganz in Gott bleibt, dem ist er wie ein an einen Pfahl gefesselter Leu: ja nicht in seinen Zirkel treten! So wird er doch z. B. vom Rücken her erkannt als das, was er ist, denn wie Walthers Frau Welt oder die Gestalt am Freiburger Münster hat er keinen Rücken. Auch kann er das Vaterunser nicht sprechen, sondern nur entstellen: er macht darin saltus et barbarismos. Aber freilich fügt er nicht mit Unrecht spottend hinzu: ihr Laien sprecht ja das lateinische Paternoster auch nicht besser. Sein Haß gegen die Mönche, die gegen ihn auf der Vorwacht der Christenheit liegen, ist unermüdlich. Es ist ist ihm eine boshafte Freude, wenn er ihre Namen entstellen kann, so den Namen des rheingauischen Eberbach in Su-Eberbach (Schweine-Eberbach) oder den hl. Bernhard beim Stiefelputzen verhöhnen: vaeh, qualis abbas, o welch ein Abt! Die Kirche nennt er Schwatzhaus, domus susurrii, die Beichte susurrium (Gewisper), die plaga virgarum, die Geißelung, die das keimende Böse verlöscht, heißt er verächtlich: stimulus (Quälstachel), die hl. Jungfrau, wie sie sich bescheiden selbst nennt: „Weib von Nazareth“: kurz, wie die Götter bei Homer, hat er seine eigene Sprache!

Bald erscheint er in der Nacht, im Sturm, — während bei Cäsarius stille, heitere Luft ein Zeichen göttlicher Nähe ist —

ſchwillt auf als Hund, wie Fauſts Mephiſto und wächst rieſengroß empor; bald auch, und darin mag man die verpflanzte Anſchauung des heißen Südens erkennen, erſcheint er am einſamen Mittag und in der grellſten Tageshitze, wie auch altteſtamentliche Stellen dahin gedeutet wurden, daher z. B. noch Tauler von einem daemonium meridianum, Mittagsteufel, ſpricht. Kein Heiligtum, keine Kirche hält ihn zurück: wo Sünde iſt, da kann er auch ſein — und wäre es bei den Sakramenten. Immerhin ſind die dunkleren Fluren im Kloſter, namentlich der Abtritt (zu Heiſterbach im Oberſtock gelegen) ſein Lieblingsjagdgrund. Dort erſchreckt er den einſamen Mönch, der ſich in una sedium befindet, wie das nordiſche Geſpenſt Thorkel den Jungen daſelbſt in die letzte Ecke ſcheucht. Ungeheuer und doch beſchränkt iſt die Zahl der Dämonen: Cäſarius ſetzt ſie, die gefallenen Engel, einem Zehntel der überhaupt erſchaffenen Engel gleich, und hierfür müſſe die Entwicklung der Menſchheit Erſatz ſchaffen.

Und trotz ſeiner Greulichkeit will dem Satan Cäſarius eine gewiſſe diabolica bonitas nicht abſprechen; hier iſt ein reiches Feld für das ſpaßhafte Geſchichtchen (joculariter narrare), das bei ihm nicht die letzte Rolle ſpielt: ein Dämon dient einem Ritter in hingebender Lehenspflicht, ein andrer bewacht einen Weinberg in Laach und iſt offenbar nicht mit Ernſt hinzunehmen, wie die Hauselben, die man mit Breiſchüſſeln ablohnt, ſondern ein guter „kölſcher Jong", der ſich einen Witz macht mit einem abergläubiſchen Winzer. Da iſt nichts von Elben und Wichteln. Denn Cäſarius hat ſich wohl auch vom Schulz in Königswinter manches vorerzählen laſſen, aber alle ſeine Lehrerzählungen ſind durch den Filter kirchlicher Anſchauung gegangen. Wie ſtrenge die Kirche ſich gegen alle heidniſchen Erinnerungen abſchloß, wie ſpürſinnig ſie ſolche entdeckte, das zeigen die Bußbücher am beſten. In einem ſo wichtigen Punkte wie die Lehre vom Satan würde man heidniſchen Einfluß in ſolcher Ausdehnung nie zugelaſſen haben. Wo der Satan milder und hilfreich erſcheint, ja ſelbſt einmal ein gottſelig Werk vollbringt, oder auch ſeinen Fall und Unſeligkeit beklagt, da iſt die Anknüpfung an die kirchliche Lehre doch überall herzuſtellen, wie auch in der poetiſchen Litteratur von den Schwänken des Mittelalters an bis zu Klopſtocks Abbadonna er vorhanden iſt. Und dann —

wir kennen das Ende ſolcher Geſchichten nicht, die als Anfänge aufzufaſſen ſind. Der Teufel im Prolog des Fauſt iſt auch noch voll „Bonhommie". Es ſind friedliche Anfänge, denen vielleicht ein ſchrecklicher Schluß gefolgt wäre: es iſt der „dumme Teufel", der beginnt, um von dem „Fürſten der Finſternis" abgelöſt zu werden. Eigentümlich iſt dem Cäſarius ein merkwürdiges Stück Zahlenſymbolik; erdacht iſt es trotzdem von ihm nicht. Wie die Zahl Sieben, als Zahl des Unfruchtbaren, der heiligen Jungfrau zukomme, ſo Fünf dem Satan. „Der Fünfer werde von Philoſophen abtrünnig genannt, weil er mit andren ungeraden Zahlen verbunden (multipliziert) und dann mit ſich ſelbſt multipliziert, immer am Anfang oder am Ende ſelber hervorluge (d. h. die erſte oder letzte Zahl enthält dann fünf). So trennt ſich der Teufel von der geraden Vierzahl, verbindet ſich mit den ſchlechten Menſchen als mit ungeraden Zahlen, und immer zeigt ſich ſeine Schändlichkeit im Anfang oder am Ende, in Thaten oder Worten."

Vor allem in der fleiſchlichen Natur des Menſchen hat der Teufel ſeinen furchtbaren Angriffspunkt nach dem Dialog; wenn er auch einmal mit diaboliſchem Triumph äußert: jenen keuſchen Mönch fürchte er gar nicht, weil er ſich ſeiner Tugend ſtolz bewußt ſei. Seltener ſetzt er anderswo ein. Doch wird uns mitgeteilt — aber die Erzählung macht freilich den Eindruck einer Lehrerzählung — irgendwo in Frankreich ſei von einer Nonne der Dämon der fleiſchlichen Begierde auf anhaltendes Gebet gewichen, um einem Geiſt entſetzlicher Läſterung Raum zu geben. Sie begann an Gott und Glauben zu zweifeln. Aber ſie blieb feſt im Gebete. Als ein Engel ihr verkündete: ohne irgend eine Verſuchung könne ſie nicht vollendet werden und ſie in die ſchreckliche Davidswahl zwiſchen die erſte Qual, dem stimulus carnis, carnis incentiva, ſtellte und der Läſterung, wählte ſie lieber die erſte. Aber hierin liegt offenbar, daß ſelbſt fleiſchliche Verſuchung eher zu beſiegen ſei als die innere Zerſetzung. Verſuchungen jener Art werden oft von außen hereingetragen. Noch Berthold von Regensburg warnt die Nonnen vor dem tütteln da zur der pforten und zur den fenſtern mit den mannen. Beſuche, Briefe können ſie vermitteln. Und jede Begegnung birgt Gefahr: corpus mulieris ignis est, das Weib iſt wie ein verzehrendes Feuer. Beſonders der Poſten des Pförtners und

der Pförtnerin, an den Grenzen der Außenwelt, iſt zumeiſt gefährdet. Nicht jede Nonne fiel, wie jene, ohnmächtig zu Boden, wenn der Teufel in Mannesgeſtalt nahte. Selbſt unbefangene Begegnung konnte ſchreckliche Stürme entfeſſeln. So hat ein frommer Mönch Unerträgliches durchgekämpft, weil eine ihm von der Welt her bekannte Nonne beim Wiederſehen ihren Arm um ſeinen Hals legte und ihn anſah. Am ſchlimmſten war, daß gerade die Kleriker, welche in den Nonnenklöſtern allzufrei verkehren konnten, oder die ſeelſorgenden Mönche, zur Unzucht verführten. Nicht nur der Prior, auch dienende Brüder wohnten im Nonnenkloſter; im Garten des Kloſters konnten ſie ungeſtört verkehren. Die Kanoniker von Bonn gehen zur Kurzweil ins Nonnenkloſter Dietkirchen, deſſen ſpätere ſtrenge Äbtiſſin mit dem ganz anders gemeinten Sterbeſeufzer: „o geliebteſter Mann“, o amantissime virorum! verſchied. Mit abſchreckender Deutlichkeit malt Cäſarius die Häufigkeit und Gewalt der Gefahren; er ſagt auch, daß wälſche Laſter in die Mönchsklöſter ſich eingeſchlichen und den Verkehr von Beichtvater und Beichtkind vergiftet hätten. Gerade die Beichte, deren Zweck der reinſte war, wird zur Vermittlerin der verderblichſten Geſtändniſſe. Auch den Gedanken, den die Bußbücher drs Mittelalters uns aufzwingen, daß ſie fremde Laſter ins deutſche Volk erſt hineingefragt haben, ſehen wir in Cäſarius beſtätigt. „O Unheil auf dein Haupt,“ flucht eine Brabanter Beghine ihrem Beichtvater, der ſie unbekannte Schändlichkeiten gefragt hatte. So kann denn von einem Kloſter eine — vielleicht ſelbſtgerechte — Nonne nicht ohne Schein behaupten, es ſei im ganzen Kloſter ſonſt keine Nonne hierin ohne Makel; worauf Cäſarius ihr entgegnete: „Demütige will Gott, nicht Reine!“ Hat eine weltliche Frau, um die böſe Luſt zu dämpfen, ſich in eiskaltes Waſſer geworfen, ſo hat eine Nonne, als die Anfechtung unüberwindlich ward, ſich lieber in einem Brunnen ertränkt. Man muß bei dieſer Sache im Auge behalten, daß die Sittigung des deutſchen Volkes damals noch in ihren Anfängen ſtand, ganz abgeſehen davon, daß durch die Kreuzzüge neue verderbliche Gährungskeime übertragen wurden. Auch in der erſten Chriſtenheit haben neben den Apoſteln die Nikolaiten der Offenbarung, neben den Märtyrern der Sünder von Korinth geſtanden. Man wähne nicht — wie dieſe ſelbſtgefällige Mär von der Tugend-

reinheit der Germanen, an Tacitus anlehnend, umgeht — daß das deutsche Volk in die Ehe mit dem Christentum die Mitgift einer besonders reinen Sittlichkeit mitgebracht hätte. Die Geschichte und die Sagen der Völkerwanderung, die leges aller deutschen Stämme, die Rechtsgewohnheiten, die poetische Litteratur von Roswitha und dem Gedicht Rurtlieb an bis hinab ins 16. Jahrhundert, jede Stadtchronik (z. B. die von Frankfurt, Köln, Basel und Straßburg für unsre Rheingegend) zeigen uns das Gegenteil: eine wilde, ungebändigte Sinnlichkeit, auch nicht ohne Verfeinerung und besondere Entartungen. Aber nirgends in Europa stand es besser. Dieselben Kreuzfahrer, welche dem byzantinischen Kaiser ganze Bootsladungen voll Nasen und Daumen griechischer Christen zum Hohn übersandten, führten die schrecklichste Wirtschaft mit den Frauen des „erlösten" heiligen Landes. Cäsarius erzählt Abschreckendes von der Scheußlichkeit der Pullanen, der christlichen Kolonisten. Daß dieser Naturgrund glühender Wildheit auch in den Klosterleuten aufkochte und schäumend hervorbrach, wer dürfte sich darüber wundern? Lag es nicht gegeben in der verkehrten Aufnahme von Kindern und Jünglingen? Es fehlt ja auch Urteil und Verurteilung dafür bei Cäsarius nicht völlig, aber die grimmige Empörung, die man da wünschen möchte, ist freilich nicht zu spüren. Erinnern wir uns an die angebliche „kühle" Objektivität des alten Testaments, und daß, wenn er, ohne Zorn und ohne Wundern, von dem unsittlichen Treiben erzählt, nicht dies, sondern die erbauliche Schlußwendung Gegenstand seiner Erzählung ist. Wie schön und warm weiß er dann anderwärts die Jungfräulichkeit zu preisen. Und selten unterläßt er die Strafe zu erzählen.; meist folgt der Unthat die Verzweiflung und durch die Beichte Heilung.

Man kann sich übrigens dem Eindruck nicht verschließen, daß wenn die Beichte dem Schwachen Kraft und Hilfe bot, sie doch auch vielfach der Verkehrtheit, während freilich viel Schlimmes nur wieder durch sie bekannt und besiegbar ward. Die Auffassung des Cäsarius gerade von der Beichte ist übrigens das Untheologischste, ja Unchristlichste in seinem ganzen Buche. Der evangelische Christ wird eher noch all seine seltsamen Wundermärlein, seinen ganzen Heiligenkult und Reliquiendienst hinnehmen und selbst würdigen als eine Auffassung der Beichte, wonach die scheußlichste Sünde im

Augenblick, wo sie gebeichtet ist, als Thatsache nicht mehr vorhanden ist. Ein ganz junges Mädchen, ja Kind, war von einem Buben verführt, von einem Besessenen verraten worden: aber durch inzwischen abgelegte Beichte gelingt ihr eine richtige, vollwichtige Ableugnung und Cäsarius findet das in der Ordnung. Allerdings nur, weil die Absicht, nicht mehr zu sündigen, vorhanden war. Ebenso selbst bei den Ehebrüchen und Unthaten, die der Thäter im rechten Augenblick noch irgend einem Laien — wie merkwürdig unchristlich — gebeichtet hat. Er ist hier offenbar wie berauscht von der Herrlichkeit seiner Überschrift: um die Kraft der confessio zu erläutern, erzählt er Geschichten, die seinen inneren Beifall ungeteilt nicht haben konnten. Und wie soll man Vorgänge mit diesem Glauben an die Beichte vereinigen, wie was von jenem Priester erzählt wird: „wenn Sünden wirklich Sünden sind", sprach er zu einem Abt, „dann kann ich nicht selig werden, hab' die Nacht mit eines andern Ehefrau verbracht und heute schon drei Messen gelesen." Und, fügt Cäsarius hinzu, es war ein Sonntag, auf den noch ein Heiligentag fiel. Welche Verstärkung!! So von der Nonne, die sich durch Incest mit ihrem Sohne einen diskreten Beichtvater erzeugt, dem sie ihr gräßliches Vergehen gestehen kann. Anderseits hat seine Theorie von der Beichte wieder Züge vollkommener Reinheit: ohne vera contritio helfe sie nicht, und wenn der Wille zur Umkehr nicht fest sei; er erinnert auch an das unendlich milde Wort des hl. Bernhard, daß schon die Reue über den Mangel wahrer Reue erretten könne; dann auch empfiehlt er, nicht ohne Beigabe von Predigtmärlein, eine Genugthuung, die nicht allzuschwer sei: satisfactio quae non sit onerosa. Letzteres Sätze, welche von den Jesuiten bekanntlich recht äußerlich gefaßt und ausgenützt wurden. Bemerkenswert ist, daß das Beichtgeheimnis nicht sehr strenge gehalten wird; eine Unzahl Geschichten beruhen ausdrücklich auf Mitteilung in der Beichte; darunter auch solche, bei denen der Wunsch der Veröffentlichung sicher auszuschließen ist.

Aber auch für andere Versuchungen des Bösen bot das Klosterleben ein weites Feld: Essen, Arbeit, Schlaf! Jedes Übermaß nach der einen oder andern Seite konnte verderben. Wer zu lange schlief, wich nicht weiter vom Wege, als wer sich den Schlaf versagte, dann in Melancholie, in acedia fiel. Wer sich unordentlich

bedeckt zum Schlafe legte, bot der hl. Jungfrau, wenn sie, das speculum castitatis, nachts segnend durch die Säle schritt, einen beleidigenden Anblick dar. Wer zuviel aß oder nach Essen gierte, war dem Abgrund so nahe, als wer über die Ordensregel hinaus entbehrte. Ordinate, regulariter vivere, das war das einzige; und rätlich überdies, wenn es nicht auffiel, nicht zum Hochmut ward, unter dem Erlaubten zu bleiben, wie jener Fromme, der selbst den Bruderkuß, um jede Versuchung zu meiden, mehr in Form eines Schnauzenstoßes verabreichte. Das müssen Gottes Lieblinge sein, die gar Versuchungen herausfordern, wie jener fromme Ensfried, der Lehrer unsres Cäsarius, der leckere Speisen berod, quo plus tentaretur, um mehr versucht zu werden, — und sie dann wegschenkte.

Wenn wir Evangelischen uns daher auch an der Unzahl von Fleischessünden, die Cäsarius von Klerus und Orden eingesteht, gewiß nicht selbstgefällig weiden werden, so können wir doch darin nur eine Vergeltung dafür erkennen, daß gerade die Cisterzienser mit größter Erbitterung die Priesterehe geschmäht und bekämpft haben. Cäsarius sagt, daß weitaus die meisten Priester verheiratet seien, wie er sich ausdrückt, im Concubinat lebten. Sie leben mit ihren Frauen und Kindern in freundlichem Familienleben; erst die Gewissensangst, welche die Mönche den Frauen erwecken und schüren, bringt Unfrieden, und ein armes Priesterweib wirft sich in der Verzweiflung in den glühenden Bäckerofen. Anlaß soll der Scherz eines Priesters gewesen sein. Aber eine weiße Taube erhub sich aus der Glut: Gott hatte den reinen Willen angenommen und ließ nachts Fackeln himmlischer Heerschaaren auf ihrem ungeweihten Wildgrabe scheinen. Diese Frauen erscheinen sonst nicht in ungünstigem Lichte; man denke an jene Aleidis; sie verkehren mit den heiligen Männern, und ein Ritter wagt sein Leben an die Verteidigung einer vom Teufel gehetzten Priestersfrau. Auch die Söhne dieser Ehen leben bereits unter einem Druck und vergrämen ihr Dasein. Noch schlimmer als diese Unglücklichen kommen bei Cäsarius die Ketzer weg, besonders die Albigenser und die Waldosier, die nach einem der Ihren sich nannten, wie er ausdrücklich bezeugt, im Gegensatz zur waldensischen Lieblingsbehauptung (= Thalleute). Er sagt ihnen die schrecklichsten Ausschweifungen und

den kümmerlichſten Aberglauben nach. Die Nachreden ihrer Gegner beweiſen die erſteren ſo wenig, als die Lügen der Heiden über die erſten Chriſten, ſind ihnen auch völlig nachgebildet. Wenn wir von der ergreifenden Aufopferung dieſer Ketzer hören, iſt es dann nicht, als hätte König Xerxes Recht mit ſeinem ſeltſamen Satze, daß die beſten Herren die ſchlechteſten Diener, die ſchlechteſten Herren die beſten Diener hätten? Gerade was der Dialog über Ketzer enthält, iſt ſo widerſpruchsvoll, daß ſeine eignen Märlein vollauf zur Widerlegung ſeiner Verunglimpfungen ausreichen. Einer ihrer Führer ruft auf dem Scheiterhaufen: heute noch werden wir bei Laurentius ſein — was gar nicht unkirchlich klingt; und wenn er es ihrer Abendmahlslehre vorwirft, daß jeder bei jedem Eſſen das Sakrament gebrauche, ſo mochte er ſich nur im 1. Korintherbrief umſehen. Daß ein ſchönes, junges Mädchen, dem man Leben und Heirat anbietet, lieber auf der Leiche des Ketzermeiſters mit den andern ſtirbt, das iſt gewiß ein ſtarker Gegenbeweis gegen die vorgeblichen wilden und unterſchiedloſen Ausſchweifungen dieſer Ketzer. Und dennoch behauptet Cäſarius, ſie hätte ausgerufen: wo liegt jener Verführer (zur falſchen Lehre). Wie naiv! Das Subjektiv des Frageſatzes hat ihr natürlich Cäſarius geliefert. Beachtenswert iſt, daß nach ihm, dem wir die Aufbewahrung des berüchtigten „haut alle nieder, die Seinen kennt der Herr“ (und kann ſie auswählen) verdanken, die Kirche ihre Kronzeugen unter den Ketzern hielt. Leider zu wenige oder zu thörichte, ſonſt hätten ſie die manichäiſchen und die ſchlicht chriſtlichen Ketzer nicht durcheinander geworfen, wie auch Gregor IX. es thut, wenn er den Straßburger Dominikanern in der Inquiſitionsbulle die Ketzer als erbauliche Reden führend beſchreibt.

Die Sache des Menſchen, beſonders aber des Mönchs, mußte verzweifelt ſtehen gegen den Verſucher, „deſſen glühender Hauch den Rauhreif zum ſchmelzen bringt“ (cujus anhelitus prunas ardere facit), wenn nicht alle himmliſchen Mächte zum Beiſtand des Armen bereit wären. Es iſt ein Gedanke nicht ohne Tiefe, daß dieſen Vorkämpfern gegen den Satan beſondere Helfer zur Seite ſtehen. Es iſt insbeſondere die hl. Jungfrau und die Schutzgeiſter, Apoſtel und Heilige. Der Ciſterzienſerorden hat ſich durch den Einfluß des hl. Bernhard ganz beſonders der hl. Jungfrau über-

geben, und in Bernhards ganzem Lehrſyſtem iſt ſie die Himmelsherrin. Wer ſich dem Teufel zuſchwört, muß ihr bei Cäſarius noch beſonders entſagen. Beſcheiden nennt ſie ſich ſelbſt bei ihren Erſcheinungen mulier de Nazareth, aber ſo hoch ſteht ſie, die Demütige, im Kloſter da, daß ein Mönch ſchon beleidigt wird, wenn ein andrer nur an ihrer körperlichen Auffahrt zweifelt. Und wie milde tritt die vergottete (allenthalben) Himmelskönigin den kleinſten Übeln der Ihren entgegen: da gewährt ſie ein Mittel gegen Kopfkrätze — daher Maria einmal ein nomen medicinale genannt wird: ſchon ihr Name iſt heilkräftig — hilft dem ſchwachgeiſtigen Prieſterlein wieder zum Amte, das nur eine Marienmeſſe leſen kann; ſingt für den müden Mönch die Horen, lehrt wie eine gute Fee einer Nonne ihre Kniebeugungen vollkommener vollziehen, ja — was mehr aus dem Herkömmlichen tritt — ſie reitet für einen ſie verehrenden Ritter kämpfend und ſiegend in deſſen Geſtalt in die Schranken. Manche dieſer Marienwunder ſteht Cäſarius ſelbſt nicht an, als jocundissima, ſehr ergötzlich, zu bezeichnen, ohne darum ihrer Wahrheit zu nahe zu treten. So wenn ſie eine aus dem Kloſter fliehende Nonne durch eine tüchtige Ohrfeige auf beſſere Gedanken bringt und dasſelbe Heilmittel gegen andere anwendet, die ihrer Viſionen ſich rühmten. Ihren Wundern beſonders wie den Erſcheinungen des Teufels hat man einen heidniſch-germaniſchen Hintergrund unterlegen wollen. So ſoll ihr Einreiten ins Turnier ſie als Walkyre kennzeichnen. Das Ganze wäre eine verwiſchte Mythe; warum dann nicht auch der Kuß (ſ. o.) an jenen Ritter nach der eddiſchen Erzählung von der im Kuſſe ſieggebenden Walkyre. Sucht man mythologiſchen Untergrund in einer Geſchichte, wie der von der Pförtnerin, die, ſtark verſucht, in die Welt floh und 15 Jahre der Sünde diente, während in ihrer Geſtalt ſolange die hl. Jungfrau die Pforte hütete, — ſo heißt das, anſtatt der ganzen Erzählung, die man vorgeblich gleichſetzt, einen einzelnen, oft den unrichtigſten Zug unterſchieben: es iſt nicht mythiſch, ſondern marianiſch-legendär. Bei andren Wundern wieder ſoll ſie die Natur von Hulda-Bertha zeigen. Dieſe Deutungen, an nebenſächliche Züge ſich anklammernd, und mit dem ſichtlichen Zwecke, der katholiſchen Anſchauung Anſtößiges auf einen andren Tiſch abzulegen, kommen mir vor, wie die Verſuche findiger Zollbeamten, überall Kiſten mit

doppeltem Boden zu ſehen, wo die Sache ganz einfach, d. h. wo die Marienmär feſtverbunden und geſchwiſterlich ähnlich mit hundert ähnlichen kirchlichen Legenden auftritt.

Die beſondre Hilfe der Apoſtel ſich zu verſchaffen, hatten die Frauen im Kölniſchen einen ſondren Gebrauch: aus 12 Kerzen, die je mit einem andren Apoſtelnamen bezeichnet waren, wählten ſie blindlings aus, wobei dann nicht immer jede mit einem untergeordneteren Namen zufrieden war. Denn hier ſteht der hl. Thomas, Jakobus, Andreas, wie ein homeriſcher Poſeidon auf der See von hoher Gewalt, und Johannes der Täufer allen voran. Selbſt die manchmal ſchmutzige Herkunft ihrer Reliquien kann ihre Wunderkraft nicht beeinträchtigen. So wenn ein Arm des Täufers durch eine Hure ihrem Freunde, der ihn hütet, abgelockt und einem Kaufmann verkauft wird. Aber Cäſarius empfindet hier doch den grauſen Hohn des Teufels. Gerade wo die Sache ins verkehrteſte umzuſchlagen ſcheint, zeigt ſich einmal die Reinheit des Gedankens: bei einem unechten Pferdezaum des Thomas von Kanterbury begeben ſich Zeichen und Wunder „Gott wollte den Glauben daran belohnen“. Hier iſt die Sache nichts, die Idee alles. Mehr in das Gebiet der jocundissimae narrationes gehört die Geſchichte, wie ein unter die Gebeine der 11 000 Jungfrauen verirrter Pferdeknochen ſich durch einen Geruch verraten habe, den man bei den heiligen Mädchen nicht vermuten durfte: denn wie die Hände frommer Mönche einen beſonderen Wohlgeruch annehmen, ja der Speichel, des, der oft das Ave Maria betet, wie Honig wird, ſo verkünden ſich die Gebeine der Heiligen durch einen wohlthuenden Geruch (odor sanctitatis!). Auch fröhlich darf man das Wunder nennen, wie ſtatt einer Leiche im Sarkophag noch eine weitere heilige Leiche gefunden wird, oder wie das Nönnchen Friderun einen zierlichen Kamm bei der Ausgrabung von Gebeinen zweier von den hl. 11 000 Jungfrauen beiſeite ſchafft, ihn aber, durch Offenbarungstraum verraten, herausgeben muß, da dieſe Heiligen, deren Überführung nach Thüringen im Werke war, ohne ihren Kamm nicht wandern wollten. Die Trennung zwiſchen den Bildern der Heiligen und ihnen ſelbſt iſt nicht ſehr tief ins Bewußtſein übergegangen. Eine Heilige kehrt einer andachtloſen Magd den Rücken zu, die hl. Jungfrau ſtraft eine Frau, die ihr Bild ein altes Gerümpel genannt

hat, und als eine andere, der der Wolf das Kind geraubt hat, einem Marienſtandbilde zum Pfand das Jeſuskind wegnimmt, erhält ſie ihr Kind unverletzt wieder.

Wir haben auch damit wieder mehrfach das Lieblingsgebiet des Cäſarius betreten, das der Wunder. Sein Buch heißt nach ihnen, dient ihnen; ihm war der große Sinn des hl. Bernhard fremd, dem alle Welt Wunder nachrühmte, und der doch ſelbſt keines rühmend erwähnte, als daß es ihm gelungen war, Konrad III. zu jenem verhängnisvollen Kreuzzuge zu bewegen. Die Wunder bei Cäſarius ſind allerdings von unendlich verſchiedener Art. Bald ſind es natürliche Begebenheiten, die nur durch ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände aus der gemeinen Reihe treten, wie wann den Prieſter Richwin ein plötzlicher Donnerſchlag aus Räuberhand befreit; bald ſind es Träume und Viſionen, zwiſchen denen es bei ihm trotz theoretiſcher Bemühungen keine feſte Grenze gibt; bald freilich ſind es auch Wunder der allermaſſivſten, handfeſteſten Art. Endlich haben wir Ereigniſſe, und das iſt beſonders lehrreich, die wir auf dem Wege ſozuſagen ertappen, eben Wunder zu werden, und die es bei ſeinen Zuhörern oder doch bei deren Zuhörern gewiß ſein werden: wenn z. B. der fromme Ensfried vom Pferde herab ſeine Schuhe einem Armen darreicht, ein andrer heiliger Martin, und ſogleich ein paar neue Schuhe aus der Taſche hervorzieht. Bei Cäſarius noch waren ſie ſchon vorher darin — aber wie lange noch? Für die wirklichen Wunder beruft ſich Kaufmann auf die Geheimniſſe der Pſychologie und der höheren Mächte, die uns die philoſophiſche Geheimlehre ahnen laſſen. Aber ich glaube, es ſteht dem Hiſtoriker beſſer an, ſich auf Hiſtoriſches zu berufen. Wer wird doch die Geſchichte der Jungfrau von Orleans materialiſtiſch, ohne Annahme des Wunders erklären und auflöſen können? Aber wir fragen doch 1) nach der Bezeugung, 2) nach dem einleuchtenden religiöſen Zwecke, nach dem Zuſammenhang mit den bekannten Wegen Gottes. Und mit dieſem Maß gemeſſen, fallen freilich die meiſten Wunder des Dialogs ins Komiſche. Man muß entſchuldigend bemerken, daß viele von ihnen durch die Überlieferung bereits ins Groteske verzogen waren, aber man wird auch verſtehen, daß der ſogenante Vorreformator Weſſel, ſelbſt ein Ordensbruder,

dieſe frommen Schwänke aus der Tiſchleſung der Mönchsſpeiſeſäle verbannt hat. Haben wir vorhin die Wunder des Dialogs nach dem Grade eingeteilt, in dem ſie von der Begreiflichkeit abſtehen, ſo muß man damit eine andre Unterſcheidung nach dem Zwecke verbinden. Bald ſind es pſychologiſche Wunder, die das arme Erdenloos erleichtern ſollen oder die Übergewalt des Geiſtigen und Heiligen über das Niedre; bald Erziehungswunder, mit oft ſehr handgreiflicher Anwendung; wieder ſind es auch Strafwunder. Dann ſchließen ſich Beſeſſenheit, Geſpenſter und andre Wirkungen des Teufels an. Zu der erſten Art gehört die liebenswürdige Erzählung von der Gattin, die ihren Herrn nicht ins heilige Land will ziehen laſſen, aber, als ſie, von ſeinem kreuzgeſchmückten Mantel bedeckt, ſchmerzlos geboren hat, ihm dankbar ſo lange entſagt; oder von jenem Prieſter, den Cäſarius ſelbſt kannte, den die Andacht ſo erfaßte, daß er glaubte, die Bruſt müſſe ihm zerſpringen. Er mußte die ungeheure Bewegung der Andächtigen halben gewaltſam unterdrücken. Die Urſchrift gibt es noch ſtärker: „daß ſein Bauch zu zerplatzen ſchien.“ Aber Cäſarius läßt ſelbſt merken, daß er darin eine Erklärung von Hiob 32, 19 gefunden habe: vielleicht lag vielmehr die pſychologiſche Urſache dieſer frommen Aufblähung in dieſer Bibelſtelle. Hierher gehört auch das Wunder vom Hemmenroder Mönch Arnold, der, wenn er eben Gott ſonſt nicht loben konnte, beſcheiden auf ſeiner Haut die Bewegung des Zitherſpielens machte und „die Saiten mit dem Herzen rührte.“ Der Gedanke an dieſen frommen Mann hat bei einem ſchweren Meerſturm in Seeland die ciſterzienſiſchen Reiſenden, noch dazu von Seeräubern bedroht, mit Frieden und Mut erfüllt: als hörten ſie ſein ſtummes Zitherſpiel erklingen, ſo war es ihnen. Auf viel ſeltſamere Dinge muß man ſich bei den pädagogiſchen Wundern gefaßt machen, die bald ſich im allgemeinen halten, bald beſtimmte Perſonen angreifen. Hier iſt der Sinn und Gedanke alles: es ſind fromme Fabeln. Viele handeln von der Rückkehr Toter, die noch etwas diesſeits zu beſorgen hatten, eine kleine Geldſchuld abzutragen, ein Verſprechen einzulöſen, dem rechten Vorgeſetzten die Beichte abzulegen. Der Teufel erlaubt einem Beſeſſenen nicht, von einem Kalbe zu eſſen, das in fünfter Reihe von einem geſtohlenen Rinde abſtammte. Sehr zahlreich ſind auch die Wunder des Altarſakraments: Zweifler — oder

auch recht Gläubige — ſehen die heiligen Materien, Blut und Fleiſch, mit Augen; dann Beweiſe der Unvergänglichkeit der Hoſtie, auch wohl des ungeweihten Brotes. Ergreifend iſt das Wunder, wie Chriſtus der Herr ſelbſt vom Kreuze ſich dem neigte, der ſeinem Todfeind, der ihm den Vater erſchlug, das Leben geſchenkt hatte und ſeinen Friedenskuß — um Chriſti willen. Hierher gehört das Wunder vom Wuchergeld, das ſelbſt das rechtmäßige im Kaſten mitauffraß; von der Nonne, die ihr ermordetes Kind, glühend, auf ihren Armen nachts umtragen mußte; von dem Falſchſchwörer, der gelähmt wird; von der Reichen, die arm wird, als ſie die Gutthaten einſtellte, und, gebeſſert, aufs neue reich. Manche Wunder ſind den betreffenden Einzelnen ſehr auf den Leib gepaßt: jenem neunjährigen Nönnchen, das von der verſtorbenen kleinen Mitſchweſter im Chor beſucht wird, die keine Ruhe im Grab findet, weil ſie ſo oft im Chore mit ihr geſchwatzt hat. Auch für den habſüchtigen Prieſter in Hadamar war es nicht angenehm, daß man von ihm erzählte, er habe beim Sakrament ſtatt der Hoſtie — eine ſchwarze, ſchwarze Kohle zu Munde geführt. Dies war ein Lieblingsgeſicht: bei andren Unwürdigen (im Kloſter) wurde das gleiche quid pro quo beobachtet. Mit einer andren Erzählung war weniger der Leichtſinnige gemeint, der für viel guten Wein ſeinen Pelzrock verſetzte, ſondern der (gut kaiſerlich geſinnte) Abt, den er in ſeinem Traumduſel hölliſch geplagt am Orte der Qual erblickte. Beſonders die Träume müſſen zu allerlei erziehlichen Zwecken dienen. Man ſieht ſelbſt den Traum eines andren; denn ſo iſt es gemeint, wenn einer den träumenden Kloſterbruder eine Nonne umarmen ſieht. Ein Abt, dem ein jäh Verſtorbener ſeine Beichte im Traume ablegte, fand am Morgen ſeine Kutte naß von den Thränen, — die jener auf ihn habe niederfallen laſſen. Wie iſt hier tiefer Sinn in leichtem Boden verſteckt! Eine Reihe von Geſichten, die Meerfahrern zu teil wurden, beziehen ſich auf die Strafen der Verdammten. In den Vulkanen des mittelländiſchen Meeres — einſt der Verbannungsort der Cyklopen — finden ſie ſich, namentlich im Mons Gyber. Gut ſtaufiſche Schultheißen müſſen ſich gefallen laſſen, wenn ſie nicht, — wie Scheffels Enderle von Ketſch, ihr letzter Abkömmling, — auf das weite Meer hinausgebannt ſind. Der Gyber iſt ein arabiſcher Dſchebel = Berg, und die Sage hat

ihre Wanderung von der antiken Welt durch die arabiſche Phantaſie gemacht. Es iſt nicht zu verſchweigen, daß manche Spuren von Mißbrauch dieſer Träume und Geſichte vorhanden ſind; wenn z. B. Mönche den Teufel in Geſtalt ihres Priors umgehen ſahen, kann das für die Zucht nicht unbedenklich geweſen ſein. Auch die Gabe der Weisſagung, die Cäſarius äußerſt häufig Beſeſſenen beilegt, findet ſich faſt ebenſo oft bei Frommen. Beachtenswert — man mag es einen altgermaniſchen Reſt nennen — daß namentlich fromme Frauen ſich darin hervorthun. Eigen iſt es dem Dämon des Cäſarius, daß er gegen ſeinen tapferen Erzfeind Ensfried ein drohendes lateiniſches Diſtichon ſchleudert; aber auch von einer Nonne erzählt er, daß ſie Verſe machte.

Unter dem Schutze der hl. Maria wie der Apoſtel und durch die Verſuchungen des Böſen treten ſich die beſonderen Mönchsſünden und Mönchstugenden gegenüber, die ſich eben nur im Kloſter zu entwickeln pflegen. Wir heben als bei Cäſarius beſonders charakteriſtiſch unter den Tugenden die simplicitas, unter den Untugenden die acedia hervor. Aber beide haben das gemeinſam, daß ſie faſt im Thore des Gegenlagers ſtehen: simplicitas kann zur Sünde werden, acedia geht oft aus heiligem, allzuſtarrem Ernſt hervor. Die accidia (richtiger acidia oder mit e-Ausſprache: acedia) iſt die ἀκηδία der griechiſchen Mönche. Sie kommt ſchon bei den erſten abendländiſchen Mönchsmoraliſten, bei Cassianus und (ſeit Benedikt) Cassiodorius Senator vor. Bei Caſſian, dem früheſten Abendländer, finden wir als ihr Gegenteil die Heiterkeit („Ihr ſollt nicht ſauer ſehen"). „Caſſianus", ſagt Gaß in der Geſchichte der chriſtlichen Ethik, „ſchildert ſie als gänzliche geiſtige und körperliche Erſchlaffung und Abgeſtandenheit, als Mißfallen an allem Thun und Laſſen, Unzufriedenheit mit Gott und der Welt und dem eignen Daſein; ein Zuſtand, der einem intermittierenden Fieber ähnlich zu gewiſſen Stunden des Nachmittags einzutreten pflege und am Abend nachlaſſe." Bei Cäſarius findet man dieſe letzten Beſtimmungen des Begriffes ſo wenig wie in der klaſſiſchen Litteratur bis zu Suidas herunter: es iſt nur tiefſte Seelentraurigkeit, grenzenloſes Verzagen an ſich und allem. Cäſarius hat das Leiden ganz ins Moraliſche hineinerklärt, wenn er auch betont, daß körperliche Schwachheit ihren beſten Nährboden abgebe.

Sowie der begeiſterte Schwung fürs Kloſterleben nachläßt, Mangel an Friſche und Freudigkeit ſich einſchleicht, ſo iſt das Übel da. Aber ſonſt iſt die Schilderung der ſeeliſchen Erſcheinungen eher noch umfaſſender: von Schlafloſigkeit kommt ſie; ſie kann aber zur Schlafſucht führen; und dann ſchlägt ſelbſt ungezügelter Übereifer nicht ſelten dahin um: allzugroße Ergebung (mansuetudo) wird Trägheit genannt und Acedia. Eine öfter wiederkehrende Charakteriſtik iſt: accidiosus, murmurosus (der gerne murrt) et libenter dormiens. Einen gröberen Strich fügt das Beiwort et bibulus (der gerne trinkt) hinzu. Pussillanimitas (Kleinmut) iſt eine Vorſtufe, tristitia (Traurigkeit), die zur Verzweiflung wird, der gefährliche Gipfel, von dem es jäh zum Selbſtmord hinabgeht. Er wird mehrfach von Mönchen und Nonnen berichtet, durch Hängen und Ertränken. Wenn Cäſarius anderwärts äußert, daß tristitia auch accidiosos mache, ſo ſtehen wir vor einer Unklarheit der Anſchauung, die verſchiedene Stufen dieſes rätſelvollen Seelenleidens vermiſcht. Traurigkeit der Welt und vielleicht auch etwas von der göttlichen Trauer miſchen ſich in ihr. So darf man ihm recht geben: auch aus Tugenden entſtehen Laſter; und als furchtbares Warnungszeichen ſtellt er den Satz auf: je vollkommener einer iſt, deſto mehr hat er zu wachen

Nicht minder vielſeitig zeigt ſich die mönchiſche Tugend der simplicitas, der Einfalt. Cäſarius will ihren Namen — leider mit Unrecht — ſinnig von sine plica, ohne Falte, ableiten. Die simplices ſind die joculatores, die Spaßmacher Gottes und ſeiner Heiligen. „Tauben ſchauen aus den Augen der Einfältigen“: fenestrae columbarum sunt oculi simplicium, und ihr Heimgang wird von allen himmliſchen Chören gefeiert. Unſchuldiges Todesleiden gibt ihnen eine Ähnlichkeit mit dem Herrn ſelbſt: in drei Erzählungen werden ſolche vom Engelchore beſtattet. So der alte Mareadellus, der als Dieb hingerichtet war. Wie dient den Einfältigen der höchſte Himmel! Zu Kummede in der Pfalz hatte eine Schweſter ihr Crucifix unter den Strohſack verlegt, welcher der Heiland ſelber den Verbleib nachweiſt, und zwar nicht im Traume, wie Cäſarius früher angenommen hatte. Rührend iſt auch die Geſchichte von der Reeluſa, die dem beſuchenden Geiſtlichen klagte: ſie habe ihren Herrn verloren (genau, wie man es wohl

von frommen Pietisten hören kann); der Geistliche stellte sich scherzend, als verstehe er das eigentlich und entgegnete: geh in deiner Zelle umher und ruf in allen Winkeln: Herr, wo bist du, vielleicht findest du ihn in einem Mauerloch. Und sie nahm es eigentlich und sie fand ihn wieder in ihrem Herzen. Eine hohe Naivetät waltete auch bei jenem, der betete: Herr, wenn du mich nicht von der Versuchung befreist, so beschwere ich mich bei deiner Mutter Maria, ganz wie Luther, Zinzendorf und andre Herzenseinfältige ihrem Gott mit Gotte drohten. Aus einem hohen, dem Cäsarius wohl bekannten Fenster in Aachen haben Engelhände einen Einfältigen schadlos heruntergetragen, der es sich nicht hatte nehmen lassen, täglich im Aachener Warmbade bei den Krätzigen im Wasser zu sitzen, und die eckelhaftesten ansteckend Kranken zu waschen. Freilich verstellt sich wohl auch einer als simplex, um die göttlichen Vorrechte eines solchen zu üben, den seine That hernach der duplicitas, der Zweideutigkeit und Unlauterkeit überführt. So ist die simplicitas ein Gemisch von Naivetät, Ehrlichkeit, Taubeneinfalt — und Beschränktheit des Weltsinnes; aber von dem Gesamtbilde gilt Christi Wort: „Selig sind die Einfältigen."

Wenn auch die Bezeichnung Böhmes, Cäsarius biete eine geistliche Novellensammlung, nur einseitig — weil geistreich — ist, so ist doch eine treffende Beobachtung darin. Cäsarius hat sogar Geschichten, die, abgesehen von ihrer geistlichen Lehrbestimmung, die oft schüchtern genug mitenthalten ist, ebenso gut im Decamerone stehen könnten. Aber gerade sie würde der Kulturhistoriker am schmerzlichsten vermissen, sie führen einen geraden Weg in das Gemüt unsres Volkes, wie es damals war. Manche freilich gehören der Weltlitteratur an, die durch die Kreuzzüge geschaffen war, andre sind grunddeutschen Wesens. Nehmen wir zunächst aus dem bunten Gerölle der ersten einige Fundstücke als Proben auf: die Erzählung von der Rittersfrau, die der Lust, in einen scheußlichen Sumpf zu treten, vom Augenblick des Verbotes an nicht mehr widerstehen kann, finden wir gerade so noch bei Lafontaine und Gellert. Ebenso findet sich die Erzählung von dem milden Beichtiger, welcher, der eignen Regel des Cäsarius folgend, man müsse dem wirklich Reuigen milde Buße auferlegen, den Beichtling fragte, welche Speise ihm widerlich sei, und von da an der Lust nicht widerstehen kann,

zur Zeit des Kulturkampfs wieder — im Lahrer „Hinkenden Boten" als funkelnagelneuer Meidinger. Ebensogut könnte es bei Rabelais, ja schon im heidnischen Lucian stehen. Im Cäsarius finden wir, was man vor zwei Menschenaltern im „Bremer Lesebuche" las von den Neugierigen, die sich an Evas Lust stoßen, und dann selbst die Maus aus der verdeckten Schüssel schlüpfen lassen. Ein andrer Ritter, der trotz echter Buße immer wieder in Sünde fiel, bekam vom Beichtiger endlich die Auskunft: so kommen wir nicht weiter, weißt du etwas, was du zum Entgelt für deine Sünden strenge beobachten kannst? Da spricht der Ritter: ich habe einen Apfelbaum, der bittre Früchte trägt, daß ich sie nie noch anrühren mochte. Kaum war diese leichte Pflicht zum Verbote erhoben, so ergriff ihn die schrecklichste Begierde, aber diesmal behauptet er sich und stirbt im verzehrenden Seelenkampfe, doch siegreich. Mythologische Deutungen eines so seltsamen Beispiels von Beichte sind wohl niemanden möglich, ob auch erwünscht; aber ich denke, das Paradoxe dieser Erzählung ist augenscheinlich: Cäsarius will hier, wie der Herr im Gleichnis vom ungerechten Haushalter, um den ganzen übrigen Hergang unbekümmert, nur die Gewalt der tentatio, der Versuchung, bewähren, wie bei jener Nonne Beatrix, die fünfzehn Jahre als Buhlerin lebte, indeß die hl. Jungfrau ihr die Pförtnerschlüssel hielt. Aber da die Erzählungen des Cäsarius, so seltsam es klingen mag, auch für Nonnen bestimmt waren, an einer Stelle sagt er, er wolle deren Schamgefühl schonen, so ist das Wagnis freilich nicht gering. Am geringsten ist es wohl, wenn der ganze Zusammenhang eines ausgearbeiteten Erzählungsstoffes anstößige Einzelheiten gleichsam schwebend mit sich emporträgt.

So ist es — um einige ausgeführtere Erzählungen aus deutschem Boden auszuheben — mit der Rekluſa aus der Wertheimer Gegend, die erst jüngst noch lebte. Sie war ein schönes Kind reicher Eltern. Als sie heiraten sollte, erklärte sie, ich gelobe mich keinem Manne, sondern nur meinem Herrn Jesus. Sie siegte. Der Bischof selbst schloß sie in die Einzelklause. Aber so freudig sie das Leben darin anfangs aufnahm, so bitter war der Ekel, mit dem der Teufel bald ihr Herz erfüllte. Fast mit den Worten der Verzweiflung, die Tiberius einst an den Senat von Capri aus richtete, antwortet sie dem besuchenden Abte: schlecht leb' ich, schlecht

bin ich bei Gesundheit, und warum oder wem zuliebe ich hier verschlossen lebe, weiß ich durchaus nicht. Denn wer weiß, ob ein Gott ist, Engel, Seelen und Himmelreich? Wer war je dort? u. s. w. Der Abt: was sprichst du, Schwester? Mache das Kreuzzeichen über dein Herz. Sie: wie mir's wahr scheint, so rede ich. Seh' ich die Sache nicht, so glaub' ich nicht. Laß mich hinaus, ich halte die Einschließung nicht aus. Der Abt sagt ihr, daß er diese Anfechtung für Satanswerk halte; nur 7 Tage möge sie noch aushalten. Nun beteten alle Mönche die Woche durch inständig für das arme Kind, und wirklich, er findet sie völlig getröstet, mehr getröstet, als vorher sie zerschmettert war. „Vater," bekennt sie, „mit meinen Augen hab' ich, woran ich zweifelte, gesehen." Sie hatte selbst eine Vision gehabt, worin sie ihren Körper auf dem Boden der Zelle „blutleer und blaß liegen sah wie eine Blume ohne Saft und dürre." Leider bricht hier Cäsarius über Erörterungen über die mögliche Erscheinungsform der Seele die viel wünschenswertere Mitteilung über das weitere Geschick des Mädchens ab. Wer aber sieht nicht, was für ein herrlicher Sonnenmythus von den Freunden solcher — Spielereien sich aus der Nonne gewinnen ließe, die vom harten Wintergott drinnen verschlossen gehalten, endlich noch zu 8 Tagen Wartefrist bestimmt wird: „laß mich hinaus, ich halte die Einschließung nicht aus!" Höchst anschaulich erzählt ist auch die Bekehrung einer großen Sünderin, die eine ganze französische Adelsfamilie durch ihre Verführung verderbt hatte, und als der treue Seelsorger gegen sie auftrat, bei dem Ritter den Seelsorger gleicher Verderbtheit beschuldigte. Von Stund an suchte sie ihn zu verführen, daß sie ihn beschäme, und droht ihm schließlich, wenn er nicht willfahre, werde sie Selbstmord begehen, eine Drohung, die bei Cäsarius immer mit derselben Untrüglichkeit wirkt wie in Japan ein in Aussicht gestelltes Harakiri. Eingeengt zwischen so viel Übel, bestellt er sie zur Liebesbegegnung, läßt aber sein Bette mit Reisig und Dornen umstecken und zur Stunde anzünden, so daß das Weib ihn in Flammen findet. Da bekennt sie die Verleumdung, der Geistliche aber wird Predigermönch. Von schrecklichen Anfechtungen ward auch Aleidis (Adelheid) behelligt. Sie war die Frau eines Kölner Priesters, der sich — Cäsarius weiß nicht, infolge welches göttlichen Gerichtes (wir dürfen vermuten,

wegen ſeiner Ehe geängſtet) — an ſeiner Kammerthür erhängt hatte. Nun ward ſie Nonne im rheiniſchen Langwaden. Als ſie einſt vom Schlafſaal aus dem Fenſter blickte, ſah ſie einen Jüngling, vielmehr einen Dämon als Jüngling, welcher an dem Brunnen ſtand, der an die Mauer des Schlafſaals anſtößt. Vom Brunnen ſchwang er ſich ins Fenſter zu ihr. Sie wollte ihn zurückſtoßen, fiel aber erſchreckt zuſammen und ward bewußtlos. Die Schweſtern liefen herbei und betteten ſie aufs Lager. Als ſie allein war, war auch der Dämon wieder da und begann ſie mit Liebesworten zu beſtürmen. Da ſie, als Dämon ihn erkennend, ihm widerſprach, antwortete er: liebe Aleidis, ſprich nicht ſo; folge mir, ich gebe dir einen wackren Adligen! Warum hungerſt du dich hier aus, plagſt mit Wachen dich und töteſt dich vor der Zeit? u. ſ. w. Sie: ſchlimm, daß ich dir ſo lange zugehört habe; ich folge dir nicht! Da warf der Teufel, ſich ſchnenzend, ſeine Unſauberkeit — auch ſonſt ein Kampfmittel des Satans — gegen ſie, ſo daß etwas davon ihre Kutte ekelhaft beſchmutzte. Auf Rat der Schweſtern wandte ſie gegen die fortgeſetzten Anfechtungen Weihwaſſer und Weihrauch, auch das Kreuzzeichen an, alles ohne vollen Erfolg. Aber eine ältere und erfahrenere Schweſter riet ihr, den Teufel nahe in Schußweite kommen zu laſſen und ihm dann einen engliſchen Gruß, das Ave Maria mit voller Treffſicherheit entgegenzuſchleudern. Wirklich, wie von einem Pfeilſchuß getroffen, von einem Sturmwind ergriffen, wirbelte er für diesmal weg. Endlich riet ihr ein Mönch, ſie ſolle dem Prior eine gründliche Beichte ablegen. Eine Frühſtunde in einer anſtoßenden Kapelle wird feſtgeſetzt. Unterwegs begegnet ihr der Teufel: Aleidis, wohin? Sie: dich und mich zu beſiegen (confundere). Der Dämon: o Aleidis, nicht doch, nicht doch, kehr um, kehr um! Aleidis entgegnete: oft haſt du mich in Verlegenheit gebracht (confundere!), jetzt werde ich dich beſiegen (confundere). Aber wie der Weih nach der Taube ſtößt, ſo flog er über ihr bis zum Beichtorte; dort erſt entwich er für immer. Hierzu ſei bemerkt, daß das Streben der Teufel (männlicher wie weiblicher) nach menſchlicher Umarmung nicht etwa, wie Kaufmann deutet nach mythologiſch gefärbten Mären, der Sehnſucht nach Erlöſung entſpringt, ſondern bei Cäſarius immer und überall nur dem Wunſche, die Seele des Menſchen zu verderben, entſpringt.

Bruder Theobald in Heisterbach war ein leichtsinniger Weltmann gewesen, der als Possenreißer einst vor Cäsarius Augen nackt durch die Straßen von Köln getaumelt war; mit Mühe nahm der Abt seine Bekehrung ernsthaft und nun bemühte er sich freiwillig in den niedersten Diensten: es war ihm ein ganzer Ernst. So bat er sich selbst das Waschen des Leinenzeugs aus, mit dem Schweinehüten der niederste Dienst. Als er ein paar Tage am Werke gewesen, sprach der Versucher in ihm: Thor, was schaffest du, was brauchst du den Schmutz derer zu waschen, die du an Geburt weit übertriffst. Er aber verharrte, wusch um so fleißiger und trank schließlich, um den Versucher völlig zu überwinden, das gebrauchte Waschwasser aus. Fast wäre er vor Qual vom bösen Tranke gestorben. Als er nachts von seinem Leiden auf das Privat genötigt war, sah er zwei Gehenkte vom Deckbalken baumeln. Ihre Körper waren schwarz, die Kleider zerfetzt, die Gesichter verhüllt, so daß man sie für Räuber halten mußte. Erschreckt und fast von Sinnen lief Theobald in den Schlafsaal und setzte sich außer Atem zum Lager eines Mönchs. Der ließ ihn, dürftig bedeckt, bis zum Morgengrauen an seinem Lager sitzen. Aber künftigen Versuchungen hielt er doch nicht stand. Unter dem Vorwand, seine französischen Verwandten zu besuchen und in einem dortigen Kloster deshalb ein Jahr Urlaub zu verbringen, entfernte er sich, fiel ab, endete aber allerdings in christlicher Buße. Ähnlich genug sind seine Bekehrung und Verkehrung wie die des Erzpoeten, von dem Cäsarius erzählt, daß er einmal, um von einer Krankheit sich gesund pflegen zu lassen, Mönch in Heisterbach ward, nicht nur frater barbatus, conversus, Laienbruder, denn er war Kleriker von Stande, aber kaum gesund gepflegt, ist der durch seine epische Verherrlichung des großen Rotbarts und seine Studentenlieder Unsterbliche spottend davongelaufen.

Hart war auch die Versuchung des Novizen Richwin, eines jungen Kölners. Er lief anfangs gut; aber eine Nonne im hl. Cäcilienkloster in Köln entfachte in ihm den Brand einer furchtbaren Versuchung. Sie ließ ihm Briefe schreiben und schrieb selbst, worin sie seinen Eintritt beklagte und ihm Haus und Habe versprach. Den Leibeigenen, der sie brachte, hielt des Novizen Bruder Heinrich zunächst zurück; aber der wartete im Chor und gab seinen Brief dem Richwin persönlich ab. Er erglühte, als er las, als

hätte ein Brandpfeil (Lieblingsbild — aus der Bibel!), sagitta ignita, telum ignitum, sein Herz getroffen. Von nun an wollte er all Stunde in die Welt zurück, aber die Brüder hielten ihn. Zu Boden gestreckt über der Schwelle seiner Zelle, rief er wohl, ringend, mit lauter Stimme: Teufel, wenn du mich nicht an den Beinen hinausziehst, folg' ich dir nicht! Endlich siegte er und wurde Mönch. Cäsarius fragte ihn einmal, ob er noch Funken von der vorigen Glut in sich fühle, aber er konnte antworten: wahrhaftig, Bruder, die Versuchungen, die damals mein Herz zerspalteten, berühren jetzt nur noch von außen meiner Kutte Saum. Wie ergreifend ist die Macht der Seelenkämpfe in diesen schlichten Worten geschildert. Er brachte es auf die dritte Würdestelle im Kloster nach Abt und Prior; er starb als Kellermeister.

Ein völlig ausgeführtes Lebensbild bietet Cäsarius von seinem Lehrer Ensfried, einem merkwürdigen Original, burlesk und doch von größter innerer Weihe und Reinheit, sowie von Werinbold, der bei großer Herzenseinfalt wenig Geistesgaben, aber große Gottesgaben besaß. Er soll nach der sagenhaft ausgeschmückten Erzählung im eigentlichen Wortsinn nicht bis drei haben zählen können. Allein beide sind bereits von Kaufmann eingehender geschildert, so daß wir davon absehen, wie auch von dem größten psychologischen Rätsel, das uns Cäsarius aufgibt: die Lebensgeschichte der Hiltgunde von Schönau, die Jahre ihres Lebens unerkannt, rein unter Reinen, in einem Männerkloster als Bruder verlebte und dort auch starb. Bereits hat ein moderner Erzähler ihre Schicksale in einer feingeführten Novelle zu deuten versucht.

Vor fünf Jahren hatte sich, nach Cäsarius Erzählung, in der Lütticher Gegend folgendes begeben. Ein junger Ritter hatte im Turnieren, für Gaukler u. dgl. sein großes Vermögen verpraßt. Er mußte seine Güter einem benachbarten Herrn von niedrem Adel (Ministeriale) verkaufen, verpfänden. Endlich dachte er an Auswanderung, da er die Schande der Verarmung unerträglich fand. Aber ein treuer Pächter nahm sich seiner an, führte ihn in der Nacht an einen Sumpf und sprach den Teufel an. Der Jüngling läßt sich bereden, Gott abzuschwören gegen Wiederherstellung seines Reichtums. Der Teufel sprach: die Sache ist noch nicht aus. Du mußt auch der Mutter des Allerhöchsten abschwören. Darauf

erſchrak der Ritter: das thu ich nie! „Warum," ſprach Satan, „du haſt ja mehr gethan." Doch jener: und wenn ich von Thür zu Thür betteln müßte, ich thue es nicht. Den Jüngling ergriff nun tiefe Reue und klagte ſeinen Jammer in einer nahen Kapelle aus. Mit dichteriſcher Deutlichkeit, aber als wäre alles objektiv geſchehen, fährt Cäſarius fort: „Da er nicht wagte, jene ſchreckliche Majeſtät, die er verleugnet hatte, zu nennen, geſchweige anzurufen, ſondern nur ſeine holde Mutter mit Bitten und Weinen beſtürmte, da ſprach die ſelige einzige Schützerin der Chriſten zu ihrem Sohne durch den Mund ihres Bildes: mein ſüßeſter Sohn, erbarme dich dieſes armen Menſchen. Der Knabe aber antwortete der Mutter nichts, wendete ſein Antlitz von ihr ab. Und als ſie wieder bat und die Verführung hervorhob, die er erlitten, wandte er ſeiner Mutter gar den Rücken zu und ſagte: der Menſch hat mich verleugnet, was kann ich da thun? Da erhub ſich das Bild Mariens, ſetzte den Jeſusknaben auf den Altar, warf ſich auf die Kniee und flehte, bis er nachgab. Die ergreifende Erzählung ſchließt gar mit einer Heirat: jener Miniſteriale war in der Kirche, hatte, ſelbſt tief ergriffen, den Ritter beten gehört und ſprach ihn an; als wiſſe er von nichts, trat er ihn an und fragte ihn, warum er ſo feuchte und geſchwollene Augen habe. Und er: „es iſt vom Wind". Der andre: Herr, der Grund eures Leids iſt mir nicht unbewußt. Ich habe nämlich eine einzige Tochter, wenn ihr ſie zur Gattin nehmen wollt, gebe ich euch all das Eure wieder und mache euch außerdem zu meinem Erben. Darauf ſprach hocherfreut der Jüngling: wenn ihr das thun wolltet, würde es mir außerordentlich lieb ſein. Sie bekamen ſich und leben noch glücklich. Gerade das Kind Jeſus iſt ſonſt ſelbſt frommer Zudringlichkeit zugänglich; denn anders war die Nonne doch nicht, die in ihren Gebeten darauf beſtund, den Herrn einmal als dreijährig Kind zu ſehen. Er kam, ſagte Gebete her wie ein Kind und ſtockte nur beſcheiden an den Stellen, die ſeine eigne Herrlichkeit rühmen.

Eine ſeltſame, und im Grunde wenig ſympathiſche Mönchsgeſtalt war der Bruder Chriſtian in Hemmenrode, ein Prieſterſohn, den Cäſarius ſtets nach Namen und That einen Chriſt nennt. Er übte durch ſeine Geſichte eine wahrhaft unheimliche Macht aus und hat dabei ſeiner perſönlichen Beſcheidenheit eben nicht geſchont.

Er hat z. B. in einer Viſion zu ſeiner Beſtattung neben der hl. Jungfrau auch den Kaiſer Friedrich I. herbei bemüht, der wie Kaiſer Friedrich II. bei Cäſarius ſtets mit hohen Ehren genannt wird. Häufig ſah Chriſtian des nachts im Chor Dämonen; auch der Abt, der daraufhin um dieſe Gnade bat, ſah ſie. Cäſarius verſpricht uns, von ſeinen weiteren Erlebniſſen mit Dämonen nur das Verbürgteſte zu erzählen, ſo von dem Kängurnhritt, den der Teufel in Geſtalt eines nackten Weibes auf ſeinem Rücken bis an den Morgen ausführte, nachdem er des Bruders Chriſtian allein auf dem Abtritt nachts habhaft geworden. Chriſtian war Prieſter und Schloßkaplan geweſen, ob nach oder vor der Zeit, in der ihm zwei uneheliche Söhne erblühten, ſteht dahin. Einmal als er in der Kapelle des Schloſſes betete, kam der Junker, in ein Bärenfell gehüllt, ihn zu erſchrecken; Chriſtian ſticht zu und trifft ihn gefährlich mit dem Meſſer. Aber der ſchwerwunde rief noch: flieht, ihr habt den Grafenſohn getötet. Doch geneſt er, und alles löſt ſich aufs beſte. Einmal bei einer Leichenfeier erhebt ſich der Tote; alle fliehen, auch Chriſtian, dem der vermeintliche Tote noch zurief: Herr, ich habe zu Hauſe einen fetten Bock, nimm ihn und bitt' für mich, dann umſinkt und tot bleibt. Einmal trug ihn Maria Magdalena auf einem Filialgange über den angeſchwollenen Fluß ſamt dem Roſſe; auch wohnte ſie dann ſeiner Meſſe bei. In Hemmenrode eingetreten, lag er einſt auf dem Novizenſöller im Gebete und begann zu zagen; denn es werden von ihm außerordentlich ſchwere Verſuchungen berichtet. Da ſah er im Geiſte ſich bereits geſtorben, und es erſchien die hl. Jungfrau, nahm ſein Haupt, das tote, und Kaiſer Friedrich Rotbart (ſo heißt er natürlich nie bei Cäſarius) und beſtatteten ihn; hüteten auch ſeine Seele, als der Teufel, wie am Schluſſe des Fauſt, Feuermaſſen gegen ihn ſpie. Auch er wußte ſinnreich von der Erſcheinungsform der Seele zu ſprechen, die überall Auge geweſen, von den Teufeln, die als Raben den Engeln, die — etwas inkorrekt — als die ſchönſten Mädchen erſchienen ſeien. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, der brave Chriſtian habe erklärt, der größte Kaiſer ſei nur eben würdig geweſen, ſeinen Leib zu beſtatten. Liebe und Demut hätten dieſem Manne zu ſo hohen Viſionen verholfen, denn was wolle dagegen Handarbeit oder Predigen ſein? Allerdings habe er die Berührung

ſelbſt der Kleider andrer Mönche gemieden, da er ſich ihrer nicht würdig gefunden habe. Als man einſt im Nonnen-Convent von ſeinen Wundern ſprach, äußerte daher eine Nonne: da ſeht ihr, wie Gott ſolchen Menſchen ſeine Geheimniſſe mitteilt und uns nicht! Habe dabei mit dem Finger auf eine andere gewieſen, von der man nicht glaubte, ſie ſei im Stande der Jungfräulichkeit ins Kloſter eingetreten. Worauf Cäſarius, der anweſend war: Gott will lieber, daß ihr demütig, als daß ihr Jungfrauen ſeid. Auf ſeinem Todbette um neue Wunder gefragt, ſagte Chriſtian: ſoeben hätten der Heiland und die hl. Mutter ihm, in Ciſterzienſerkutten, ſeine Horen ſingen geholfen, da er ſo ſchwach geweſen. Es ſcheint, daß der etwas beſchränkte Mönch zwar humilitas im hinreichenden Maße beſeſſen, aber mit modestia knapper ausgerüſtet war. Wahrhaft heiter iſt dagegen die Geſchichte von dem Weltgeiſtlichen Karl, der als Novize zu Hemmenrode eingetreten war, und der ſich öfter der Krankenkoſt halben krank ſtellte. Einſt als er vom Abtritt aus an der Küche mit verſtelltem Hinken vorbeihumpelte, ſah unſer Chriſtian hinter ihm einen Teufel genau in ſeiner Haltung, mit demſelben Schlappfuß und ebenſo gierig nach den Küchentöpfen lugend. In der That fiel Karl, dem dies pädagogiſche Wunder galt, wieder ab: caro carnem secuta est, Fleiſch lief dem Fleiſche nach. So ſah Chriſtian noch manches Bußgeſichte: einmal Dämonen, die in Katzengeſtalten um die Brüder ſchlichen, die faul und läſſig auf das Klopfzeichen zur Arbeit warten und nicht einmal das Kreuzzeichen ernſt und bedeutend vollziehen. Ein andermal ſaß der Teufel in Krötengeſtalt groß wie ein Hahn vor ihm.

Durch einige merkwürdige Mitteilungen aus ſeiner Zeit, die beiläufig unterlaufen, wird Cäſarius von Heiſterbach auch immer diejenigen anziehen, denen die von uns hauptſächlich hervorgehobene religiöſe Stimmung und Anſchauung jener Kreiſe für verklungen und verſchollen gilt. Selbſt die Feſtſtellung der Abfaſſungszeit des Dialogs erinnert an manche Vorgänge jener Tage. Wattenbach ſetzt ſie ohne Begründung auf 1220/21. Es läßt ſich dafür ſagen, daß Heinrich, Friedrichs II. Sohn, jüngſt zu Frankfurt zum König gekrönt war (1220). Daher kann die Angabe des Cäſarius, die Albigenſer behaupteten Toulouſe noch immer, nicht von der Aufhebung der Belagerung durch die Nordfranzoſen a. 1219 gehen,

ſondern muß die glückliche Wendung meinen, die mit dem Tode Raimunds V. eintrat. Den terminus ante quem gewinnt man durch den Umſtand, daß das ſpätere Buch des Cäſarius libri octo miraculorum noch unerzählte Ereigniſſe, aus 1223 datiert, beibringt. Alſo fällt die Abfaſſung wohl ins Jahr 1221/22. Beſonders die Kultur- und Sittengeſchichte finden bei ihm eine gedeckte Tafel. Auffallend iſt zunächſt die Erbitterung des Cäſarius gegen die kleineren weltlichen Fürſten, die er im allgemeinen mit einem prophetiſch-kirchlichen Namen tyranni zu nennen liebt. Die Zwiſtigkeit zwiſchen Innocenz III. und den deutſchen Königen Philipp und Otto V. konnten dieſe Verſtimmung nicht hervorrufen; denn Cäſarius tritt an mehreren Stellen ſehr entſchieden für die deutſchen Könige ein, bedauert im Intereſſe der Staufen die von dem blinden Ciſterzienſer Engelbert der Herzogin Mathilde vorausgeſagte Königswahl Otto des Langen, und kein König ſteht bei ihm in höherer Ehre, als Frankreichs Philipp II. Auguſtus, den Innocenz mit dem Bann, ſein Land mit dem Interdikt beſtraft hatte. Dieſer König hatte freilich einen leiblichen Bruder in Clairveaux, und nur himmliſche Vermittlung hatte Ciſterzium von einer ſchweren Steuer dieſes Pabſtes erlöſt. Auch erzählt er gerne Rühmliches von den Staufenkönigen, wie ſie Simoniſten wegſtießen und das Gute pflegten. Wenn er dann wieder einen dem Kaiſer beſonders treuen Biſchof, Liutpold von Worms, mit wahrem Haſſe ſchildert, ſo hat er hier, und hier überall offenbar Ordensgründe.

Auch bei ihm finden wir manche Zeugniſſe für den Seehandel des Ordens: franzöſiſche Weine und Pelze waren die Haupt-Rimeſſen. Kölner haben Handelsverkehr mit Norwegen; ſchon kommt der aus England eingeführte Name der Kölner Silbermark solidus sterlingorum vor. Andre wieder führen auf Eſeln Traglaſten nach Italien. Die St. Jakobsfahrer ziehen regelmäßig, ſaiſonweiſe nach Spanien. Es gibt Ritter ſo reich, daß ſie jährlich 200 Pfund Silber einnehmen. Nicht minder üppigreiche Bauern; freilich betreiben ſie ſchon das Verſetzen von Grenzſteinen, dafür ſie denn in der Hölle büßen. Frauen reiten more femineo. Noch iſt das Gottesurteil des glühenden Eiſens im Gebrauche; durch raſch abgelegte Beichte beſteht ein des Ehebruches

ſchuldiger Maasfiſcher glücklich die Gefahr, als er aber dann ſpottet über ſein Glück, da verbrennt er ſich im Waſſer dieſelbe Hand, — wunderbar — die das glühende Eiſen unverletzt getragen. Hier iſt, wie man bemerken wird, des Cäſarius Theorie, Beichte helfe nur bei wirklicher Buße, merklich durchbrochen.

Am wenigſten „human“ erſcheint Cäſarius, wo er von Juden berichtet; er ſieht ſie gar nicht als Mitmenſchen an. Mit Vergnügen ſieht er ſie von Gott und Menſchen betrogen; denn anders kann man es nicht nennen, wenn die Juden, die einen Biſchofsſohn mit Recht wegen Unzucht mit einem Judenmädchen verklagen, von Gott mit Stummheit geſchlagen werden; oder wenn er mit Behagen eine Geſchichte erzählt, eine uralte, die aber auch Grimmelshauſen aufbewahrt hat, daß eine Jüdin von einem chriſtlichen Verführer überredet wird, ſie werde den Meſſias gebären, und die Judenſchaft dann, in höchſten Erwartungen getäuſcht, ein weibliches Bankbein erſcheinen ſieht. Übrigens diſputieren Kanoniker gerne und freundſchaftlich in Judenhäuſern, und Juden mieten ſich einen Ritter zum Geleit, der vorher freundſchaftlich mit ihnen ſchmauſt. An den Ausſätzigen beobachtet unſer Gewährsmann richtig die vox raucissima (heiſer verſagende Stimme). Wenn Cäſarius die entſetzlich lockeren Sitten in Köln, wo der Freund mit des Freundes Frau lebte, in ſeinen objektiven Berichten nicht immer mit Tadel begleitet, ſo iſt er doch gleich bereit, es luxuria (Zuchtloſigkeit, Wolluſt) zu nennen, daß eine Frau dem geliebten Mann, der ins Kloſter getreten war, (umſonſt) mit Bitten und Liebkoſungen naht. Die Häreſiarchen in Italien halten offene Schulen und diſputieren mit den deutſchen Klerikern, die bei Otto's IV. Romfahrt in das Mutterland der Ketzerei, die Lombardei, kommen. Die Bauern wollen ſich von den Pfarrern ihre uralten Spiele und Tänze nicht verwehren laſſen, und eine alte Bettel, wie bei Nithard von Reuenthal, tanzt dem Pfarrer höhniſch unter Augen. Auch das Geſchwätz in den Kirchen ſtört oft die Frommen; und wenn auch im Kloſter Heiſterbach das Laſter des Trinkens ganz neben andren Sünden, die wir nannten, verſchwindet, ſo ſind doch ſonſt durch Cäſarius mehrere Beiſpiele erzählt von Frauen, die nachts nicht ſchlafen, ehe der trunkſüchtige Gatte heimkehrt, denen dann der Teufel ſchreckliche Unzuchtsſtreiche anthut in Geſtalt von Leibeignen, ſo daß daraus

auf arge Unsicherheit der Straßen geschlossen werden muß. Schließen wir diese Darstellung mit einer Geschichte, die nach ihrem Äußeren aus Vischers „Auch Einer" stammen könnte, aber doch das Kleinod wahrer Heiligkeit umschließt. Ein junger französischer Bischof reist über Land: nie sonst wich er einem Aussätzigen aus, er diente ihnen nahe und persönlich. Einst rief ihn ein solcher wieder an. Sein Anblick war schrecklich, vom Aussatze so zerfressen, daß ihn kein menschlich Auge ohne Qual ansehen konnte. Aber der Bischof sprang gleich vom Roß und eilte zu ihm. Der Aussätzige: ich brauche dein Geld nicht. Was soll ich denn thun? Daß du mir das eitrige, wilde Fleisch da wegwischt! Als der Bischof, von der Liebe zu Christo entbrannt, mit der Hand wegnahm, sprach der: halt, halt, deine rauhen Finger kann ich nicht leiden! Auch als er einen Zipfel seines sehr feinen Hemdes benützen wollte, schrie er wieder dagegen. Da sprach der Bischof: womit also soll ich es wegwischen? Da sprach der Aussätzige: nur mit der Zunge sollst du! Wohl erhub sich ein Kampf im Herzen des Bischofs, aber durch Hilfe der göttlichen Gnade hatte er die Kraft, den Ekel in der geheischten Weise wegzunehmen: wunderbar! Von der Nase des Aussätzigen fiel ein Edelstein in den offenen Mund des Edlen — es war der Herr, der sich sichtbar vor seinen Augen zum Himmel erhub. Es ist erst neulich geschehen; der Abt Gevard hat es vom Generalkapitel jüngst erst mitgebracht.

Für deutsche Sprache enthält, abgesehen von wenigen und unbedeutenden Namen, Cäsarius nichts: man erfährt, daß unser Wehruf am Rhein schon damals „och" lautete; daß der Schreckname des Wolfs Mumhard war. Denn trotz Jakob Grimm (Mythologie) ist an der betreffenden Stelle an eine Bezeichnung für den Teufel nicht zu denken. Bemerkenswert, daß Freusburg damals noch mit der unausgestorbenen keltischen Endung Froizbreth hieß.

Aus dem Ganzen der Stimmungen und Erlebnisse, deren Erhaltung wir dem frommen, ehrlichen Cäsarius von Heisterbach verdanken, wird man den Spruch des Reformators Bucer bestätigt finden: die Verzweiflung macht einen Mönch, aber man muß hinzusetzen: und die Verzweiflung behält ihn. Was zunächst als eine Freistatt reinen Gottesdienstes und seligen Friedens erschien, das

Kloſter, iſt näher beſehen ein glühender Boden, auf dem der Fuß nicht ſicher ruht, und wohin die Brandpfeile des Böſen auf die Beſten am brennendſten niederfallen. Und daß dieſe ſataniſchen Angriffe gerade aus den Einrichtungen des Ordens ihre giftige Art gewinnen, das war nicht zu verkennen. Dagegen halfen alle Wunder, alle Viſionen nichts. Wohl, es gibt ja deren, die erhaben über die gemeine Verſuchung in klarſter ſittlicher Hoheit ſtehen; aber wie viele ſind es, die bei Cäſarius ſo als Sieger überm Raube ſtehen? Hat die übrige Chriſtenheit ſie minder als die Klöſter? Als Zinzendorf einſt abends über den Jungfrauenſaal ging, und eine ſich eben da wuſch, errötete ſie bei ihrem Anblick, da ſie ziemlich entkleidet war. Wie, fragte er mit himmliſcher Reinheit, biſt du ſo ungeläutert, daß du erröteſt? Ja, wenn es nur um jene leichteren Fälle ſich handelte, die man meiſt erfolgreich mittels eines Ave Maria, eines benedicite (Segen), einer Kniebeugung, etwas fromm genommenen Weihwaſſers bekämpfte: aber man ſtand in Brandungen, die alle Kraft des ganzen Ordens, all ſeine Beter vergeblich bekämpften. Es galt nicht blos dominum sustinere, die Prüfungshand des Herrn leiden, ſondern die ganze Hölle flammte ihnen entgegen. Beſonders iſt es die Laſt der Jungfräulichkeit; ſo ſehr dreht ſich darum der ganze Verſuchungsbegriff der Kloſterleute, daß ſie Pauli „Pfahl im Fleiſche," der ganz anders gemeint iſt, einfach mit stimulus carnis überſetzten. Indeſſen keine Schöpfung geht an ihren Schwächen und natürlichen Hinderniſſen zu Grunde, ſondern an dem Nachlaſſe ihrer inneren Kraft, an dem Verſagen des Glaubens an ſich ſelbſt. Man kann bei Cäſarius etwas wie Peſſimismus nicht verkennen. Das in ihm rein verkörperte Mönchtum hatte den Glauben an ſich ſelbſt verloren, an ſeinen ſichren Sieg über Satan und Welt; vielleicht auch den Glauben an die eigene abſolute Notwendigkeit. Denn den Ciſterzienſern ſtand der demnächſtige Weltuntergang feſt, man hatte nach dieſem Ziele kein Ziel mehr. Wohl hat die bewundernswerte Bewegung der Bettelorden, die „noch einmal die ganze Welt in ein Kloſter verwandeln wollte", die Zerſetzung auch der andren Orden aufgehalten, und ſo vollzogen dieſe, anſtatt zu zerbrechen, eine Inkruſtation. Aber man denke nur, ein Buch wie der Dialogus wäre in der Zeit des Buchdrucks erſchienen: es wäre nicht nur in den

frommen Kreisen derer, die das Gelübde nun einmal abgelegt hatten, es wäre auch in den Massen gelesen und verstanden worden — so war es aus mit den Klöstern. Wenn das Kloster weiter keine Sicherheit als die größerer Versuchungen bot: wozu dann all dies? Immer wieder erinnert Cäsarius, daß die höchsten Frommen von sehr unsaubern Geistern geplagt, und je vollkommener, um so gefährdeter wären.

Von dieser Erfahrung haben dann die Gottesfreunde die Summe gezogen und den Schritt in der Entwicklung des religiösen Lebens vorangethan. Von Eckehart bis zu dem Verfasser der Theologie ignorieren sie das Mönchtum einfach — sie selbst Mönche. Tauler sagt einmal: „wenn sie nun zur Besinnung endlich kommen, und sich im Kloster in derselben Angst und Gefährlichkeit der Todsünde und ewigen Verdammnis stehend finden, wie zuvor in der Welt, so beginnen sie zweifelhaft und unleidsam zu werden.“ Alle haltenden Fäden des Mönchtums sind bereits bei Cäsarius herausgezogen, und was von ihnen konnte zum Himmel führen: Arbeit, Gebet, Entsagung, vor allem Verinnerlichung des Lebens in Gott, das hatte sich aus der einheitlichen Verschlingung im Klosterleben losgesträhnt; der Wert der Posten blieb, aber die Summe gieng nicht mehr zusammen.

Damit ist den heute bestehenden Orden ihre Bedeutung auf katholischem Boden nicht abgesprochen. Sie dienen heute vergleichsweise wenigen Berufeneren; aber jene mittelalterlichen Klöster, welche viele Hunderttausende einer geringeren Menschenmasse umfaßten, mußten zuviel unüberwindliche Rohstoffe aus der Welt aufnehmen. Eine religiöse Neugeburt der Massen konnte sich durch sie und in ihnen nicht vollziehen. Immer waren die Klöster, wenn der rechte Geist waltete, für die Jahrhunderte wilder Gährung eine Zuflucht, die manchen Segen gewährte. Aber wenn unsre Zeit in ihrer gesamten Kultur eine Moral darbietet, welche den Hülfen des Klosterlebens entwachsen wäre, so dürfen wir, die den Glauben in der evangelischen That vor allem anzuerkennen pflegen, doch auch fragen: wo tritt das religiöse Leben, das Leben in Gott in ausschließlicherer Hingabe uns rührender entgegen?

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVII. Heft 2 und 3.

Gustav Schlosser.

Ein Lebensbild.

Von

Otto Kraus.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Gustav Schlosser wurde am 31. Januar 1826 in dem oberhessischen Städtchen Hungen geboren. Sein Vater Friedrich Gottlob Schlosser, der Sohn eines Arztes, stammte aus der sachsen-altenburgischen Stadt Roda. Er hatte in Jena Theologie studiert, war, wie so viele junge Theologen Sachsens jener Zeit, Hauslehrer gewesen, in welcher Stellung er von 1806—1816 zuerst im Meklenburgischen, dann im Isenburgischen, und zuletzt in Solms-Braunfelsischen Diensten thätig war. In Gießen hat er die philosophische Doktorwürde erworben. Nachdem die Erziehung der jungen Solmsischen Prinzen durch F. G. Schlosser beendigt war, trat der tüchtige junge Mann 1817 in die fürstliche Verwaltung über, in welcher er anfangs als Polizeibeamter in Hohensolms und von 1821 an als Kammerrat bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1840 thätig war. In die Ehe war er am 25. April 1823 getreten mit Henriette Karoline Scriba, einer Tochter des Pfarrers Christian Scriba in Winzershausen. Besuche bei den frommen Großeltern haben in dem kindjungen Gustav tiefe Eindrücke hinterlassen. Die Großmutter Karolina Elisa, eine Tochter des Gräflich Stolbergischen Geheimrates Karl Samuel Preuschen in Gedern, hat wenige Tage vor ihrem am 2. März 1832 erfolgten Tode von ihren Kindern schriftlich Abschied genommen und die Pietät des Enkels hat die vergilbte Handschrift sorgsam aufbewahrt. Sie lautet:

An meine lieben Kinder.

Ob ich Euch hier noch einmal sehe,
Weil ich dem Tod entgegengehe,
Das sei dahin gestellt.
Doch läßt mein Glaube vest mich hoffen,
Daß ich von Euch werd angetroffen
In einer bessern Welt.

Gott ſegne Euch, meine Lieben, die Ihr mit ſtarken Banden mich an das Leben bandet. — Fürchtet Gott und haltet ſeine Gebote, dieſe ſind nicht ſchwer.

Eure Euch ewig liebende Mutter
Caroline Scriba.

Geſchrieben auf dem Krankenlager den 21. Februar 1832.

Auch die Rede am Grabe des Großvaters, welcher 42 Jahre lang der treue Seelſorger von Winzershauſen war, iſt von dem Enkel aufbewahrt worden. — Im Anſchluß an die Jugenderinnerungen eines Amtsbruders, welcher beim Anblick des Mannes am Kreuz in einer auf graues Löſchpapier gedruckten bibliſchen Geſchichte, noch ehe er leſen konnte, ſeine erſten Thränen um den Herrn geweint hat, ſagt Schloſſer in ſeinem in Braunſchweig gehaltenen Vortrag „Bild und Bildung“: „Und mir, als ich das hörte, ward der tiefe Eindruck wieder lebendig, den ich allemal empfand, wenn ich in meines guten Großvaters kleiner Vogelsberger Dorfkirche den großen Crucifixus über dem Altar anſchaute, der ſo gar nicht ſchön gearbeitet war, ſo unſchön mit weißer Ölfarbe angeſtrichen, mit den grellen, roten Blutstropfen, ſo verzerrten Angeſichts, ſo verrenkt in allen Gliedern, und doch ſo mächtig ergreifend. Von der Predigt verſtand ich damals ſo gut wie nichts; ich betrachtete die Bilder oben in den Füllungen der Emporbühne und lernte die bibliſche Geſchichte lange, ehe ich ſie in der Schule hörte, von Adam an bis zum erſten Pfingſtfeſt zu Jeruſalem. Und dieſe Bilder wurden für meinen ganzen Lebensgang, den inneren, wie den äußeren, von entſcheidender Bedeutung.“ Eines anderen Jugendeindruckes erinnert ſich Schloſſer bei einem Beſuche des Nürnberger Johanniskirchhofs 1861. Im Leichenhaus war ein kleines Kind, ein Jüngling und eine junge Frau ausgeſtellt, ſtatt mit Blumen waren die Leichen mit einem Crucifix geſchmückt. „Es war bei uns früher, auf dem Lande wenigſtens, auch Sitte, daß die Leiche, ehe der Sarg geſchloſſen wurde, einige Minuten, ſo lange ein Sterblied geſungen wurde, offen auf der Straße ſtand, auch wohl auf dem Kirchhof noch einmal geöffnet wurde. Ich habe ſchon in früher Jugend von dieſem Anblick des bleichen Todes die tiefſten und ernſteſten, das Gewiſſen ſchärfenden Eindrücke erhalten. Jene Sitte, die das „Mitten wir im Leben ſind von dem Tod um-

fangen“ in heilsamer Weise auf der Straße predigt, ist fast ganz verschwunden auf — polizeilichen Befehl.“

Auch „die seufzende Kreatur“, über welche Schlosser bei einem Maifest (Reden im Freien S. 107) sprach, führte ihn in die oberhessische Heimat zurück: „An der Südseite des Städtchens, in dem ich geboren bin, zieht die uralte Landstraße ihren Weg hinan. Damals — es gab noch keine Eisenbahnen — ging aller Verkehr zu Fuß, zu Wagen, und der kleinere Handelsverkehr mit Schiebkarren. Unzählige Schiebkärrcher zogen jahraus jahrein diese Straße, und die allermeisten hatten zur Erleichterung einen Hund vorgespannt. Einst gieng ich als Knabe diesen Berg hinan. Wenige Schritte vor mir fuhr so ein Schiebkärrcher mit seinem Hund. Es war eine drückende Sommerhitze, die Chaussee mit zolldickem Staub bedeckt, der von den Wagen aufgewirbelt die Luft erfüllte und Menschen und Tieren in den Augen wehe that, ihnen den Mund noch trockener machte als die Sonnenglut. Der arme Hund des Schiebkärrchers vor mir konnte nicht mehr vorwärts, er arbeitete sich ab, die lechzende Zunge hing ihm weit aus dem Halse, sein Herr schalt, drohte und fluchte hinter ihm her. Endlich gings absolut nicht mehr vorwärts. Da streifte der Unhold den Tragriemen von der Schulter, ergriff einen Zaunpfahl und schlug in seiner Wut dem Hunde den Rücken ein. Mit einem Jammergeheul, das mir noch heute in der Erinnerung wehe thut, sank das arme Tier zu Boden. Sein Herr, noch zorniger, sprang herzu, faßte es an den Ohren, es emporzurichten. Da sah ihn das Tier an mit unbeschreiblichem Ausdruck des Schmerzes und der Treue und leckte ihm die Hand. — Ich habe nachmals als Gymnasiast mich kaum fassen können, als ich in Homers Ilias von dem alten König Priamus las, wie er nächtlicher Weile das Zelt des Achilles im Lager der feindlichen Griechen besucht, um sich den Leichnam seines fürs Vaterland gefallenen Sohnes Hektor zu erbitten, und wie er seine bittende Rede schließt mit den Worten: „Ich küsse die Hand, die meine Söhne erschlagen“, aber kaum hat michs mehr ergriffen als der Blick jenes sterbenden Tieres.“

Schlosser hatte das Glück, seine erste Jugendzeit auf dem Lande zu verleben. Städter können sich keine Vorstellung davon machen, was ein Landkind an unmittelbarem Lebensinhalt, an

frischer Lebenserfahrung durch ernste und heitere Erlebnisse gewinnt. In seinem Vortrag „Heimatliebe, Heimweh, Heimgang“ gedenkt er der Erinnerungen, die „Stücke unseres Lebens“ sind, „die an Haus und Kammer, Acker und Wiese haften; aber mehr noch. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, auch die Felder und Wälder, und nicht bloß mit ihrem Segen, sondern mehr noch mit ihren Erinnerungen. Hier am Waldessaum, wo ich einst in der Eltern Abwesenheit erkrankte, aber immer noch in knabenhaftem Mutwillen draußen herumstreifte und in schrecklichem Fiebersturm zusammenbrach, fand mich mit anbrechender Nacht der Förster und brachte mich heim. Hier am Felsenvorsprung bin ich einst hängen geblieben, als ich, nach Spuren römischer Arbeit suchend, auf eine Höhe hinaufgeklettert war, auf der ich noch nie gewesen, da der Stein unter meinen Füßen sich löste und es mit rasender Eile hinabging, wohl in den gewissen Tod, wenn nicht ein höheres Auge gewacht, eine höhere Hand gewaltet hätte. Waldesrand und Felsenvorsprung sind Denkmale göttlicher Barmherzigkeit, deren Rede laut wird, so oft ich sie sehe, ja so oft ich ihrer gedenke.

Wie Mehltau fällt bisweilen ein Schulerlebnis in das blühende Leben des Kindes. Der damaligen Zeit entsprechend hat Schlosser einen rationalistischen Schullehrer gehabt, der das Dasein Gottes und die göttlichen Eigenschaften in der albernsten Weise aus der Natur zu beweisen suchte. Wie weislich sei es eingerichtet, meinte er, daß uns die Nase über den Mund gesetzt sei und nicht auf den Rücken, „so daß man doch, wenn man eine bereits stinkende Speise zum Munde führe, durch die Nase noch zu rechter Zeit gewarnt werde, während es doch sehr umständlich sei, jeden Löffel und jede Gabel und was man sonst beriechen wolle, erst auf den Rücken zu halten.“ Fast mit Entsetzen dachte Schlosser „an die Zeit seiner Kindheit, wo ihm die Moralkatechesen nach Dinder und dergleichen die Religionsstunde zur langweiligsten von allen Schulstunden gemacht haben.“ Auf den Schullehrer folgte ein sächsischer theologisch gebildeter Hauslehrer. Der Schüler kam aus dem Regen in die Traufe. Der Sachse war ein Anhänger der Gall'schen Schädellehre. Er hatte auf seinem Zimmer einen Gipskopf stehen, auf dem alle möglichen Organe verzeichnet waren. Der wißbegierige, auch wohl jugendlich neugierige Gustav untersucht seinen Kopf vor

dem Modell und findet mit Schrecken, daß der Höcker in der Hirnschale, wo „Religiosität“ geschrieben stand, bei ihm fehle, so daß er sich zur Irreligiosität für prädestiniert hielt, während er doch beim Anblick eines Bildes des Gekreuzigten heiße Thränen weinen konnte.“

Schlossers Vater mochte sich überzeugt haben, daß der Unterricht des Hauslehrers für Gustav schon darum nicht genügte, weil der Zögling allein unterrichtet werden mußte, er übergab deshalb den Sohn der seinerzeit weithin bekannten Erziehungsanstalt des Pfarrers Kleeberger in Melbach. Was Gustav im einförmigen Schulleben gelernt hat, darüber hat er sich als über etwas selbstverständliches nie geäußert, um so beredter konnte er von seinen Ferien- und Reiseerlebnissen der Melbacher Zeit erzählen. War ihm das Herz voll, als er zum erstenmale nach der alten Kaiserstadt Frankfurt durfte und von der Friedberger Warte aus den ehrwürdigen Dom erblickte — ein alter Oheim, ehemaliger Offizier, hatte die letzte Kaiserkrönung miterlebt und wer weiß wie oft davon erzählt — so empfing er keinen geringeren Eindruck auf seiner ersten Reise mit der Melbacher Anstalt durch den Vogelsberg nach Fulda, der Lieblings- und Ruhestätte des „Apostels der Deutschen.“ Die stillen Höhen des Vogelsberges mit ihren ragenden Basaltkuppen Bilstein und Geiselstein, sonst nur von Geschäftsreisenden besucht, dünkten den jungen Wandrern wie eine Art Hochgebirg. Wie „unbeschreiblich schön war es, so hoch zu stehen, und so weit schauen zu können, und die ersten Blicke ins Fuldathal, wie entzückend!“ Ein andermal ging es „in den Odenwald, nach dem sagenberühmten Rodenstein und nach dem Rittersaal zu Erbach, wo des Knaben erstaunendes Auge den Glanz des mittelalterlich-deutschen Lebens sah, stolz auf die reckenhaften Vorfahren, die solche Eisenkleider tragen, solche Schwerter schwingen konnten.“ Die Reise- und Wanderlust hat Schlosser niemals verlassen, er hat nachmals eines der deutschen Mittelgebirge nach dem andern durchzogen, Thüringerwald, Schwarzwald, Harz, das Rheinthal, zuletzt ging es in die Alpen, „um sie nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, immer mit gesteigerter Liebe zum deutschen Vaterland und wenn, aller Herrlichkeiten voll, heimkehrend, doch jedesmal mit dem Gedanken: hier ist es

doch am allerſchönſten. (Das letztemal aber, 1869, ſagte ein mitreiſender Kaufmann: „nein, es geht doch nichts über Paris; Paris iſt das Paradies.“) In ſeinen im „Heſſiſchen Kirchenblatt“ abgedruckten „Reiſeerinnerungen“ lernen wir Schloſſer, wie ſich ſpäter zeigen wird, als trefflichen Erzähler kennen. In ſeiner letzten Lebenszeit hat er angefangen, Erinnerungen „Vor fünfzig Jahren“ niederzuſchreiben, leider nur angefangen, aber dieſer Anfang iſt ſo vortrefflich, daß er als Beweis, was Schloſſer auf biographiſchem Boden hätte leiſten können, hier folgen ſoll.

Vor fünfzig Jahren.

Wie dieſer Thymianduft mir durchs Gemüt geht! — ja durchs Gemüt, nicht blos durch die Naſe. Man ſagt, Erinnerungen werden durch keinen Sinneseindruck ſo ſtark und lebhaft erweckt, als durch den Geruch. Ein Mann, der oft das Meer befahren, nach Amerika hinüber und wieder zurück, dann aber zwei Jahrzehnte in einem Wetterauer Dorf wohnte, wo die grünen Korn- und Waizenſaaten ihn umwogten, ohne daß ſie auch nur ein einzigesmal ihn beſonders lebhaft an die Meereswogen erinnert hätten, mit denen ſie doch ſo viel Ähnlichkeit haben, rief am neuen Mainhafen zu Frankfurt, wo ein friſchgeteertes Schiff eingeführt ward: „Hier wird mir ozeaniſch zu Mut!“ Und mein liebes Weib, des Kindheit auf einſamem Gut in Eſthland geſpielt, als ſie einmal ein etwa hundert Jahre altes Buch in meiner Bibliothek aufgeſchlagen, hielt es raſch vors Geſicht, vergrub es darin, wie mans in einem duftenden Roſenſtrauß vergräbt und rief in tiefer Bewegung: „Ach, meines Vaters Bibliothek, wo ich ſo oft, in ſolchen alten Büchern leſend, dieſen Geruch gehabt!“ Und mein Gemüt ward vom Thymianduft ſo ſtark berührt, und eine Kindheitserinnerung voll Wonne und Wehmut wird in mir wach.

Ich wandere über eine der weitausgedehnten Triften des öſtlichen Vogelsberges, wo im kurzen, würzigen Gras hie und da eines von den ſchönen fünfſeitigen Baſaltſäulchen halb überwachſen hervorſchaut, dort drei, vier oder noch mehr nebeneinander gelegt ein Wäſſerlein überbrücken, über anderen, die wohl aufrecht in der Erde ſtanden, ein kleiner Hügel, wie der eines Maulwurfs ſich gebildet. Mein Ziel iſt Stockhauſen, ein freundliches Gebirgsdorf, genauer das Pfarrhaus dieſes Dorfes, noch genauer der Pfarrer

darinnen, mein allerliebſter Jugendfreund, mit ſeiner Familie, deren jüngſtes Glied mein Pate. Als Knabe, Zögling im Inſtitut zu Melbach, mit dem erſten Lehrer eine kleine Fußreiſe machend, deren Ziel das alte Fulda mit ſeinem hochgelegenen Mönchskloſter, ſeiner alten Kuppelkirche mit dem Grab des heiligen Bonifacius, war ich dem Freund Thomas einſt hier zum erſtenmale begegnet, da er Käfer ſuchte, deren etliche auf ſeiner Mütze aufgeſteckt waren, während andere im Spiritusglas ihr Leben laſſen mußten der Wiſſenſchaft des Knaben zum Dienſt, — immerhin bei weitem nicht ſo grauſam, als die Viviſection, der wir nachmals im Hofe der Anatomie zu Gießen ſo oft mit Abſcheu zugeſchaut, andere Tiergenoſſen behandelt. Das Intereſſe für die goldig-grünen Tierchen hatte uns einander nahe gebracht und es war, als wir uns nach einigen Jahren wieder trafen, eine Freundſchaft entſtanden, die, durch gemeinſames Studieren, gemeinſame Geiſtesentwicklung und gemeinſame Begeiſterung für Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland vertieft und erhöht, ſo innig und ſo feſt ſich geſtaltete, wie es ſelten vorkommt. Schon eine Stunde lang während meiner einſamen Wanderung hatte ich mich den ſchönen Erinnerungen hingegeben, die anhuben an jenem Zuſammentreffen auf der Käferjagd, die ſich fortſetzten übers Gymnaſium weg in die Studentenzeit, in das gemeinſame Arbeiten und Ringen mit der Wiſſenſchaft, die damals Alleinherrſcherin war und uns in den Dienſt bald des vulgären Rationalismus, bald der phantaſtiſchen Philoſophie hineinziehen wollte, auch faſt hineingezogen hätte, dann durch die Kandidatenzeit, auch die Stürme der achtundvierziger Revolution, in der Freund Thomas als Erzieher in einem adeligen Hauſe von großen Gefahren unter einem aufrühreriſchen Volk bedroht geweſen." — —

Zunehmende Kränklichkeit hat Schloſſers Vater beſtimmt, ſich in Ruheſtand verſetzen zu laſſen und den Beruf eines Verwaltungsbeamten mit dem eines Landwirts zu vertauſchen. Nachdem das Gut Neuhof bei Aſchaffenburg in den Beſitz des Vaters übergegangen war, kam Schloſſer im Frühjahr 1841 auf das Gymnaſium in Darmſtadt. Das an einfache Verhältniſſe gewöhnte Landkind fühlte ſich anfänglich in der größeren Stadt höchſt unbehaglich. Erſt nach einem halben Jahre meldete der Gymnaſiallehrer Dr. H. Palmer, deſſen Pflege Guſtav anvertraut war, dem

um das Ergehen des einzigen Sohnes ſtets beſorgten Vater, daß dieſer „ſeine vielbeſprochene Schüchternheit und Zurückhaltung“ abgelegt habe, „mitteilender und geſprächiger“ geworden ſei und jetzt zu den Zöglingen gehöre, welche im „häuslichen Kreis am meiſten zur Unterhaltung beitragen.“ „Durch wiſſenſchaftlichen Sinn, Fleiß und gutes Betragen“ zeichnete ſich Guſtav nach wie vor aus. Die Welt der Klaſſiker, der alten in Hellas und Rom, wie der neuen deutſchen, war damals ſeine Welt. Als er im Herbſt 1843 das Gymnaſium verließ, ſagte er in ſeiner Abſchiedsrede: „Wenn jemals unſer deutſches Volk einmal entarten und in Roheit verſinken, wenn eine Zeit kommen ſollte, wo Glaube, Liebe, gute Sitten leere Namen geworden ſind, dann werden es die Geiſter Herders, Schillers und Goethes ſein, die aus goldner Wolke dem ſinkenden Volk die rettende Hand entgegenſtrecken.“ „Eine rechte Pennalsrede, damals aber ſehr belobt“ lautet Schloſſers Randbemerkung zu dieſer Erinnerung aus der Jugendzeit.

Im Oktober 1843 wurde Schloſſer in Gießen als studiosus theologiae immatrikuliert. Das Leben in dieſer Stadt ſagte ihm wenig zu, nicht als ob er Heimweh nach Darmſtadt gehabt hätte. In einem ſeiner zahlreichen ausführlichen Briefe an den Vater ſagt er bald nach den erſten Eindrücken Gießens: „Vor Darmſtadt ſelbſt hatte ich eine eigne Abneigung von jeher. So angenehm mir auch mein Leben im Gymnaſium war, das ich mir manchmal zurückwünſche, ſo ſehnte ich mich doch immer, aus dem langweiligen Darmſtadt wegzukommen.“ Aber auch das enge, finſtere, bei feuchtem Wetter entſetzlich ſchmutzige Gießen jener Zeit wollte ihm nicht behagen. In ſeiner erſten Wohnung wurde ihm ein Hausſchlüſſel verweigert, ein Mangel, welchen er dem Vater wiederholt in den lebhafteſten Farben ſchildert. „Ein alter Rumpelkaſten von Klavier“ wird von ihm nicht angerührt, doch ſcheut er ſich, dieſes Möbel zurückzugeben, er möchte die Eigentümer nicht dadurch kränken. Um das Kolleghören ſo ſchnell als möglich hinter ſich zu haben, hört er gleich im erſten Halbjahr ſechs Vorleſungen: Einleitung ins alte Teſtament bei Credner, Erklärung des Jeſaias bei Knobel, Erklärung des Matthäus bei Credner, Pſychologie bei Schilling, Kirchengeſchichte bei Credner, („die ich nach vielſeitigem Anraten gleich im erſten Semeſter hören will, weil ſie ſich ſonſt bis ins

vierte Semeſter zieht, wo man ſchon an das Examen denken muß und ſolche Kollegia gerne vom Halſe hat"), endlich noch Encyklopädie der Theologie bei G. Baur. — Am Schluße des erſten Briefes an den Vater heißt es: „Das Studentenleben habe ich noch wenig mitgemacht. Ich kenne wenige Studenten außer meinen alten Bekannten. Die Studenten zerfallen hier in ſogenannte Korpsſtudenten (!) und „Kameele". Die Füchſe gehören bis jetzt noch zu keinen; es kommt noch darauf an, für wen wir uns entſcheiden. Nun beſtehen aber über das Studentenleben gar verſchiedene Anſichten. Die wahrſte iſt wohl, daß der Student da iſt, um zu ſtudieren; aber eine andere Anſicht iſt auch wahr, daß der Student ein Student und kein Philiſter ſein ſoll. Nun iſt aber unglücklicherweiſe hier ein vereinigendes Mittelſtück höchſt ſelten. Die beiden Extreme ſind auf der einen Seite ganz kraſſe „Kameele", in denen aller Jugendmut erloſchen iſt, auf der andern Seite Raufbolde und Säufer, die an alles eher denken, als ans Studieren. Manche ſind nun da, die zu den „Kameelen" gehören, die fleißig ſind und dabei luſtig, aber doch keine eigentlichen Studenten, ſie führen doch ein trauriges Leben, da ſie kein Anſehen genießen, weder bei Studenten noch bei Philiſtern; der dumuſte Bube kann ſie höhnen, weil ſie nicht das Fechten verſtehen, um ihm Reſpekt einzuflößen; denn den Schläger gut zu führen iſt auf der Univerſität eine Ehre und das gewiß mit Recht. Aber nur die Korpsſtudenten üben ſich im Fechten auf dem eigens dazu errichteten Fechtboden. Auch unter ihnen ſind manche, die bei aller Luſtigkeit doch auch das Studieren nicht vergeſſen; dieſe ſtehen jenen, die ich unterſtrichen habe, am nächſten, haben aber den Vorteil größeren ſtudentiſchen Anſehens voraus; eine Vereinigung beider Klaſſen iſt bei den vielen beſtehenden Vorurteilen außerordentlich ſchwer und Verſuche ſind ſchon geſcheitert. Die Ankömmlinge haben immer auf der Univerſität einen ſchweren Stand in beſtändigem Schwanken und Zweifel. So ging und geht es noch den meiſten meiner Bekannten und mir ſelbſt."

Mit dem Eindruck dieſes Briefes ſtimmt die Schilderung überein, welche einer ſeiner früheſten und nächſten Freunde von Schloſſer im erſten Semeſter entwirft: „Ich ſah ihn zum erſtenmale in Credners Kolleg und ſeine Erſcheinung zog mich ſofort außerordentlich an. Ein faſt kindlich reiner, harmlos-naiver und gleichzeitig

doch von entschiedener Willenskraft zeugender Ausdruck lag auf seinen Gesichtszügen. Träumerisch und schalkhaft zugleich schauten die blauen Augen im Auditorium Nr. 9 sich um, während er behaglich dasaß, um die neuen Eindrücke auf sich einwirken zu lassen. Schlosser selbst sagt in seinen „Erinnerungen aus dem Studentenleben“ (1854): „Als ich die Universität Gießen bezog und mit hochklopfendem Herzen zum erstenmale den Kollegiensaal Nr. 9 betrat, erhielt ich von vornherein einen ebenso alle unmittelbare Begeisterung niederschlagenden, als wahrhaft widerwärtigen Eindruck. Das erste Kolleg, das ich hörte, war über das Evangelium Matthäus, und mancherlei Aufschlüsse hoffte ich da zu erhalten über die wunderbare Person des Erlösers. Mein Professor begann: „Das sogenannnte Evangelium des Matthäus, das Evangelium, das den Namen des Apostels Matthäus an der Stirne trägt u. s. w.“ und begann nun gleich in der allerersten Stunde den Nachweis, daß dieses Evangelium gar nicht von einem Apostel Matthäus herrühren könne. Die erste Stunde gleich eine fundamentale Erschütterung eines unbefangenen, kindlichen Glaubens! Von vornherein kein Wort der Ehrfurcht für die heiligen Urkunden, kein Wort der Begeisterung für die großen Dinge, die darin enthalten sind; nein, ein kalter, schauriger Zweifel, ein bitterer Argwohn von absichtlichem oder unabsichtlichem Betruge, ein Gefühl, daß der ganze seitherige Glaube auf einer Täuschung beruhe. Und wohlgemerkt: ich weiß wohl, daß die Wissenschaft die Wahrheit nicht zu verschweigen hat, auch auf die Gefahr hin, einem kindlich unbefangenen Herzen wehe zu thun; aber mit der Zweifelsaat zu beginnen in dieser eisigkalten Weise, mit diesem, wie mir schien, inneren Behagen am Zweifel, das war in der That eine schaurige Wissenschaft!“

Man wird einwenden, daß diese Jugenderinnerungen von den Gedanken des gereiften Mannes durchzogen sind. Was schreibt aber Schlosser seinem Vater im zweiten Briefe (November 1843)? „Die Theologie will mir bis jetzt noch gar nicht behagen; ich habe das noch nicht gefunden, was ich mir verspreche; und finde ich nicht mehr, so stecke ich sie auf. Vielleicht sind an meinem Mißfallen die langweiligen alttestamentlichen Exegesen schuld, und es behagt mir vielleicht besser, wenn ich in die Dogmatik und den mehr

philoſophiſchen Teil der Theologie komme. Sonſt möchte ich ſie in der That nicht fortſtudieren, denn einem ein paar Jahre früheren Unterkommen möchte ich wahrlich nicht lebenslängliche Zufriedenheit und die im Gymnaſium mir eingeflößte Liebe zu klaſſiſchen, philologiſchen Studien zum Opfer bringen."

Die Weihnachtsferien will der Herr Studioſus nicht zu Hauſe zubringen, doch macht er für das Feſt dem Vater wiederholt Vorſtellungen, es möchte ihm ein Mantel geſchenkt werden. „Doch möchte ich einen kräftigen Mantel, der zugleich warm hält, aber keinen modernen, denn ich bin Student und kein Ladenſchwengel; ich ſchere mich alſo nichts um die Modernität. Nun tragen aber faſt alle Studenten ſolche ſchwere Mäntel (deren Gewicht meine Schultern wohl gewachſen ſein werden) und nur hie und da taucht ein Frankfurter Jüngelchen oder ein dünnleibiger Chemie ſtudierender Franzoſe oder Engländer in einem ſolchen modernen Mantel auf." Daneben erbittet ſich Schloſſer aus des Vaters theologiſcher Bibliothek ſolche Bücher, welche die Profeſſoren häufig anführen. Um dieſe Auswahl treffen zu können, wird der Vater um Überſendung eines Verzeichniſſes gebeten.

Die Eltern und die beiden Schweſtern wollten aber ihren Guſtav, der ſich ihnen mittlerweile in einem Schattenriſſe mit roter Mütze vorgeſtellt hatte, zu Weihnachten doch bei ſich haben. Und Guſtav ergab ſich in ſein Schickſal. Die glückliche Rückkehr nach Gießen meldete er erſt nach Verlauf einiger Wochen. Dieſe Verzögerung mag ihren Grund darin gehabt haben, daß Schloſſer mit einigen Freunden den Plan faßte, „ſchon nächſte Oſtern nach Jena zu gehen." — — „Daß ich einmal nach Jena oder ſonſt wohin, nach Halle oder Leipzig gehen ſollte, war ja auch dein Wille", ſchreibt er dem Vater, „ich hatte nun meine Rechnung gemacht, erſt anderthalb Jahre unſere Landesuniverſität zu beſuchen und dann erſt eine andere. Ich ſehe jetzt, und erfahrene Studenten und Kandidaten verſicherten mich, daß es viel ratſamer ſei, in den erſten Semeſtern die fremde Univerſität, namentlich Jena zu beſuchen und es reut mich, daß ich nicht gleich im Herbſte dorthin ging. Es iſt zwar unſre Fakultät hier in Gießen ſehr gut beſetzt, ſo gut wohl wie in Jena, was ſcharfſinnige, gelehrte Exegeten anlangt, aber es fehlt hier das für den Anfänger wichtigſte, das belebende, anregende

Moment. Daran ſind einerſeits die Profeſſoren ſelbſt ſchuld, andrerſeits auch der Geiſt der Studierenden. Ich habe hier unter meinen näheren Bekannten höchſtens drei Theologen, der übrige Teil der Theologie Studierenden gehört großenteils zu den ſogenannten flotten Burſchen, die den Komment beſſer verſtehen als ihre Theologie. Der wichtigſte Punkt aber iſt der: alle hieſigen Profeſſoren der Theologie gehören einer und derſelben Richtung an, dem gemäßigten Rationalismus. Das iſt nun allerdings die Richtung, die am meiſten Halt zu haben ſcheint, die am meiſten verbreitete (in Jena, Leipzig, Göttingen, Tübingen, Heidelberg), doch der große Fehler iſt, daß nicht ein einziger einer anderen Richtung angehöriger hier iſt. Es fehlt daher gänzlich das Anregende. Die hieſigen Theologen werden dadurch gleichſam zugeſchnitten zu Rationaliſten, weil ſie nichts anderes hören. Das ſelbſtändige Denken, das bei Studierenden unſtreitig die Hauptſache iſt, wird nicht angeregt; denn das kann nur dann erſt recht geſchehen, wenn der Student jetzt einen orthodoxen, dann einen rationalen, dann wieder einen noch freieren Profeſſor hört, ſelbſtändig ſie vergleicht, ausſcheidet, was ihm nicht behagt, und ſo ſich ſeine eigne, freie, ſelbſtändige Anſicht bildet. In Jena ſind nun einigermaßen verſchiedene Richtungen, freie als vorherrſchende, daneben minder freie u. ſ. w., während ſie hier alle, ſozuſagen, in Ein Horn blaſen. Unſeres Profeſſors Credner außerordentlicher Scharfſinn, ſeine tiefe Gelehrſamkeit kann allerdings einen tüchtigen, freieren Theologen bilden, einen, der ſchon mehr Erfahrung hat, aber dem Anfänger kann er nicht leicht gefallen, vorausgeſetzt, daß der Anfänger die Theologie nicht einzig als Brodſtudium treibt (denn ſolche thäten beſſer, ſie würden Schuſter und Schneider), ſondern aus innerem Triebe und Liebe zum Studium. Credner nämlich ſtößt alles um, baut aber nichts wieder auf. Da ſitzt nun der unerfahrene Fuchs und weiß nicht, wie er dran iſt; er weiß nicht, an was er ſich halten ſoll; hat er weiter keinen freien, wiſſenſchaftlichen Sinn, ſo ſchreibt er ſeine Hefte, ochſt ſie auswendig und wird ſo ein ſerviler Papagei, der im Examen ſeine Fragen nach dem gelernten Hefte zu beantworten weiß, der im Dienſte des Staates und der Kirche ſo ein recht eigentlicher Philiſter wird (ich verſtehe darunter einen Menſchen, deſſen Anſichten und Urteile nicht über ſein Dorf hinaus-

gehen, niedrig, ohne Ideen, blind folgend u. ſ. w.), iſt es dem Anfänger aber drum zu thun, etwas tüchtigeres zu leiſten, ſo muß ihm die Sache verleidet werden, da er bei dem beſtändigen Umſtoßen ohne Aufbauen keinen Halt hat. So iſt mir's gegangen. Schon im Anfang wollte mir mein Studium nicht behagen, ich ſuchte ihm eine ſchönere Seite abzugewinnen, es gelang mir einige Zeit, dann kam wieder die alte Unbeſtimmtheit. Alte Studenten, denen es ebenſo gegangen, ſagten mir den Grund und gaben mir den Rat, nach Jena oder Halle zu gehen, etwa auf ein Jahr, und dann wieder nach Gießen zurück, wo dann die hieſigen Exegeſen, Pädagogik, Homiletik, Kirchenrecht u. ſ. w. mir von dem größten Nutzen werden könnten."

Anmerkungsweiſe wird unten am Briefe der Satz angefügt: „Es könnte leicht ſein, die Theologie würde mir noch mehr verleidet, ich würde dann genötigt, entweder umzuſatteln, oder mein ganzes Lebensglück, Selbſtzufriedenheit preiszugeben."

Auch auf das äußere Leben geht Schloſſer in dieſem Briefe ein: „Unter den Studenten ſelbſt (in Jena) iſt ein freierer, friſcherer, ſoliderer Geiſt als unter den hieſigen. Will man hier frei bleiben von dem burſchikoſen Leben, ſo muß man ſich zurückziehen, dabei bekommt man aber nicht die geringſte Tournüre, keine rechte Kühnheit, im öffentlichen Leben aufzutreten; und daß ich mich durch Mut in dieſer Hinſicht nie ausgezeichnet, das wißt ihr, und ich ärgere mich und ſchäme mich noch heute meiner Schüchternheit, die mir noch von früher anklebt. Jena iſt ganz der Ort, den Studenten in dieſer Hinſicht zu bilden. Ganz ohne Gefahr, mit Vorſicht natürlich, kann er ſich dem Jenenſer Leben hingeben. Wiſſenſchaftlichkeit, körperliche und geiſtige Übungen werden dort, wo der alte, burſchenſchaftliche Geiſt noch herrſcht, gepflegt und die Tournüre, die man dabei kriegt, iſt wahrlich auch etwas wert. Was thut einer mit allen Kenntniſſen, allem guten Willen, wenn ihm die gehörige Gewandtheit, der gehörige Mut fehlt, öffentlich den Mund aufzuthun. — — Ich habe hier gar keine Gelegenheit zu gymnaſtiſcher Ausbildung, die ich früher mit ſo großem Eifer betrieb. Schon ſpüre ich die Folgen, es werden mir, ſo zu ſagen, die Flügel ganz lahm."

Der Vater ging auf die Bitte des Sohnes nicht ein, er wollte

dieſen nicht ſo weit weg haben. Guſtav fand hierin ein völlig unbegründetes Mißtrauen und antwortete mit einem bitteren Briefe, in welchem neue Klagen über das Leben in Gießen laut werden. Die Gießener Theologen — Profeſſoren wie Studenten — wollten ihm durchaus nicht gefallen. Im Gegenſatz zu den zahlreichen ordinären Vertretern des Brodſtudiums betont er, daß es nicht ſeine Abſicht ſei, ſo ein philiſterhafter Pfaffe zu werden, der zufrieden ſei, wenn ſeine Kartoffeln gut geraten und die Gerſtenernte gut ausfalle, der kein theologiſches oder philoſophiſches Buch mehr angucke, ſondern es für beſſer halte, Schriften über Miſterſparung, Stallfütterung und dergleichen zu ſtudieren. Die Hoffnung, nach einem Jahr doch noch in Jena ſtudieren zu dürfen, wird nicht aufgegeben, aber ſofort die Klage angefügt: „Bis dahin werde ich freilich noch ein elendes Leben führen müſſen. Ganz allein ſtehen zu müſſen in meinen Jahren! Die Jahre des Studentenlebens, die alle Alten als die ſchönſten des Lebens preiſen, verwünſchen zu müſſen, das iſt wahrlich hart! — — Geſtern war mein Geburtstag. Ich wußte es nicht, bis ich es abends von anderen hörte und es war mir lieb, daß ich es nicht wußte, es hätte mich eher zum Weinen als zum Lachen gebracht.“

In den Pfingſtferien unternahm Schloſſer mit einem Freunde eine Fußwanderung durch den Vogelsberg. Zuerſt ging es bis Fulda, von da über Meiningen, Zelle, Ilmenau, Rudolſtadt, Orlamünde, Kahle nach Schlöben, wo eine Schweſter des Vaters verheiratet war. Der Rückweg wurde über das im vergangenen Winter erſehnte, für den nächſten Sommer immer noch erhoffte Jena, und von da über Weimar, Erfurt, Gotha und Eiſenach genommen. In ſeinen Reiſeerinnerungen „Die Wartburg“ gedenkt Schloſſer dieſer Pfingſtreiſe: „Schon zweimal bin ich dort geweſen, das erſtemal vor achtzehn Jahren als Student auf der kecken Burſchenfahrt über drei Gebirge: Vogelsberg, Röhn und Thüringerwald mit nur 12 Gulden in der Taſche (7 Gulden hat der Onkel in Schlöben noch beigeſteuert), zehn Stunden des Tages, ſechsmal durchnäſſt und ſechsmal wieder trocken und nachts ein Strohlager. Wie waren wir damals mit Schauern der Ehrfurcht eingetreten in das alte (Wartburg-) Thor und hatten den herrlichen Abend droben geſchwelgt und geſchwärmt im Anblick

der prächtigen Natur, in Erinnerung der großen Zeiten. Und doch hatten wir von dem Größesten, das sich hier zutrug, nur eine dunkle Ahnung; den Mann, der dem Namen dieser Burg den kräftigsten Klang gegeben, den kannten wir noch nicht in seiner wahren Größe, den hatte uns eine falsche Wissenschaft wohl geschildert als einen „Geisteshelden", der aber in seinen späteren Jahren nur noch ein „Glaubensheld" gewesen, das sollte heißen: etwas heruntergekommen, von seinem freien Geist zur starren Orthodoxie abgefallen wäre. Wir dachten damals, den „freien Geist", der kühn alle Schranken durchbricht, das eigne Denken über alle Autoritäten setzt, den zu bewahren sei die Mahnung dieser Burg an uns, sei die Aufgabe protestantischer Theologie, deren Jünger und Streiter wir werden sollten. So hatte man uns ja gesagt und — auf Autorität hatten wirs geglaubt, auf Autorität einer Wissenschaft, auf Autorität von Persönlichkeiten, deren Herrschaft damals noch fast ganz unbestritten war. Eine leise Ahnung freilich hatten wir, daß es doch etwas größeres sei, als die moderne „Geistesfreiheit", was einst in dieser Burg einen Schutz gefunden. Noch lange haben wir nachher von der Erinnerung an jenen schönen Sommerabend gezehrt, doch eigentlich nur ich allein. Denn der Herzensfreund, — August Hofmann von Echzell — der damals mit mir war, ist nicht mehr in dieser Welt. Schon in demselben Jahr, kurz vor der hl. Weihnacht, raffte ihn der Tod hinweg in frischester Leibes- und Geisteskraft; auf glatter Eisbahn geriet er in die Tiefe des Flusses, von dem die Sage geht, daß er alljährlich ein Menschenleben fordere. Mir war's damals ähnlich wie Luther beim Tode seines Freundes Alexius. Wir hatten viel zusammen studiert und in allerlei Wissenschaft uns umgetrieben, aber von der wahren Weisheit, die von oben stammt, wußten wir, wie schon angedeutet, wenig oder gar nichts und waren beide in großer Gefahr, in vollem Unglauben in eitel weltlich Wesen uns zu verlieren. Mit des Freundes plötzlichem Tode sprangen mir auf einmal, wie mit donnerndem Krachen, die Thore der Ewigkeit auf, und ich ahnte, daß die wahre Klugheit sei: bedenken, daß man sterben müsse. Doch hat's noch lange keine gründliche Änderung geben wollen, die „Geistesfreiheit", das „Geisteshelden tum" hielt mich gefesselt, ja ich bin wohl noch tiefer in die verderblichen Irr-

tümer geraten. Und doch hat mich der Herr nicht dahingegeben in den verkehrten Sinn und seine Hand nicht von mir gethan."

Gerade ein Jahr nach der Pfingstreise wird der Vater um die Erlaubnis gebeten, vom nächsten Herbst (1845) an die theologischen Studien in Halle fortsetzen zu dürfen, „da dort alle jetzt in der Theologie herrschenden Richtungen gut vertreten sind. Jena, das ich früher gewählt hatte, gehört im wesentlichen zu derselben Richtung, wie Gießen; bedeutende Notabilitäten sind eben nicht dort."

Von Gießen heißt es aufs neue: „Ich fühle mich hier nicht befriedigt; wir haben hier ausgezeichnete Exegeten des alten und neuen Testamentes, sowie einen tüchtigen Historiker, ich habe ihre Kollegia alle gehört; für Dogmatik aber ist hier gar nichts zu holen; die spekulative Theologie ist hier gar nicht vertreten. Blos exegetische Hefte einzuochsen befriedigt einen wahrlich nicht und wenn nicht sonstige Anregung dazu kommt, verleidet es mir das ganze theologische Studium. — Dazu kommt, was der gewichtigste Grund ist, daß mein Studium durch eine Veränderung der Lokalität bedeutend gefördert werden wird. Ich bin hier in Gießen in meinen drei ersten Kursen, oder doch im zweiten und dritten Kurse viel mit den reinstudentischen Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Die Entwicklung dieser neuen Richtung auf den deutschen Universitäten fiel gerade in diese Zeit, und ich hätte es für Sünde für einen tüchtigen Studenten gehalten, sich nicht daran zu beteiligen. Ich war nun gleich von Anfang bis jetzt mit Chargen dabei beauftragt, und die Verwaltung hat mir immer einige Zeit weggenommen, wenn sie auch meinem Studium nicht allzuviel Eintrag that. Jetzt aber in späteren Kursen, wo das eigentliche strengere Arbeiten vorgenommen werden muß, könnten jene Angelegenheiten doch mein Studium beeinträchtigen." Vor einem Rückfall in das Verbindungswesen glaubte der im vierten Semester Stehende sich am sichersten durch den Weggang von Gießen bewahren zu können.

Auch dieser Bitte ist vom Vater nicht willfahrt worden. Der Sohn hat diesen Bescheid halb erwartet. Zur Widerlegung der vom Vater geltend gemachten Gründe führt er an: „Daß Halle nur von Pietisten beherrscht ist, ist nicht wohl der Fall, wiewohl

die renommiertesten oder berüchtigtsten orthodoxen und pietistischen Theologen gerade in Halle sind, so sind doch neben ihnen sehr bedeutende Männer freisinniger Richtung, namentlich Vertreter der spekulativen Theologie, z. B. Erdmann, Schaller, anerkannt tüchtige Hegelianer". Die gleichzeitig ausgesprochene Hoffnung, daß ihm nach bestandenem Examen der Besuch einiger anderen Universitäten nicht versagt werden möchte, ist, wie sich zeigen wird, in Erfüllung gegangen. Zur Begründung dieser Bitte wird gesagt: „Es ist nun zum Entschluß bei mir geworden, nicht die praktische Laufbahn des Theologen zu ergreifen, zu der ich durchaus keine Neigung fühle, sondern einmal mein Glück als Dozent zu versuchen; sollte mir es auf einer Universität nicht glücken, so steht mir der Weg zum Gymnasiallehramte oder dergleichen ja immer noch offen. Es ist eine schwierige Aufgabe und um sie zu lösen, ist mehr nötig, als bloß in Gießen gewesen zu sein."

Die Gedanken an die Docenten-Laufbahn mögen durch den Verkehr mit Moritz Carrière am meisten Nahrung bekommen haben. Die damalige Philosophie dieses Mannes sagte dem mit der Theologie eigentlich ganz zerfallenen Schlosser in hohem Maße zu. Die Abendbesprechungen Carrières mit seinen Zuhörern führten zu einem regen Gedankenaustausch. An Mannigfaltigkeit der Gedanken fehlte es nicht. Ein Zuhörer besprach in der plattesten Weise die Himmelfahrt Christi. Ein anderer, katholischer Theolog, (k. H. „Katholog") verteidigte eines Tages einige Sätze des Tridentiner Konzils gegen einige Artikel der Augsburger Konfession. „Wir vier evangelische Theologen", erzählt Schlosser in seinen „Erinnerungen aus dem Studentenleben", „stellten die angegriffene Lehre als wesentlich protestantisch in Abrede und brachten dafür aus unserer rationalistischen Heften-Weisheit andere hervor, die wesentlich protestantisch seien, die aber, wie uns jener nachwies, in direktem Widerspruche mit jenem Grundbekenntnis der evangelischen Kirche standen, und da er immer wieder auf das Bekenntnis zurückkam und mit Recht versicherte, er könne den Protestantismus doch nur nach seinen klaren und bestimmten Bekenntnissen fassen, — da mußten wir zu unserer Schande gestehen, daß wir diese, insbesondere die Augsburger Konfession, selbst nicht ordentlich kannten. Und fürwahr! Wir gehörten noch nicht

zu den schlechtesten Theologie Studierenden und hatten einen guten Ruf unter den anderen als wissenschaftliche Leute."

Es ist oben angedeutet worden, daß Schlosser mit studentischen Angelegenheiten, mit Verbindungswesen vielfach befasst war. „Im Winter 1843 auf 44", schreibt ein Universitätsfreund Schlossers, „gieng durch alle deutsche Hochschulen ein frischer, lebendiger Zug. Es galt, dem die Universitäten beherrschenden Senioren-Komment, der im Pauken und Kneipen der Korps seinen Ausdruck fand, die Herrschaft zu nehmen und das Studentenleben zeitgemäß umzugestalten. Ein mehr christliches Element, wie es nachher im „Wingolf" zum Ausdruck kam, war darin schlechterdings nicht enthalten; wir wollten nur an die Stelle des Saufens und Raufens etwas besseres setzen. Dazu sollte eine studentische Zeitschrift, von G. v. Struve in Heidelberg geleitet, die Wege bahnen." Schlosser hat in dieser Zeitschrift seine ersten schriftstellerischen Erzeugnisse veröffentlicht. So entstand, nach Abhaltung von allgemeinen Studentenversammlungen, eine 200 Mitglieder zählende Verbindung „Allemannia". Diese Allemannen, vom Volkswitz treffend „Allmitnanner" geheißen, waren in der Theorie, nach den Satzungen zu urteilen, ein vortreffliches Volk: wissenschaftliche Vorträge, Duelle nur auf Grund ehrengerichtlicher Entscheidung, Fechten und Turnen. In Wirklichkeit erwies sich die große Mehrzahl der Allemannen als ein Haufe von gelinde gesagt ganz bedenklichen Elementen, die der Unbequemlichkeit des Duells aus dem Wege gehen, sonst aber treiben wollten, was ihnen gefiel. Schlosser erzählt nach Verlauf von 22 Jahren: „Als ich die Universität bezog, bildete sich eine Studentenverbindung, welche dem Rauf- und Saufunwesen der damaligen sog. „Korps" entgegentreten wollte. Sie hatte die Losung: „Wissenschaftlichkeit und Sittlichkeit" auf ihre Fahne geschrieben und nannte sich Fortschrittsverbindung. Für das, was sittlich oder unsittlich sei, gab sie keinen bestimmten Maßstab, bezeichnete sie keinen bestimmten Boden oder Standpunkt, von dem aus man sein Urteil sich bilden müsse. Der christliche Maßstab, Boden, Standpunkt, wie beim heutigen Wingolf, war es aber nicht, und wohl offenbar nur der des persönlichen Meinens. Nun machten die eigentlichen Gründer der neuen Verbindung gleich von vornherein die fatale Wahrnehmung,

daß ſich an die Verbindung und ihre erwähnten Prinzipien alsbald eine große Menge von Leuten anſchloß, die man allgemein als ziemlich ſchofele Burſche anſah. Und noch fataler war, daß ſo viele in der neuen Verbindung vom Korpsweſen eigentlich nur das Duell verwarfen, ſonſt aber ſo ziemlich alles trieben, was die Korps auch trieben, renommieren mit bunten Farben, ſaufen und noch viel ſchlimmeres. Mir hatte es ſcheinen wollen, als ob von all den Dingen, welche die Korps trieben, gerade das Duell das noch verhältnismäßig nobelſte und reſpektabelſte ſei. So viel rohe Brutalität ſich dabei geltend machen mochte, es hatte für mich der Kampf mit der blanken Waffe etwas anziehendes, männliches, ritterliches. Und noch etwas ſeltſames geſchah. Bei den Beratungen über die Statuten der neuen Verbindung ſchlugen etliche Anhänger der alten, edlen Burſchenſchaft vor, daß die Forderung der Keuſchheit in die Statuten aufgenommen werde, wie es die alte Burſchenſchaft gehalten hatte. Da ſagten aber viele, ſolche Forderung beeinträchtige die perſönliche Freiheit! das müſſe man jedem ſelbſt überlaſſen. Bei den Paragraphen über das Duell aber wurde die „perſönliche Freiheit" abſolut nicht reſpektiert, ſondern jedem das Duell unbedingt unterſagt und jeder verpflichtet, ſich dem Ausſpruch eines nach Art der Geſchworenen eingerichteten Ehrengerichtes zu unterwerfen. Woher dieſe Inkonſequenz? Hatte man die Sittlichkeit zum leitenden Grundſatz gemacht, wie ſollte es dann weniger unſittlich ſein, in H—häuſern herumzufahren, als im friſchen Wald mit blanker Waffe ſeine Ehre verteidigen und mindeſtens doch einigen perſönlichen Mannesmut zu beweiſen? Nach meiner Anſicht hätte man die Frage: was wollen wir vom Korpsleben annehmen, was verwerfen? dahin entſcheiden ſollen: wir wollen das Duell behalten, das Renommieren, Saufen u. ſ. w. aber abthun. Aber es geſchah umgekehrt und es kam vor, daß Studenten erklärten, ſie würden aus der Verbindung austreten, wenn das Duell für zuläſſig erklärt werde, während dieſelben von den Thaten ihrer Unzucht redeten wie von den harmloſeſten Dingen. Die Korps warfen uns Feigheit vor; ein Teil unſerer Leute, nachdem die in zwei Semeſtern in echt liberaler Weiſe zehnmal veränderte Konſtitution der Verbindung eine Auflöſung in einzelne kleine Verbindungen mit ziemlicher Selbſtändigkeit gewahrt, beſchloß, durch Eingehen auf etliche

Duelle den Korpsſtudenten zu beweiſen, daß wir nicht feige ſeien, und damit zugleich das Anhängſel der ſchofelen Subjekte los zu werden. Wir kamen auf die Menſur zu ſehr ſcharfen Duellen und wer von den Mitgliedern der ehemaligen „Frankonia" ſich des noch erinnert, wird zugeſtehen, daß es damals nicht die ſchlechteſten Zeiten der Verbindung waren."

Schloſſers Anſehen war ſo groß, daß er einſtimmig zum „Sprecher" gewählt wurde. Unter ſeiner Leitung gedieh ein friſches, fröhliches Studentenleben, Theateraufführungen und Bälle, Fechten und Turnen waren Lebenszeichen nach außen wie nach innen. Schloſſer hat ſich nie duelliert. Seine Ruhe und Beſonnenheit, ſeine Unbefangenheit und Lauterkeit ſchützten ihn vor allen Händeln. Dagegen kam ihm ſeine beim Turnen geübte große Körperkraft wiederholt zu ſtatten bei nächtlichen Rempeleien, wo gemeinſame Angriffe gemeinſam abgewehrt werden mußten.

Aus dem Jahre 1846 ſind keine Briefe von Schloſſer erhalten, und doch iſt gerade dieſes Jahr in beſonderem Maße ereignisreich für ihn geweſen. Am 31. Juli 1846 fand im ſog. Buſchiſchen Garten bei Gießen ein Kinderball ſtatt, zu dem ſich ein angetrunkener Student einzudrängen ſuchte. Ein Polizeidiener leiſtete Widerſtand und da er nicht zum Ziele kam, ließ er ſich von ſeinem zufällig anweſenden Polizeirat bis zum Gebrauche des Säbels ermächtigen. Die Kunde von dem nicht unerheblich verwundeten, wehrloſen Studenten veranlaßte die von ihrer Kneipe nach dem Buſchiſchen Garten gekommenen Frankonen ſofort mit einer Anzahl Korpsſtudenten für den folgenden Morgen eine allgemeine Studentenverſammlung zur Wahrung der ſtudentiſchen Ehre zu beſchließen. Faſt die ganze Studentenſchaft erſchien am folgenden Morgen auf dem Looſiſchen Felſenkeller. Alle Gegenſätze waren ausgeglichen. Zündende Reden wurden gehalten und der Beſchluß gefaßt, eine Abordnung an Rektor und Senat zu ſchicken, um Beſchwerde wegen des verletzten Rechtsgefühls zu führen. Zwei Advokaten, welche gleich am Abend vorher gegen das plumpe, taktloſe Benehmen der Polizei entſchieden aufgetreten waren, wurden vor ihren Wohnungen aus etwa vierhundert Kehlen mit einem brauſenden Hoch beehrt. Zwölf Studenten, ſechs Allemannen und ſechs Korpsſtudenten, unter jenen Guſtav Schloſſer und — — Louis

Büchner, waren mit Vertretung der akademiſchen Jugend den Behörden gegenüber betraut. Wiederholt erfolgten Vernehmungen dieſer Vertreter vor dem Rektor Profeſſor Knobel und dem allgemein verhaßten Univerſitätsrichter Dr. Trygophorus. Wiederholt fanden Sitzungen des Ausſchuſſes ſtatt. Nun hätte der überſtrömende Fluß allgemach wieder in ſein Bette zurückgeleitet werden können. Leider aber ſah ſich der katholiſche Pfarrer, Profeſſor Hartnagel, ein Freund des taktloſen Polizeirates Zulehner, bemüßigt, am nächſten Sonntag (6. Aug.) in ſeiner Predigt ſeinen ganzen Zorn über das Gebahren der „Aufrührer“ auszuſchütten. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht hievon in der Stadt und am Abend ſind dem Prieſter mit einem Pereat die Fenſter eingeworfen worden. Von den Behörden wurde der Hauptanteil an dieſen Ausſchreitungen ohne Weiteres der „Frankonia“ in die Schuhe geſchoben und Schloſſer mit zwei anderen verhaftet. Nun entſtand in der Studentenſchaft eine große Aufregung. Lärmende Studenten drangen bis in das Sitzungszimmer des Senates und forderten die Freilaſſung der Gefangenen. Der Senat blieb jedoch feſt. Die drei Verhafteten wurden auf ein halbes Jahr relegiert und vom Carcer aus in den frühmorgens nach Frankfurt abgehenden Poſtwagen gebracht. Als der Wagen ſich dem Silbersberg näherte, begrüßten etwa 500 Studenten die Gemaßregelten. Die Pferde wurden zum Stehen gebracht, um die drei Relegierten herauszureißen. Schloſſer ſtellte ſich auf den Tritt des Wagens und bat die Verſammelten, man ſolle ſie friedlich ziehen laſſen, da der Senat ſie für alles, was etwa noch ſtrafbares geſchehen würde, verantwortlich gemacht habe; ließen ſie ſich zum Dableiben nötigen, ſo würden ſie für immer von der Hochſchule verbannt. Daraufhin ließ man von den drei Relegierten ab. An demſelben Vormittag aber rückte von Butzbach aus eine Schwadron Chevauxlegers in Gießen ein, um die Ordnung wieder herzuſtellen, wogegen die geſamte Studentenſchaft nach der nördlich von Gießen gelegenen Ruine Staufenberg zog, wo man mehrere Tage kampierte, um den Senat zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Der Senat konnte warten, während die Lage der Studenten täglich unerträglicher wurde. Zuletzt ſandte man zwei der radikalſten Studenten, Th. Götz aus Mainz und Wilh. Liebknecht aus Gießen, an den

Senat, um einen Ausgleich herbeizuführen. Ebenso bestimmt als die Forderungen der beiden lauteten, ebenso bestimmt lautete die Ablehnung, mit einer „tumultuarischen Rotte" könne man gar nicht verhandeln. Zuletzt vermittelte die Gießener Bürgerschaft, daß die Dragoner zurückgezogen wurden und die Studenten zurückkehrten. An der excessio in montem sacrum, wie man den Auszug nach dem Staufenberg nannte, war Schlosser nicht beteiligt. Seine Relegation hatte nicht in einzelnen strafbaren Handlungen, vielmehr nur in seiner Führerrolle, in seinem angesehenen Namen ihre Begründung. Die Kurzsichtigkeit der immer noch auf dem Boden der „Karlsbader Beschlüsse" stehenden Behörden witterte in den Frankonen, der hervorragendsten Abteilung der „Allemannia", eine neue Auflage der Demagogen, während die Loyalität der am Tumult ebenso sehr beteiligten Korps außer allem Zweifel war.

Das Winterhalbjahr 1846 auf 47, welches Schlosser bei den Eltern in Darmstadt verlebte, diente ihm trefflich zur Ausrüstung für die Fakultätsprüfung. Im Juni 1847 ging er nach Gießen zurück, um ins Examen zu gehen. Im Juli meldet er dem Vater, daß die Vorarbeiten „die Inspirationslehre der alten lutherischen Kirche nebst einer Kritik derselben" und die Exegese über 1 Joh. 5, 16—20 zum Gegenstand hätten. Schlosser bestand das Examen teils gut, teils mit Auszeichnung. Abgesehen von Gustav Baur und Moritz Carrière hat er mit den Lehrern der Hochschule in keiner näheren Beziehung gestanden. „Die damaligen theologischen Professoren waren, ganz abgesehen von ihrer Richtung, gar unliebenswürdige, trockene, teilweise abstoßende Persönlichkeiten, denen wir darum möglichst weit aus dem Wege gingen" Was waren das für „Kirchenlichter"! Der eine Professor hatte an der Wand seines Zimmers eine Landkarte hängen, die enthielt die Umrisse von Deutschland und Italien, Flüsse und Gebirge waren nicht eingezeichnet, wohl aber vier Städte, welche durch eine breite Straße verbunden waren: Berlin, Halle, Herrnhut, Rom. Und der Professor dozierte, daß die Berliner Theologie (Neander) notwendig nach Halle führe, d. h. zu den unwissenschaftlichen, frömmelnden Ansichten eines Tholuck und des „Sündenmüller"; von da zum Herrnhutertum und endlich ins Papsttum. Ein anderer Professor erhielt eines Tages den Besuch des ehrwürdigen Missionars

Graf Zaremba; Schloſſer kam dazu, und als ſich der Miſſionar entfernt hatte, mußte der Student aus dem Munde des Profeſſors allerlei alberne, ſpöttiſch ſein ſollende Bemerkungen über den miſſionierenden Grafen hören. — „Das Bischen unklarer Begeiſterung, das ich für das geiſtliche Amt (auf die Hochſchule) mitgebracht, war in Gießen in einem Jahr verſchwunden, die Frömmigkeit, zu welcher die erſten Kinderjahre den Grund gelegt, erſchüttert; ich hatte noch unter dem Einfluſſe eines Lehrers, dem ich's ewig danken werde, eine Ahnung vom Kern und Weſen des Chriſtentums, hatte aber doch meinen Heiland und beinahe meinen Gott verloren, und bei allen Kenntniſſen, die ich mir angeeignet, und die mir eine glänzende Cenſur erworben, war ich doch in den Hauptſachen des Chriſtentums ſo unwiſſend, daß ich geradezu von neuem anfangen mußte, zu ſtudieren!" Von dem Einfluß der Wiſſenſchaft Credners ſagt Schloſſer: „Im Anfang that mir das Zweifeln wehe, dann blieb ich gleichgiltig, zuletzt ward mir's ein Vergnügen, zu zweifeln, eine Wolluſt, die alten Autoritäten eine nach der andern ſtürzen zu ſehen, ſo daß ich mich wahrhaft freute, ein Buch der hl. Schrift nach dem andern in ſeiner Unechtheit erwieſen zu ſehen. So hatte ich es nach dreijährigem Studium glücklich ſo weit gebracht, daß ich an der Hand der berüchtigten Straußiſchen Dogmatik, die mir in ihrer Konſequenz und Offenheit viel reſpektabler erſchien als der Rationalismus zu Gießen, alle Grundlehren des Chriſtentums in nichts auflöſen konnte und mich mit meinem Nihilismus und Unglauben um ſo mehr für einen grundgelehrten und aufgeklärten Kopf hielt, als ich ja mit meinen im Straußiſchen Sinn abgefaßten Examensarbeiten eine glänzende Cenſurnote davontrug! — — Die Theologie zu Gießen wurde uns damals von ihrem erſten Vertreter (Credner — a non credendo) charakteriſiert als eine vorausſetzungsloſe, um das Reſultat unbekümmerte Forſchung zur Ergründung der Wahrheit." Daß aber eine Wiſſenſchaft gar keine „Vorausſetzungen" haben ſollte, das konnte ich ſchon damals nicht recht faſſen, da ja ſelbſt die Mathematik nicht ohne Vorausſetzungen iſt. Auch glaubte ich und konnte mich mit dem beſten Willen nicht davon losmachen, daß jegliche, auch die elementarſte Religion, ihre beſtimmten Vorausſetzungen habe, nämlich das Gefühl menſchlicher

Hilfs- und Heilsbedürftigkeit. Die christliche Theologie aber sollte keine Voraussetzungen haben, gar keine? Und sie sollte um das Resultat der Forschung unbekümmert sein? Eine sonderbare Natur, die um das Resultat der Forschung unbekümmert ist, ob sie Goldkörner oder Regenwürmer findet." Und doch hatte auch die Gießener Theologie ihre Voraussetzung: die heilige Schrift. Freilich war die Wahrheit nur hie und da in ihr enthalten. Man erkannte eine Anzahl Lehrbegriffe an, man setzte die Evangelisten und Apostel zu theologischen Schriftstellern herunter. Der größte Professoren-Individualismus, die größte persönliche Willkür, welche mit den eigenen Annahmen in Widerspruch geriet, sollte den angehenden Dienern der Kirche Richtung und Leitung geben! „So viel", fährt Schlosser fort, ward mir auf der Universität bei eigenem, immer weiter fortschreitendem Zweifel und Unglauben klar, daß in der damaligen Theologie zu Gießen nichts herrsche als schrankenlose Willkür. — — Was soll ich mich, nachdem ich dies erkannt, darüber wundern, daß mir die heiligen Schriften, die mir jetzt in so manchen Stunden ihre unergründlichen Tiefen der Weisheit aufthun, so daß ich anbetend staunen muß, aus denen mich jetzt oft ein einzelner Spruch in den innersten Gründen der Seele anfaßt und mir in bangen Stunden einen Himmelsstrom von Trost ins Herz gießt, — daß diese Schriften mir damals so kalt, so schal, ja so höchst langweilig vorkamen, als ich auf den Kollegienbänken zu Gießen die Erklärung der biblischen Bücher anhörte. Wie soll ich mich auch wundern, daß damals mein guter Freund Preuschen, diese treue, innige, fromme Seele, sich an meiner Seite, als wir die Erklärung des Johannes u. s. w. hörten, zu nichts weiter angeregt fand, als allerlei Karrikaturen über biblische Phrasen und Gegenstände in sein Heft zu zeichnen!"

Und doch hat Schlosser etwas niemals verloren. Auch in den ärgsten Zeiten des Zweifels und Unglaubens hat er nie das Abendgebet unterlassen, welches ihn in seiner Kindheit die Mutter gelehrt hatte.

Nach einer längeren Studienreise nach Norddeutschland gehörte Schlosser vom Herbst 1847 bis Herbst 1848 dem Predigerseminar in Friedberg an. In diese Zeit fällt sowohl der Verkehr mit alten Freunden, die ein halbes Jahr vor ihm nach Friedberg

gekommen waren und den Weg zu dem Herrn Christus zurückgefunden hatten, als auch der Ausbruch der Revolution. „Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen." Vor Ablauf des Jahres 1847 war es Schlosser vergönnt, mit „pietistischen" Freunden nach dem Kloster Arnsburg zu fahren, wo der Graf Otto zu Solms-Laubach in einem Klostergebäude die nötigen Räumlichkeiten für ein neugegründetes Rettungshaus zur Benutzung überließ. Schlosser kam bald nachher wieder einmal in diese Gegend der Wetterau und hörte bei dieser Gelegenheit viele geringschätzige Äußerungen über das kleine Rettungshaus und die „Pietisten", die es ins Leben gerufen hatten. Ein damaliger kirchlicher „Würdenträger" sagte: „Das ist lauter Wind, den sie machen, nichts wie Wind, das wird alles bald spurlos verschwunden sein." Wenige Wochen nachher traten große Weltbegebenheiten ein. „In Frankreich brach die Revolution aus und ihre erste Woge warf das ganze sogenannte Julikönigtum über den Haufen und fegte die ganze Dynastie Orleans aus dem Lande. Die zweite Woge schlug nach Deutschland hinüber, daß alle Fürstenthrone wankten und der Bundestag zusammenstürzte. Wie sahen wir jungen Leute das an? Nicht anders als der Dichter sagt: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen." Von einem „Völkerfrühling" redeten wir, und wie kühn und zuversichtlich waren unsere Hoffnungen, als aus allen Gauen die „Erwählten des deutschen Volkes" zusammentraten, in der Paulskirche zu Frankfurt zu thun nach dem Wort, das unter der schwarz-rot-goldenen Fahne oben auf der weißen Wand, die die Orgel verhüllte, geschrieben stand: „Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück, o schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück." Ja, das war ein stolzer Bau, eine herrliche, große Arbeit an ihm, an der Wiederaufrichtung der Einheit und Herrlichkeit des deutschen Reiches. Was wollte neben dem so ein kleines Rettungshäuschen bedeuten, das Thun der verachteten Pietisten, die noch eins und noch eins anderwärts gründeten, um „Wind zu machen"?

Nun (1877) sind 30 Jahre vergangen. Was ist geworden? Was jene Parlamentarier, die es höhnisch abwiesen, ihr Werk mit Gott, mit Gebet zu beginnen, die „die Kirche in den Himmel zurücksagen wollten, aus dem sie gekommen", die den Himmel selbst nicht etwa blos stürmen wollten, wie die alten Titanen, sondern

ihn längſt in blauen Dunſt aufgelöſt zu haben glaubten, was ſie gebaut, war nicht blos ein unvollendeter babyloniſcher Turm, ſondern iſt dahingefahren wie ein Wind, was man aber damals als Wind bezeichnet, — war's nicht doch etwas von dem, das einſt kam als — das Brauſen eines gewaltigen Windes, einen neuen Frühling ankündigend der Kirche Gottes auf Erden?"

Nachdem die Revolution ausgebrochen war, traten in der Wetterau neben Advokaten auch Kandidaten des Friedberger Predigerſeminars als Hauptredner bei den zahlreichen Volksverſammlungen auf. „Die Parteirichtungen erſtreckten ſich bis in die geiſtliche Bildungsanſtalt. Man hatte fanatiſch rote Republikaner unter den Kandidaten; die gemäßigten waren in der Minderzahl, „reaktionär" von dreiunddreißig nur ein einziger, der eine hannoverſche Fürſtenſchule durchgemacht und in Halle ſtudiert hatte. Die Profeſſoren duldeten nicht bloß die Beteiligung der Kandidaten an den politiſchen Vereinen und Volksverſammlungen, ſondern ermunterten die gemäßigt liberalen geradezu zu ſolcher Beteiligung, um beſchwichtigend zu wirken. Wohl ein paar Dutzend ſolcher Verſammlungen haben wir in wenigen Wochen mitgemacht. — — Gingen wir nicht, ſo gingen, wenn es kund ward, die Demokraten. So ſagten wir denn zu." Auf einer derartigen Verſammlung ſprach Schloſſer über das Thema: „Ob Republik, ob Kaiſertum?" „Ich redete ſo überzeugend, daß ein Kaiſer gewählt werden müßte, unter dem die kleinen Fürſten ſtehen müßten, alſo namentlich auch unſer Großherzog Ludwig III., der ſo gut geweſen und alle Forderungen des Volkes augenblicklich bewilligt habe, daß, als ſchließlich abgeſtimmt wurde, man einſtimmig beſchloß, der Großherzog ſolle bleiben, aber ſich einen Kaiſer über ſich gefallen laſſen. So hatten wir dem Großherzog den Thron gerettet." Vierzehn Tage ſpäter beſchloß eine Volksverſammlung an demſelben Ort die Republik. „In unſerer Seminarſtadt waren natürlich alle Kandidaten in die Bürgerwehr eingetreten. Die erſte Thätigkeit ihres Dienſtes für die innere Sicherheit war die, daß ſie ausrückten, um — ein Judenhaus in der „breiten Straße" zu ſchützen. Denn auch jetzt war, wie ſo oft, die erſte Bethätigung der ver- und erlangten Freiheit und Gleichheit, daß man über die Juden herfiel, wahrhaftig nicht aus religiöſem Fanatismus, davon waren jene Leute ganz frei, es war der

unerträgliche Wucher, der den Zorn erweckt hatte. Die Bürgerwehr, von einem ehemaligen Leutnant, nunmehr Wegrentmeister, geführt, verfuhr sehr schonend, da sie nicht das Blut ihrer Mitbürger vergießen wollte, und so war, ehe man sich es versah, das Judenhaus demoliert."

Von Friedberg aus hat Schlosser wiederholt die Sitzungen des Frankfurter Parlaments besucht. In seinem Buche „Die Revolution von 1848" erzählt er „nach eigenster Erinnerung" von dem Eindruck, welchen auf ihn die hervorragendsten Parlamentsmitglieder H. v. Gagern, Rösler von Oels (der „Reichskanarienvogel" genannt), Schlöffel („Schliffel"), R. Blum („eine Persönlichkeit, die man gern in andern Bahnen gesehen hätte"), K. Vogt (der „Reichs-Gassenbub"), Döllinger, v. Ketteler („mit der im Säbelduell abgestutzten Nase, eine echt westfälische Natur, der ins Klerikale übersetzte Immermannsche „Hofschulze", ein warmer Volksfreund"), v. Radowitz, E. M. Arndt („das Ideal eines deutschen Mannes, das verkörperte gute, alte deutsche Gewissen", wie man ihn treffend nannte, auch er dem Ziel der Jugendhoffnung nahe, doch ungemein ernst und wenig an der Debatte sich beteiligend"), von Soiron, Simson („mit den scharf geschnittenen Zügen seiner „Brüder nach dem Fleisch", ein eminent begabter, scharf und klar denkender Mann"), Gabriel Rieser („ein höchst ehrenwerter Israelit, vortrefflicher Redner, ruhiger, klarer Charakter"), Freiherr v. Vinke („ein echter Niedersachse, der ein großes Maß von Freimut mit einer sehr loyalen, königstreuen Gesinnung verband, in der er einmal einen frivol vom König redenden Demokraten auf Pistolen forderte, deshalb in den Parlamentskarikaturen von den Gegnern dargestellt als Bulle mit Pistolen statt Hörnern auf dem Kopf").

Nach Schluß des zweiten Seminar-Kursus fuhr Schlosser am 18. September nach Frankfurt. „Der langsam schleichende Omnibus, aus dem man bei jedem Berglein ausstieg und ein Stück vorausging, der in jedem Dorfe anhielt, einen Auftrag zum Mitbringen aus der Stadt Frankfurt zu empfangen, hatte uns bis zur Höhe der Frankfurter Warte gebracht, drunten lag die alte, schöne Stadt, zu der man nie gekommen, ohne der alten Geschichte des Vaterlandes zu gedenken, die hier zum teil abgespielt, im schönen

Mainthal, von den blauen Taunusbergen begrenzt — — feſtlich und friedlich war es uns ums Herz. Noch ſchwellte die Hoffnung das Herz, daß da unten bald wieder des Reiches Pracht ihren Mittelpunkt haben, ein Kaiſer gekrönt werden würde. Raſch gings den Berg hinab nach den vor dem Friedberger Thor liegenden Landhäuſern. Es war ein milder, ſchöner Herbſttag; an der Straße links nach Bornheim hin ſtanden noch die Weiden mit den ſchönen, ſilberfarbigen Blättern. Ein milder Atem zog durchs Land. Alle die freundlichen Gartenhäuſer waren mit Reben bewachſen bis unters Dach. Trauben hingen daran in ungewöhnlicher Fülle, ſchön goldig leuchtend, weich und ſüß; Himmelsluft, weich und warm, daß es einem ſelbſt auch weich und warm in der Seele ward und ſüß wie die Trauben. Die Natur voll Segen und Frieden, voll Gottesatem und Gottesnähe. Aber die Menſchen, die ſich in der Stadt angeſammelt und noch auf dem Zuge dahin begriffen waren, — voll Haß und Blutgier. Wir ſind am Heſſen-Denkmal, am Bethmannſchen Landhaus vorüber — — es geht in die Bilbeler Gaſſe hinein und es überkommt uns, ohne daß wir noch wiſſen, was es im Lauf des Tages geben wird, eine Gewitterſchwüle. Wir ſtellen ein in der „Reichskrone“ in der Friedberger Gaſſe, dem alten Gaſthaus, wo die Fuhrleute von allerlei Art, Frachtfuhrleute, Omnibusführer, Hauderer ſeit Jahrzehnten in ungezählter Menge eingeſtellt. — Der Wirt nimmt unſer Gepäck in Verwahrung, dann geht es durch die Zeil nach der Katharinenpforte hin zur Paulskirche. Schon auf der Zeil begegnet uns im ſchnellen Lauf eine „Baſſermannſche Geſtalt“, ein unterſetzter Menſch mit großem, ſchwarzem Bart, in blau und weiß geſtreifter Bluſe, wie man ſie den Pariſer Ouvriers nachgeäfft, mit ſchwarzem Schlapphut und dem lauten Ruf: „Waffen, Waffen! Man ſchießt auf das Volk!“ Vom Schießen hörten wir jedoch nichts. In der kleinen Sandgaſſe rufen uns wohlwollende Frankfurter zu: „Bleiben ſie zurück! Sie können doch nicht hinein, die Paulskirche iſt geſperrt!“ Wir gehen dennoch vorwärts, ſehen aber bald den doppelten Ring von Soldaten, die um die Kirche aufgeſtellt ſind. So kehren wir nach der Reichskrone zurück.“ Auf dieſem Rückweg erblickte Schloſſer die Vorbereitungen zum Barrikadenbau, welche die Bürgerwehrmänner ruhig vor ſich gehen ließen. Mit Gewalt mußte Schloſſer

ſeinen Koffer von der Verwendung für die Barrikaden zurückhalten. „Im Wirtszimmer — lärmte ein Homburger Bürgerwehrmann, von Stand und Beruf ein Schneider. Er ſchimpfte über die Ariſtokraten, die Fürſten, das Parlament, die Volksverräter, und war ſehr blutdürſtig, trank aber zunächſt eine Flaſche Wein nach der andern, was ſeinen Blutdurſt noch vermehrte. Das kleine, vierjährige Bübchen, das er mitgebracht, dauerte mich in die Seele, es ſah immer ſo beſorgt und angſtvoll auf ſeinen Vater. Der Unglückſelige, er hatte ſeine Teilnahme am Aufſtand zugeſagt und hatte ſich Courage trinken wollen. Jetzt hörte man ſchießen, er wankte hinaus; nach einer halben Stunde brachte man ihn tot herein. Eine Kugel hatte ihn getroffen, als er eben mühſam auf eine Barrikade klettern wollte. Der Kampf war losgebrochen, wir eilten auf die Straße. — — Unſer Weg ging durch die Fahrgaſſe nach der alten Mainbrücke, die nach Sachſenhauſen führt. Über zwei Barrikaden kletterten wir hinweg. — — Nahe an die Stätte gekommen, wo die Töngesgaſſe in die Fahrgaſſe mündet, hörten wir aus jener eine Gewehrſalve, ziſchende, pfeifende Kugeln, wie Sperlingsgezwitſcher, dann ein raſſelndes Einſchlagen der Kugeln in die Läden an der Oſtſeite der Fahrgaſſe, dazwiſchen einen gellenden Schmerzensſchrei, dann Totenſtille. Drei Mann trugen einen Toten raſch weg, der in der Töngesgaſſe gefallen war. Sechs Schritte weiter vor und wir wären in den Kugelregen gekommen. — — An der Barrikade vor der Mehlwage vorübereilend, erreichen wir das Mainufer. Gerade jetzt bezeugt ein kaum unterbrochenes Schießen, daß der Kampf an allen Punkten begonnen. — — Am Mainufer angekommen, gingen wir über die alte Sachſenhauſer Brücke; wir gerieten in eine todesgefährliche Lage. Auf der Frankfurter Seite ſtanden Aufſtändiſche. In der Mitte der Brücke, an der alten Brückenmühle angekommen, ſahen wir am Ende der Brücke auf der Sachſenhauſer Seite Öſterreicher ſtehen, kampfbereit gegen die Aufſtändiſchen hinter uns ſchon vorgehend. Wir hätten zwiſchen zwei Feuer geraten können und wären verloren geweſen, wenn nicht die Aufſtändiſchen noch einen Verſuch gemacht hätten, durch einen Parlamentär die Öſterreicher zu gewinnen, daß ſie „mit dem Volk fraterniſierten."

Schloſſer kam glücklich nach Darmſtadt. Nach einigen Tagen

ſchon — es war der 3. Oktober — kehrte er nach Frankfurt zurück, um das Kriegslager in den Straßen Frankfurts in Augenſchein zu nehmen und einer der Redeſchlachten in der Paulskirche beizuwohnen. „Man hätte hoffen dürfen, daß die blutigen Ereigniſſe des 18. September der Verſammlung mit einem Schlag eine andere Stimmung und Haltung geben würden. Aber nein, dasſelbe endloſe Gerede, derſelbe Wortſchwall, dieſelbe Phraſendreſcherei, dieſelben theoretiſchen Künſte, auf den Beifall der Galerie berechnet, dieſelbe kleinliche Eitelkeit und Sonderintereſſen der Parteien.“ Das Parlament „war nun völligſt zur Schwätzanſtalt geworden; bald ward ſie zur Schrei- und Brüllanſtalt. Man überkam eine Ahnung, daß unter dieſem Gerede und Geſchrei das deutſche Reich ſchon in der Geburt erſtickt werden müßte.“

So ſehr die politiſchen Ereigniſſe das Intereſſe Schloſſers in Anſpruch nahmen, das theologiſche Studium war nicht darüber vergeſſen worden. Die „poſitiven“ Kandidaten waren zwar von den achtmal ſtärkeren Gegnern ſehr von oben herab als „verrückte Menſchen, als ſolche, die lächerlicher Weiſe für eine abgethane, völlig verlorene Sache kämpften, ſpöttiſch und höhniſch“ behandelt worden. „Man nannte uns wohl die Auguſtinerbrüder und wir ſelbſt nannten uns auch ſo, denn die theologiſche Debatte war veranlaßt hauptſächlich durch die Lehre von der Sünde, wie ſie der Kirchenvater Auguſtinus ausgebildet, in deſſen Studium, wenn auch auf einigen Umwegen, wir hineingezogen worden waren. In einem Kolleg, deſſen Aufgabe die Vergleichung verſchiedener gedruckter Predigten war, hatte mir der Seminardirektor Crößmann die Aufgabe geſtellt, zwei Predigten über das Adventsevangelium, eine von Hofacker und eine von Uhlich, mit einander zu vergleichen. Es war dies eine ſchwere Aufgabe, da jeder der beiden Prediger ſich in ganz anderer Luft, auf anderem Boden, in anderem Element ſich bewegt. Man könnte wohl eher einen Adler mit einer Schnecke, eine in den Lüften an ihren goldenen Liedern zum Himmel kletternde Lerche mit einer in einer Stubenecke pfeifenden Maus vergleichen. Eine Vergleichung Hofackers mit Uhlich mußte ſofort den fundamentalen Gegenſatz herausſtellen, der ſich ſo formuliert: Hofacker kennt eine ſündige Verderbnis der Menſchennatur, als Folge davon ein Gefühl des Elends, eine Sehnſucht nach einem neuen Weſen, nach

Verſöhnung, Erlöſung, Heiligung, die in Chriſto, dem zweiten Adam, dem neuen Menſchen und Anfang und Haupt eines neuen Geſchlechts, Gottes- und Menſchenſohn, geſchehen iſt. Uhlich erklärt den Menſchen für gut von Hauſe aus und ſtellt ihm die Aufgabe, durch Übung ſeiner guten Anlagen nur immer beſſer zu werden. Bis dahin ſelbſt ganz rationaliſtiſch geſchult, konnte ich doch nicht umhin, infolge eigenſter Erfahrung und im Angeſicht der ganzen Menſchheitsgeſchichte, in welcher die Sünde eine ſo fürchterliche Rolle ſpielt, der langen Reihe von Frevelthaten, tyranniſchen Gewaltthaten und wieder Aufruhr und Empörung, Treubruch und Verrat, welche die Menſchheit wie eine ſchwere Kette durch alle Jahrhunderte hinter ſich herſchleppt und wie ſie gerade in der von uns erlebten Revolution vorgekommen und weſentlich unter deren Eindruck — mich für die Anſicht Hofackers zu entſcheiden. Darüber entbrannte der Kampf, in dem dann vor allem der Urſprung des Böſen zur Sprache kam. Ein halbes Jahr zuvor war das Thema ſchon einmal beſprochen worden, aber in einer wenig ernſten Weiſe." Ein hervorragend begabter Kandidat hatte bei dieſer Debatte über den Urſprung der Sünde den alten Seminardirektor ſo in die Enge getrieben, daß dieſer zugeben mußte: Gott ſelbſt ſei der größte Sünder. „Die Sache ward jetzt ernſter genommen. In dem beſchämenden Gefühl der erlittenen ſchweren Niederlage bot jetzt unſer Direktor allen Scharfſinn auf, ſeine immer noch feſtgehaltene Behauptung zu verteidigen, brachte eine Menge rationaliſtiſcher Bücher mit in das Kolleg, wie namentlich eins vom alten Profeſſor David Schulz in Breslau, in denen die kirchliche Lehre von der Erbſünde teils in einigermaßen würdiger, teils aber auch in höchſt unwürdiger, frivoler, bisweilen auch ſüßlich ſentimentaler Weiſe bekämpft wurde. Ich mußte meine Poſition verteidigen, ſah mich auch nach Hilfstruppen in Büchern um und kam ſo zum erſtenmale auf das Buch von Profeſſor Müller in Halle „Über die Sünde." Ich hatte bis dahin von meinen akademiſchen und ſeminariſtiſchen Lehrern nur mit großer Geringſchätzung und ſpöttiſch vom „Sündenmüller" in Halle reden hören und mir vorgeſtellt, in ſeinem Buche müſſe viel verkehrtes und dummes Zeug ſtehen. Jetzt las ich es und hatte bald den Eindruck: „das iſt ja alles ungeheuer geſcheit", ja was noch mehr: „ganz unwiderleglich wahr." Müller führte uns auf

Auguſtin, den wir daheim, am liebſten aber in dem benachbarten Oſſenheimer Wäldchen im Hauſe des Förſters Öhle mit einander laſen, daher unſer Name „Auguſtinerbrüder“. Aus dem dialektiſchen Kampfe aber kam eine tiefe, feſte Überzeugung und aus der gewonnenen tieferen Kenntnis der Menſchennatur eine Reviſion und Emendation der politiſchen Anſicht, die, weſentlich rationaliſtiſch und liberaliſtiſch, dazu höchſt abſtrakt und doktrinär, von einer einfachen Beſeitigung hemmender Schranken eine herrliche Entfaltung der ja weſentlich aufs Gute angelegten und mit einer Fülle guter Anlagen begabten Menſchennatur und mit ihr des geſamten Volks- und Menſchheitslebens erwartet. Beruht doch der ganze Liberalismus in allen Gebieten des Lebens auf jener Unkenntnis der Menſchennatur, einer Verkennung jenes furchtbaren Faktors der Sünde, des Egoismus im Menſchen, und ſind alle ſeine Verfaſſungstheorien eigentlich nur auf das Wahngebilde eines vollkommen guten Menſchen zugeſchnitten. Unſere Erkenntnis erhielt aber damals eine gewaltige Beſtätigung eben in allen den blutigen Greueln, die die entfeſſelte Menſchennatur in wenig Monaten des Revolutionsjahres verübt hatte. Wir gaben dem Liberalismus den Abſchied, behielten nur das Ideal des unter einem Kaiſer geeinigten deutſchen Vaterlandes, galten natürlich ſofort als Renegaten, Abfällige, und mußten uns auch den ebenſo unſinnigen als boshaften Vorwurf gefallen laſſen, wir ſtrebten nach Gunſt der Fürſten und Junker, nach der guten Pfründe eines Standesherrn, in einer Zeit, wo alle Vorrechte derſelben, vorab ihre Patronatsrechte, und zwar dieſe für ewige Zeit, zertrümmert und beſeitigt erſchienen, und wo man für „reaktionäre“ Anſichten und Beſtrebungen hundertmal eher den Strick als eine gute Pfründe zu erwarten hatte. Ein Referat über Schenkels (!) „Zweiundzwanzig Reden über Fragen der Zeit“, in welchem Referat ich Schenkels Behauptung zugeſtimmt, daß Ronge kein „zweiter Luther“ ſei, hatte mir ſofort den Schimpfnamen „Mucker“ eingetragen, der den Gliedern unſeres kleinen Kreiſes von Kollegen über die Straße nachgerufen wurde. Das alles war zuerſt ſehr bitter, aber heilſam. Es iſt gut, wenn man bei der liberalen Welt erſt einmal im Banne iſt, auf ihre Gunſt abſolut nicht mehr rechnen kann. In Heſſen ſagt man wohl: „er heißt einmal Bläß, dagegen kann er nichts mehr machen.“ Alſo nur vorwärts, zurück kann

man nicht mehr, auch aus höheren, ja den höchsten Gründen; die Schiffe sind hinter uns verbrannt, die Brücken abgebrochen, also hinein in den Kampf für die Sache Gottes, die auch die heiligste Sache des Vaterlandes ist. Kaum hatte unser kleiner Kreis das Seminar verlassen und sich in erwünschtester Weise in Darmstadt in Hauslehrer- und Institutslehrerstellen wieder zusammengefunden, als wir sofort ein politisch-kirchliches Blatt begründeten: „Politisch-kirchliche Blätter" genannt, und damit, wenn auch nicht ganz los von liberalistischen Theorieen, doch im wesentlichen einen entschiedenen Kampf begannen für einen Neubau des Vaterlandes „auf christlicher Grundlage." In der vom 2. Januar 1850 datierten ersten Nummer beantwortet der einleitende Artikel „Was wir wollen" die in diesen Worten liegende Frage mit der Losung: „eine große kirchliche Restauration." „Wenn das Volk an der Kirche wieder seinen unerschütterten, untrügerischen, sittlichen Lebensgrund erhalten soll, so soll ihm die politische Freiheit ihre scharfe und frische, sittliche Lebensluft zuführen. — Wir halten beides für die unerläßlichen Bedingungen, man kann leider nicht sagen der dauernden Gesundheit, sondern der Wiedergenesung dieses Volkes." In derselben ersten Nummer wird auf die Saat hingewiesen, welche von der kommunistisch-atheistischen Propaganda in der Schweiz ins deutsche Land gesät worden ist und jetzt den Boden unsres Vaterlandes mit verworfnem Unkraut und scheußlichen Giftpflanzen aller Arten zu überwuchern sucht. Kein Zweifel, Schlosser und seine Freunde Max Rieger, Thomas Stock, Karl Schaffnit, Gustav Baist, Wilhelm Baur, Gustav Wolff haben mit klaren Augen in die Zukunft geschaut. Stahls Rede vom 3. Oktober 1849 über das Verhältnis des Staates zur Kirche wird abgedruckt und Schlosser unterstreicht die Stelle: „Der französische Staatsmann Thiers, der gewiß nicht um seines Pietismus willen bekannt ist, schrieb vor kurzem an seine Wähler: gegen den sozialistischen Schullehrer wird uns der katholische Pfarrer ein Schutz sein. Soll es bei uns umgekehrt werden? — Soll bei uns gegen den christlichen Pfarrer der rationalistische und radikale Schullehrer zum Schutz gerufen werden? — In der ersten Nummer des zweiten Halbjahres wird erklärt: wir sind konservativ, aber nicht reaktionär. Bis zur Ernennung des Hofpredigers

Dr. H. Palmer zum Oberkonſiſtorialrat geht ein ſcharfer, heftiger Ton gegen die oberſte Kirchenbehörde durch die „Politiſch-kirchlichen Blätter.“ „Es waren die Flegeljahre unſeres jungen Konſervatismus“ ſagt Schloſſer von dem Ende 1850 eingegangenen Organ der jungen, bekenntnistreuen Geiſtlichen. „Noch aber leſen die Leute von damals ab und zu gern einmal wieder einen Artikel aus den zwei Jahrgängen (Semeſtern!) jener Blätter. Mag man tadeln, ſo viel man will, jugendlicher Kampfesmut und frohe Siegeszuverſicht, wie ſie nur die Gewißheit einer guten Sache einflößen kann, iſt darin zu verſpüren.“ Übrigens war jener ſcharfe Ton gegen das Oberkonſiſtorium nicht ohne reichliche Veranlaſſung. Im November 1849 wurde in Darmſtadt von Schloſſer und ſeinen Freunden ein Miſſionsverein gegründet. Zur Abhaltung von monatlichen Miſſionsſtunden erbat man ſich eine kleine (ehemalige Kirchhofs-) Kapelle, welche der rationaliſtiſche Dekan Ludwig ſamt Kirchenvorſtand den „Deutſchkatholiſchen“ längſt zum Mitgebrauch eingeräumt hatte. Was aber dem einen recht war, ſollte dem andern nicht billig ſein. Die „pietiſtiſchen“ Kandidaten wurden mit ihrem Geſuch abgewieſen, die „lahme, verroſtete Verwaltungsmaſchine“ des Oberkonſiſtoriums willfahrte der Beſchwerde nicht, denn „zwiſchen „Deutſchkatholiken“ und Heſſiſchen Konſiſtorialräten“ war damals „nicht eben ein weſentlicher, innerer Unterſchied“, und das in letzter Inſtanz um Hilfe angegangene Miniſterium des Innern gab niemals irgendwelche Antwort — aus Verlegenheit. Inzwiſchen hatten ſich die Kandidaten an ihren ehemaligen Gymnaſialdirektor Dr. Dilthey gewandt, und dieſer räumte ihnen die Aula des Gymnaſiums zur Abhaltung von Miſſions- und Bibelſtunden bereitwillig ein. Am 2. Advent 1849 wurde die erſte Miſſionsſtunde gehalten. Das Volk, die unteren Stände kamen fleißig in dieſe Abendſtunden, denn ſie hörten hier zum erſtenmale in ihrem Leben die Predigt des Evangeliums. Schloſſer hat in jener Zeit in einer Reihe von Vorträgen Luthers Leben erzählt, wie ſich denken läßt in durchaus volkstümlicher, feſſelnder Weiſe. Genauer lautete ſein Thema: „Die Grundſätze der Reformation und des Proteſtantismus aus dem Leben Luthers entwickelt.“ Das 354 Quartſeiten ſtarke Manuſkript iſt ſchon äußerlich ein Beweis, mit welchem Fleiß und mit welcher Ausdauer der junge

Kandidat die schwere Aufgabe zu lösen versucht hat. An der erforderlichen freien Zeit fehlte es ihm nicht. Im März 1849 hatte er das zweite Examen, die sog. „Definitorialprüfung", bestanden und im Hause der Eltern lebte sich's, wie sich denken läßt, aufs angenehmste. Das angesammelte reiche geschichtliche Material hat nach Jahrzehnten dem fleißigen Mann manche Mühe erspart beim Niederschreiben der 1869 in Darmstadt und 1873 in Frankfurt gehaltenen sechs Vorträge über „die Prinzipien der Reformation", für welche sich in Frankfurt eine Gegenüberstellung der Reformation und des Altkatholizismus aus der Zeitlage von selbst ergab. Leider sind diese Vorträge nicht durch den Druck veröffentlicht worden.

Der Missionsverein war in Folge einer Predigt Wicherns in Darmstadt in Aussicht genommen worden. Man hatte Wichern gerufen, um der in optimistisches Traumleben zurücksinkenden Bevölkerung etwas von der drohenden Macht der sozialistischen Arbeitervereine zur Beherzigung mitzuteilen. „Die Kirche war — zum Erbarmen leer", erzählt Schlosser, „man promenierte an dem schönen Frühlingstag und ging abends in die Oper. Nahmen es auch einige wenige etwas ernster, so beruhigten sie sich wohl mit dem Gedanken, daß noch mancher Tropfen den Rhein hinunterfließen werde, bis dieser Geist, diese „Tollheit wandernder Handwerksgesellen", dieser „Wahnsinn berauschter Tagelöhner", dieses „ohnmächtige Rasen von Proletariern" einmal gefährlich werden könne. — In Darmstadt selbst war es nur Ferdinand Bender, der nachmalige Oberhofprediger, welcher sein Haus zum Sammelpunkt von Männern und Jünglingen gemacht hatte, die bereit waren, in den Kampf gegen den herrschenden Rationalismus einzutreten und alle Kräfte aufzubieten, um die herrlichen, aber verachteten und verborgenen Schätze der Kirche wieder zu gewinnen. Mit seinen Freunden wurde auch Schlosser mit Bender bekannt. Zunächst rief man eine Volksbibliothek ins Leben, daran schloß sich die Errichtung eines Rettungshauses in Häulein, in dessen Vorstand Schlosser eintrat.

Ihn selbst anlangend, schien zunächst seine schon vor Jahren gehegte Absicht, dem Lehrerberuf sich zu widmen, ihre Verwirklichung zu finden. Er errichtete 1850 ein Erziehungsinstitut für

Knaben, selbstverständlich auf entschieden christlicher Grundlage; ein kühnes Unternehmen in einer so unkirchlichen, unchristlichen Stadt wie Darmstadt damals war. Die Verhältnisse haben sich in den letzten Jahrzehnten etwas gebessert, aber von dem damaligen Darmstadt, welches in seinen besten Elementen einiges Interesse für die Zwillingsschwestern „Kunst und Wissenschaft" hatte, gibt Schlosser folgende Schilderung: „Der ästhetisch gebildete Darmstädter weiß, daß Goethes Jugendfreund Merck ein Darmstädter war, daß Herder seine Gemahlin Karoline Flachsland aus Darmstadt sich geholt, daß Schiller in Darmstadt zum erstenmal seinen Don Carlos vorgelesen. So hat Darmstadt seinen Anteil an der klassischen Litteratur, der glänzenden Blüte des neuen Humanismus. Das wird in Töchterinstituten wie im Gymnasium ausdrücklich gelehrt, und die offiziöse „Darmstädter Zeitung" bringt es von Zeit zu Zeit in Erinnerung. Weiter weiß der ästhetische Darmstädter, daß die Darmstädter Oper im ersten Viertel dieses Jahrhunderts unter Ludwig I. eine Blütezeit gehabt und Meyerbeer und Carl Maria v. Weber hier bei Abt Vogler ihre Studien gemacht, daß also Darmstadt auch an der künstlerischen Entwicklung der Neuzeit nicht unbeteiligt ist. Auch dem weniger gebildeten Darmstädter ist es nicht unbekannt, daß die „Bockshaut" (Weinwirtschaft) in der Kirchstraße das Geburtshaus des berühmten Gervinus ist, dessen Litteraturgeschichte und Shakespearestudien ihm zwar fremd sind, dessen Büchelchen für den Deutschkatholizismus er aber seinerzeit gelesen. — — Im Kultus der Kunst suchten die feineren Leute fortschreitende Veredelung und edeln Genuß. Die Kunst in ihrem Haupttempel, dem Hoftheater, aber verstieg sich nicht so hoch, daß nicht auch Soldaten, Handwerksgesellen und Dienstmädchen ihr mit Verständnis folgen konnten. Das waren Tage, da die Späße eines Komikers vom Sonntag Abend noch anderen Tags durch alle Häuser wanderten, die Zeit, da man einer Tänzerin „mit Andacht zuschaute" (Darmstädter Ztg.), da Bühnenereignisse wie große Weltbegebenheiten besprochen wurden. — — Ronges Triumphzug im Jahre 1844 trug den Charakter eines fröhlichen Festes, bei dem man das Bewußtsein hatte, mit Banketieren, Toastieren, Einholen und Geleiten, mit Kränzen und weißgekleideten Jungfrauen sein lebhaftes Interesse für die Angelegenheiten der Menschheit bewiesen

zu haben. Die Stürme des Jahres 1848 brachten freilich einige Unterbrechung, aber wohl nirgends im deutschen Vaterlande war man, nachdem der badische Aufstand gedämpft und man einige Monate hindurch mit dem nahen Frankfurter Parlament, dem Darmstadt in seinem „edlen Gagern" den ersten Präsidenten und Reichsminister gegeben, für deutsche Einheit, Macht und Größe geschwärmt, so schnell in das alte Geleis zurückgekehrt als in Darmstadt. Nur ein stärkeres politisches Interesse hatte man aus dem Revolutionsjahr mitgebracht. — — Zwischen hinein aber vernimmt man das Gerücht von fanatischen Geistlichen, die von Abfall und Verderbnis des Volkes reden, die dies Volk wieder zurückführen wollen in die Finsternis vergangener Zeiten und die veralteten Dogmen von Erbsünde und alleinseligmachendem Glauben, von Teufel, Hölle und Verdammnis der Ungläubigen predigen. Auf den Dörfern haben sie schon geraume Zeit ihr Wesen getrieben, jetzt haben sie sich auch in die Stadt eingeschlichen — an Häusern in den belebtesten Straßen liest man die Inschriften: „Evangelisches Bücherdepot", „Christliche Volksbibliothek"; ungewöhnlich viele Kirchgänger sieht man nach der Schloßkirche gehen oder nachmittags nach der Stadtkapelle, wenn da nicht der beliebte Kandidat „Vakat" predigt; man erzählt sich grausige Geschichten, was da jetzt wieder vom Aberglauben vergangener Jahrhunderte gepredigt werde, was man Leuten des neunzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Eisenbahnen und Telegraphen, zu glauben zumute und was man für Anforderungen stelle, allen, auch den unschuldigsten Lebensfreuden zu entsagen. Freilich zunächst denkt man, solche Thorheiten und solcher blinde Fanatismus würden nur vorübergehend ihr Wesen treiben und bald als ein Anachronismus spurlos verschwinden. Ist es doch nur eine kleine Partei, die im finstern schleicht und, wie Professor Credner in Gießen sagte, wie die „Eulen" das aufgegangene Tageslicht auf die Dauer nicht ertragen wird." Man bringt aber die kleine Partei mit der „kleinen aber mächtigen Partei" der „Kreuzzeitung", mit der Partei der „breißischen Mucka", in Verbindung, die man für gleichwertig hielt mit einer Gesellschaft heuchlerischer, herrschsüchtiger Menschen, welche man kurzerhand „protestantische Jesuiten" nennt. „Das aufgeklärte Philistertum braucht diese dunkle Folie von heuchlerischen, herrschsüchtigen Menschen,

weil ihm auf dieſer Folie erſt der eigne helle Verſtand, die eigne geiſtige Bildung und namentlich die eigne Biederkeit im wahren Glanze leuchtet. Empörend nur, daß das Oberkonſiſtorium das alles duldet! Das arme Konſiſtorium! Es hat ja redlich das Seinige gethan; kein Unternehmen dieſer Finſterlinge, dem es nicht irgendwie in den Weg getreten und Schwierigkeiten bereitet hätte; es hat es nicht hindern können und dann machen die Toleranzgeſetze und die Vereins- und Verſammlungsfreiheit, welche das Jahr 1848 gebracht, es unmöglich, Bibelkolporteure wie früher ins Loch zu ſtecken und Miſſionare aus Barmen und Baſel über die Grenze zu transportieren. Nun wird ihm der Nichtgebrauch unmöglicher Polizeimaßregeln zur Sünde gerechnet, ja es wird wohl gar der Förderung des finſteren Geiſtes angeklagt."

Das Darmſtädter Theater hat auch Schloſſer einmal beſucht. Seit den Gymnaſialjahren war ihm Goethes „Fauſt" eine Art weltliche Bibel geworden. „Der Tragödie erſter Teil" zog ihn mächtig an. Er erzählt von dieſem Theaterabend: „Als ich noch Kandidat war, beſuchte ich einmal das Theater einer kleinen Reſidenz. Es wurde der „Fauſt" gegeben, ſo gut es eben ging. Als Mephiſtopheles in jener Szene mit dem Schmuckkäſtchen den Prieſter perſiflierte und höhniſch die Worte ſprach:

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen,"

da brach vom oberſten Juchhe (Galerie) bis zur Proſzeniumsloge ein Beifallsſturm los, daß die Wände des Hauſes bebten. Nun hätte Fauſt erwidern müſſen:

„Das iſt ein allgemeiner Brauch:
Ein Jud und König kann es auch."

Aber er ſagte nichts. Die Theaterzenſur hatte die Worte geſtrichen. Mag die Kirche verhöhnt und verläſtert werden und der ganze gebildete und ungebildete Haufe darin ſeine Sympathie mit mephiſtopheliſchen Anſchauungen kundthun — der Jude oder „unſer Mitbürger moſaiſchen Glaubens" darf nicht angetaſtet werden, noch weniger vielleicht als Sereniſſimus. Das iſt charakteriſtiſch."

Im Hauſe des ihm nahe befreundeten Dr. F. Lucius wurde Schloſſer in jener Zeit mit Oskar von Redwitz bekannt. Nach den revolutionären Liedern der Herwegh, Prutz, Freiligrath atmete man wieder auf, als die „Amaranth“ erſchien. Über die mancherlei Mängel des Gedichts ſah man hinaus, man behielt den Grund, die Geſinnung, das Streben im Auge, welches den ſtrengen Katholiken mit den Lutheranern verband. „Was nun an der „Amaranth“ beſonders gefiel, war die poetiſche Vorrede, die Klage, daß ſo gar ſehr das Lied verſtummt ſei zur Ehre deſſen, der doch Herr des Klanges und Lichtes iſt.“

Es iſt oben von der chriſtlichen Volksbibliothek in Darmſtadt die Rede geweſen. Die Gründung dieſer Bibliothek führte Schloſſer im Hauſe des Hofpredigers Bender mit deſſen Schwägerin Emilie Debus zuſammen, einer Tochter des in Schönberg an der Bergſtraße im Ruheſtand lebenden Steuerrates Wilhelm Debus. Es währte nicht lange, ſo hieß es: Schloſſer hat ſich mit Emilie Debus verlobt. Wer beide kannte, ſagte ſich, daß hier in beſonderem Maße das „Strenge mit dem Zarten“, daß „Starkes ſich und Mildes paarten.“ Die Verlobung fand auf dem Debus'ſchen Landgut in Schönberg ſtatt. Wochenlang weilte die Braut bei der Schweſter Friederike in Darmſtadt und wenn ſie den Haushalt des frühverwitweten Vaters führen mußte, kam der Bräutigam regelmäßig Samstags von ſeiner Schule aus nach dem reizend gelegenen Wohnſitz der Braut. Der erſte Brautbrief iſt vom 4. Febr. 1851 datiert. Und auf den erſten, vom ſtillen, innigen Glück einer demütigen, beſcheidenen, kindlich ergebenen Braut erfüllten Brief folgten viele andere; nie eine Zeile, in der dies Glück übermütig wird, aber bisweilen der Humor eines jungen, fröhlichen Mädchenherzens. „Ich muß den ganzen Tag bei Riekchen in ihrem kleinen Stübchen ſitzen, ſie hat keinen Ofen und friert doch ſo ſehr, da meint ſie, wenn ich bei ihr wäre, würde es gleich wärmer; ja es war einmal ein Schloſſer, der hat ein eiſernes Herz glühend gemacht, um es zu ſchmieden, wie er's brauchen kann; es iſt ein geſchickter und ehrlicher Schloſſer, das iſt der Troſt deſſen, dem das Herz gehört hat. Jetzt iſt es glühend, ſchmiede nur — einſtweilen benutzt man es als Ofen. (Ein Mährchen, aber doch wahr. Man meint, es wäre vom Schullehrer von Singelfeld.)“ Acht Wochen

ſpäter beginnt ein Brief, der um 1 Uhr mittags geſchrieben iſt: „Mein lieber Guſtav! Deine Emilie. Jetzt könnte ich eigentlich ſchon meinen Brief fortſchicken, denn jetzt habe ich dir ſchon alles geſagt, was du zu wiſſen wünſcheſt, weil es aber jetzt gerade wieder die verhängnisvolle Stunde iſt und ich eben viel redſeliger als damals bin, ſo will ich dir noch erzählen, daß wir geſtern Abend recht gut und vergnügt nach 6 Uhr in unſrem Schönberg ankamen."

Anfangs September 1851 wird dem Bräutigam mitgeteilt, es gehe das Gerücht, daß er als Pfarrverweſer nach Bensheim komme. In Bensheim, einer katholiſchen Stadt, war eine in den Anfängen begriffene Tochtergemeinde des benachbarten lutheriſchen Auerbach. Pfarrer Steinberger von Auerbach war damals leidend und mußte alle Arbeit einſtellen. In dieſer Zeit erging die oberhirtliche Aufforderung an die junge, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen emporwachſende Gemeinde Bensheim, ſie möge alles aufbieten, um einen eignen Pfarrer zu erhalten. Der ergangenen Aufforderung entſprach das Verhalten des Kirchenregiments. Man hatte ſich von dem überkommenen Vorurteil des platteſten Rationalismus frei gemacht und einſehen gelernt, daß im Kampf gegen Rom und die im Februar 1852 unter Führung des Paters Roh in Bensheim abgehaltene Jeſuitenmiſſion ein gläubiger Geiſtlicher mehr ausrichten werde als ein von den Gefühlen der Duldſamkeit, Fügſamkeit und Feigheit erfüllter Rationaliſt. Von dem Bensheim benachbarten Schönberg aus ſchreibt F. Bender am 9. Auguſt 1852 dem künftigen Schwager, er ſolle von äußeren Dingen abſehen, die Sache der Kirche ins Auge faſſen und das Schulehalten aufgeben, darum „Auf nach Bensheim!"

Am 16. September 1852 iſt Schloſſer, der erſte Geiſtliche der neuen Pfarrei Bensheim, vom Prälaten Dr. Zimmermann ordiniert worden. Als Pfarrverweſer dieſer Gemeinde hatte er vielfach Gelegenheit, mit der Praxis der römiſchen Kirche bekannt zu werden, eine Praxis, welche ihm auf Schritt und Tritt beim Sammeln und Zuſammenhalten ſeiner kleinen Gemeinde hemmend in den Weg trat. In Bensheim hat Schloſſer gelernt, das auf römiſcher Seite anerkennenswerte zu achten und wenn möglich ſeinen Glaubensgenoſſen zur Nachahmung zu empfehlen, aber auch in der ſchärfſten Weiſe die plumpe, ultramontane

Unduldsamkeit anzufassen oder zurückzuweisen. In die Zeit der Amtsführung in Bensheim fällt Schlossers Bekanntwerden mit dem früher in dieser Stadt wohnhaft gewesenen, zur evangelischen Kirche übergetretenen nachmaligen Gymnasialprofessor Blümmer, des ersten Konvertiten geistlichen Standes, mit welchem Schlosser befreundet wurde.

Während die Zahl der der lutherischen Gemeinde Bensheim angehörenden Hauskinder anfangs eine recht geringe war, ist es Schlosser von 1854 an vergönnt gewesen, in dem von einem Drittel protestantischer Schüler besuchten Bensheimer Gymnasium den Samen der evangelischen Lehre auszustreuen. In derselben Zeit unterschrieb er mit seinen Freunden den Protest gegen die heterodoxen Lehren des Professors Credner in Gießen, eine Angelegenheit, welche darum viel Staub aufgewirbelt hat, weil man die Mißachtung der heiligen Schrift und der kirchlichen Bekenntnisse in der einen Wagschale aufschnellen und Ergebenheit und Pietät gegen einen ehemaligen Lehrer und konsequenten Vertreter jener Mißachtung in der anderen Schale zu Boden sinken ließ. Unmittelbar auf die Veröffentlichung des Protestes gegen Credner folgte im „Kirchenblatt für das Großherzogtum Hessen" die Veröffentlichung von Schlossers „Erinnerungen aus dem Studentenleben." Und an diese Erinnerungen schließt sich ein Aufsatz Schlossers „Gemischte Ehen" nach den in Bensheim gesammelten amtlichen Erfahrungen.

Schlosser sollte nur zwei Jahre lang in Bensheim bleiben. Im Juli 1854 benachrichtigte ihn der ehrwürdige Graf Ludwig zu Erbach-Schönberg, daß er seinem Wunsche gemäß zum Kaplan in Schönberg ernannt und als Assistent des Pfarrers von Gronau für die Tochtergemeinde Schönberg und Wilmshausen in Aussicht genommen sei. Zugleich vertraute der Graf den Unterricht seiner beiden Kinder dem neuernannten Kaplan an. Das Schreiben seines Patrons traf Schlosser im Bad Weilbach. Ein hartnäckiges Halsleiden, welches bei der pflichttreuen, die ganze Kraft Schlossers in Anspruch nehmenden dienstlichen Arbeit nicht gehoben werden konnte, machte es dringend notwendig, daß der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Mann sich wochenlang dem erschlaffenden Leben eines Kurgastes ergeben mußte. Eine Erquickung in dieser

trüben Zeit boten ihm, von den Briefen der Braut abgesehen, die Besuche bei Wilhelm Baur, welcher damals Pfarrverweser in Bischofsheim bei Mainz war. Gekräftigt kehrte Schlosser aus dem Bad nach der „Bergstraße“ zurück. Am 14. August 1854 — vier Jahre vorher hatte er sich an diesem Tage verlobt — ist er in der herrlich gelegenen Bergkirche zu Schönberg durch Hofprediger Bender mit Emilie Debus ehelich verbunden worden. Reicher Kindersegen ist dieser Ehe erst vom Jahre 1860 an zu teilgeworden. Der Graf von Schönberg, durch jahrelangen Verkehr aufs innigste mit seinem Kaplan befreundet, nahm an dem nach langem Harren eintretenden Familienglück den herzlichsten Anteil. Am Tage vor Weihnachten 1860 schreibt er Schlosser: „Sie empfangen beifolgend meine Gaben für dieses Weihnachtsfest und habe ich mir auch nicht versagen können, für Ihre geliebte Emma eine kleine Gabe zu ihrer „ersten Weihnachtsfeier“ in diesem kleinen Becher beizufügen, die das liebe Kind dereinst erinnern möge, welch' einen großen Anteil ich an dieser schönsten Gottesgabe, womit Gott seine Eltern vor einem halben Jahre beglückt hat, die nun ihre Freude am Christfest noch mehr erhöht, genommen habe.“

Gleich im Anfang seiner pfarramtlichen Thätigkeit richtete Schlosser sein Augenmerk auf die Armenpflege. Nach Veröffentlichung eines diesen Gegenstand behandelnden größeren Aufsatzes 1854 war es ihm vergönnt, im nächsten Jahre der dritten Zusammenkunft evangelischer Ältesten und Diakonen der mittelrheinischen Kirchen im nahen Auerbach unter dem Vorsitz Hundeshagen's beizuwohnen.

Eine ganz neue Thätigkeit wurde vom 1. September 1855 an auf Schlossers starke Schultern gelegt. Er übernahm „vorläufig“ die Leitung des „Kirchenblattes“ aus den Händen seines Freundes Georg Krätzinger. Aus dieser „vorläufigen“ Übernahme entstand eine Übernahme für zwanzig Jahre. Was Schlosser als Herausgeber mit seiner Kraft und namentlich in den ersten Jahren ohne viel Hilfe seiner Freunde geleistet hat, ist ebenso staunens- als dankenswert. „Man läßt mich sehr im Stich — mit Beiträgen“, schreibt er einem Mitarbeiter 1859, „weniger mit Kritiken und Tadel über das, was das „Kirchenblatt“ bringt.“ Schlosser hatte ja eine bedeutende Arbeitskraft, aber die pfarr-

amtlichen Berufsarbeiten nahmen ihn doch so sehr in Anspruch, daß er sich die Zeit für die zahlreichen Artikel des „Kirchenblattes" so zu sagen stehlen mußte. In dieser Beziehung schrieb er einmal einem seiner Freunde: „Ich habe einiges Mißtrauen in meine Befähigung und meinen Beruf dazu; schon nach meiner Naturanlage lasse ich mich gar leicht gehen, vergesse die strenge Logik und biete damit dem Gegner leicht Angriffspunkte. Nur wenn ich recht viel Zeit habe, kann ich über diese Natur Herr werden und mich zu gründlicher, logischer Arbeit zwingen. Solche Zeit aber fehlt mir. Was ich außer meiner Berufsarbeit thue, ist meist nur so hingeworfen. Sie werden das an dem „Kirchenblatt" schon längst gemerkt haben. Ich kann oft nicht einmal einen Aufsatz noch einmal durchlesen und erfahre erst bei der Lektüre des Gedruckten, wie es sich macht, und habe dann gewöhnlich mich über dies und das zu ärgern, was mir mißraten scheint." Zu diesem Verdruß kam der allwöchentliche Ärger über die Druckfehler des „Kirchenblattes", ein Mißstand, der in Freundeskreisen sozusagen sprichwörtlich geworden ist. „Ich habe noch kaum über irgend etwas mich so sehr alteriert," — schreibt er einem Freunde — „als über diese infamen Druckfehler. Es ist gerade, als ob der Teufel seine Hand im Spiele hätte. Was man in ernstester Arbeit, meist nach ernstlichstem Gebet um Gottes Beistand und Leitung geschrieben, das wird in dieser elenden Druckerei durch die scheußlichsten Druckfehler in baren Unsinn umgekehrt. Und oftmals klingt's gerade wie ein Hohn."

Zu dem mit allgemeinem Beifall gelesenen Teil des Blattes gehören Schlossers „Reiseerinnerungen". Wenn es irgend ging, wenn amtliche Abhaltungsgründe nicht vorlagen, wenn Krankheiten im eigenen Hause nicht in den Weg traten, machte Schlosser in jedem Jahre eine Erholungsreise. Auf diesen Reisen hat er mehr gesehen, erfahren und erlebt als zehn andere zusammengenommen. Er mischte sich unter allerlei Volk, und weil der Geistliche an seiner äußeren Erscheinung nicht zu erkennen war, erfuhr er auch im Zwiegespräch mit dem Volk mehr als ein im langen, schwarzen Rock und weißer Halsbinde reisender Pastor. Am liebsten reiste er mit Freunden: „Reisen ist gar schön, und der Geistesverkehr im Wandern (bei mir wenigstens) viel reger als im

Sitzen.“ — Bisweilen mußte er allein reisen. So im Jahre 1855. Auf einer Fußreise durch das Darmstädtische und katholische Oberhessen geriet er unfreiwillig nachts an das ehemalige Kloster Haina. Er hatte sich stundenlang im Wald irre gelaufen und war zuletzt froh, in dem bei der kurhessischen Landesirrenanstalt befindlichen Gasthaus ein Unterkommen zu finden. Beim Durchwandern der Anstaltsräume ergriff ihn am meisten ein in der Blüte der Jahre in die Zwangsjacke geschnürter Kandidat der Theologie, „bildschön von Gestalt und Angesicht, aber mit dem grauenvollen Blick des Wahnsinns. Dieser Unglückliche, der bald singt (er hat eine herrliche Stimme), bald Verse macht, bald lateinische Reden, bald Gespräche mit der Erde hält, soll ein ausgezeichneter junger Mann gewesen sein. Seine Eltern starben ihm plötzlich kurz nacheinander, seine einzige Schwester weinte sich blind, er selbst fiel infolge seines namenlosen Kummers in ein Nervenfieber, um des Examens willen verließ er zu früh sein Bett, um zu studieren, und verfiel infolge dessen in Wahnsinn. Er soll lichte Augenblicke haben und sein Jammer dann herzzerreißend sein. Herr Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich sein! und seiner Leidensgenossen! Mein geneigter Leser bete das mit mir! Mich hat der Anblick dieses Mannes tief erschüttert und noch jetzt, da ich dies schreibe, beugt es mich nieder. Da sitze ich in meinem friedlichen Pfarrhaus, in meinem paradiesischen Thale, der Rosenduft aus dem Garten dringt durch die Fenster, tausendstimmiger Gesang der Vögel in mein Ohr, die ganze Natur lacht mich an, drunten im Thal rauscht der Bach, wogt das Korn, droben von der Höhe glänzt das Kirchlein, in dem ich allsonntäglich Gottes Wort hören und predigen darf, ich habe Freunde, Verwandte, Familienglieder, die mir wohlwollen, die mir thun, was sie mir an den Augen absehen, ein Glück, wie ich mir's nie hätte träumen lassen, und jener arme Berufsgenosse, der sich's vielleicht viel saurer hat werden lassen, viel ernster und redlicher gestrebt hat, in der finstersten Nacht des tiefsten Elends! O mein Gott, habe ich dir schon dafür gedankt, auch nur mit dem zehnten Teil des schuldigen Dankes! Herr, geh nicht ins Gericht mit deinem Knecht! — Was habe ich vor jenem Unglücklichen, und vor so viel tausend Unglücklichen voraus vor Gott? Und was hast du, lieber Leser, voraus vor ihnen, in deinem Glück, in deiner

Gesundheit, deinem Besitz, deinem friedlichen, häuslichen Leben? Und siehst du vielleicht an allem diesem etwas, das dir nicht gefällt, ist dir vielleicht jetzt gerade ein Wunsch unerfüllt geblieben, hat dich vielleicht ein Unfall getroffen, worüber dein Herz mißmutig geworden, denke an den Armen, von dem ich dir eben erzählt, denke an den Gott da droben, der dir dein Leben zugeteilt, und hast du eine Bibel, so lies Hebräer 12, 6 und Römer 2, 4 und 5.'"

Im August 1856 gründete Schlosser mit fünf Freunden eine lutherische Pastoralkonferenz zur Förderung des Werkes der äußeren und inneren Mission. Diese Konferenz bildete die organisierte Abeilung des auf dem Boden der Konföderation stehenden kirchlichen Vereins und des nachmaligen Landesmissionsvereins, dessen Organ Schlossers „Kirchenblatt" war. Am 9. Oktober jenes Jahres fand die erste Zusammenkunft der lutherischen Konferenz auf dem Sandhof bei Frankfurt am Main statt. Schlosser hielt die Ansprache auf Grund von 2 Korinther 4, 1—18. „Die heiligen Schriften des neuen Bundes sind reich an ernsten Ermahnungen für die, welche der Herr zu Hirten und Lehrern berufen hat, und hinter diesen Ermahnungen steht eine gute Zahl ehrwürdiger, heiliger Gestalten als lebendige Exempel, aus denen die Art und das Wesen rechter, treuer Hirten in der herrlichsten Weise uns entgegenleuchtet. Vor allem die heiligen Apostel selbst. Das Licht aber, das von ihnen auf uns fällt, die wir auch zu Hirten uod Lehrern berufen sind, muß eine doppelte Wirkung thun, einmal tröstend und erhebend, dann aber züchtigend und beschämend. Wie gar nichts sind wir doch gegen jenes Salz der Erde, jene Lichter der Welt! Wir nehmen ihre Worte in den Mund: ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, aber wie stimmt unser Leben und Thun damit? Wie oft ist bei uns ein solches Wort nichts weiter als ein erborgter Mantel, die Blöße und Leerheit des eigenen Herzens zu bedecken? Es ist die Aufgabe der Pastoralkonferenz, die wir heute durch Gottes Gnade beginnen, uns zum Hirtenamte zu stärken; wir können sie nicht zweckmäßiger anfangen als damit, daß wir ein Wort beherzigen, darin einer der heiligen Apostel von seinem Thun und Sinn in Christo Zeugnis gibt, um daran zu erkennen, was uns zur rechten Beugung und Erhebung frommt."

Bei dem Gedanken an das Gemeinſchaftsleben erinnert Schloſſer an die erſten Verſammlungen auf dem Sandhof. „Wie klein war unſer Kreis, wie hat er ſich ausgedehnt! Was iſt geworden im ganzen Vaterland ſeit der Zeit, da 6 bis 8 Pietiſten ſich hier verſammelten! Doch laßt mich perſönlich reden, was habe ich nicht entſtehen ſehen ſeit der Zeit, da ich zum erſtenmale mich ſcheu hierher ſchlich und meinte, jeder Taglöhner und Schiffer, der mir begegnete, ſähe mir an, daß ich auch einer von denen wäre, und war froh, als ich mich hinter den dunkeln Fichten des Sandhofs geborgen wußte, bis zu der Zeit, da drüben in Frankfurt 2000 aus allen Gauen ſich unter das Kreuz ſtellten in der wiedergeweihten Paulskirche.“ Zwei Jahre vorher war der Kirchentag in Frankfurt geweſen, und zu den erleſenen Feſtpredigern hatte man auch den jungen Kaplan von Schönberg ausgewählt.

Zum nächſten Kirchentag in Stuttgart hat man dieſen Kaplan zum Mitberichterſtatter über das von Stadtpfarrer Leube aus Friedrichshafen behandelte Thema: „Die ſozialen Schäden der ländlichen Bevölkerung und deren Abhilfe“ beſtellt. „Gewiß war es, worauf auch Wichern aufmerkſam machte, zu bedauern, daß nicht auch Berichterſtatter aus ſolchen Gegenden beſchieden worden waren, in welchen wie in Weſtfalen, auch einzelnen Teilen von Hannover und Preußen die ländlichen Verhältniſſe noch normaler, geſünder ſind, wobei auch etwa eine Schilderung ſolcher chriſtlichen Muſterdörfer wie Hermannsburg und Schönbruch (in Oſtpreußen) ein helles Licht in die Verhandlungen gebracht haben würde.“

Auf den Bericht Leube's über das relativ von der zerſtörenden Macht des Unglaubens noch nicht ſo angegriffene Schwabenland folgte das erſte Mitberichterſtatten des Dekans Profeſſors Rinck aus Hachenburg in Naſſau über das vom weltlichen und geiſtlichen Regiment übel geleitete Naſſauer Volk. Dann kam Schloſſer. Er begann: „Mich kurz zu faſſen iſt mir durch die vorgeſchriebene Zeit zur Notwendigkeit, durch das, was die geehrten Vorredner geſagt, auch möglich gemacht. Meine Schilderung der ſozialen Schäden der ländlichen Bevölkerung im Großherzogtum Heſſen iſt ſchon zur Hälfte vollendet, wenn ich ſage: es iſt bei uns faſt gerade ſo, wie Herr Dekan Rinck die Naſſauiſchen Zuſtände geſchildert.

Doch einige Striche muß ich an dem Bilde noch thun, wenn es vollſtändig auf die ländliche Bevölkerung unſeres Landes paſſen ſoll und zwar einige helle und einige dunkle; die hellen zuerſt.

Von der Mehrheit unſeres Landvolks muß ich ſagen, was die erſte der aufgeſtellten Theſen im allgemeinen behauptet, es iſt im großen Ganzen eines geſunden, natürlichen Verſtandes und religiöſen Sinnes nicht ganz baar geworden. Haben wir auch hie und da, insbeſondere in den reicheren Gegenden, Bauern, die das „Evangelium der Natur", Vogts „Köhlerglaube und Wiſſenſchaft" leſen und die Reſultate moderuſter Nichtphiloſophie bekennen in ihrer Redeweiſe: „Alles iſt Natur!" Haben wir auch Orte, wo die Ehrfurcht vor dem Heiligen ſo weit gewichen, daß man den Kindern die Taufe nicht erteilen läßt, ſo vernünftig auch der rationaliſtiſche Geiſtliche gelehrt und der Taufe alles anſtößig-übernatürliche genommen, ſo iſt doch die entſchiedene Mehrheit der ländlichen Bevölkerung von einem gewiſſen kirchlichen Sinne beſeelt, hält ſich zu Kirche und Sakrament, man findet noch Gebet in den Häuſern, die alten Andachtsbücher Starck, Schmolke, Arndt im Gebrauch, die ſich die Leute oft unter Widerſpruch ihrer Geiſtlichen von Kolporteuren Reutlinger Nachdrucks für ſchweres Geld zu verſchaffen wußten. Und trotz der Aufklärungswut vieler Geiſtlichen und Schullehrer, die beiſpielsweiſe vielleicht ſchon ſeit achtzig Jahren beim Evangelium vom Töchterlein des Jairus über die Behandlung Scheintoter redeten und den Scheintod durch des Herrn Wort „ſie ſchläft nur" den Bauern exegetiſch nachgewieſen, iſt doch noch in reichem Maße das vorhanden, was man fides historica nennt: unbefangene Anerkennung der bibliſchen Erzählungen als wirklicher geſchichtlicher Thatſachen. Der Sinn fürs Wunderbare, Überſinnliche iſt unſerem Volk geblieben, das Volk hat ſeine Scheu vor der Schrift bewahrt, Religionsſpötter gelten nichts bei ihm. „Er glaubt an keinen Gott", das iſt das ſchlimmſte, was man Einem nachſagt. Es iſt dies ein ſtark konſervativer Zug in unſerem Bauernvolk, der bei der Zerbröckelung der anderen Stände etwas beſonders Ehrwürdiges hat, der aber doch auch nicht überſchätzt werden darf, zumal er leider ſichtlich im Abnehmen begriffen iſt."

Schloſſer unterſchied damals (1857) drei Altersklaſſen. Die Siebzig- und Achtzigjährigen haben feſte kirchliche Gewohnheit als

Nachwirkung früherer beſſerer Zucht überkommen. Die Vierzig- bis Siebzigjährigen ſind teilweiſe unter dem Einfluß kirchlicher Überlieferung, teilweiſe unter der Wirkſamkeit rationaliſtiſchen Weſens d. h. des Unglaubens aufgewachſen, die Zwanzig- bis Vierzigjährigen ſtehen ganz unter dieſer Wirkſamkeit. „Oft ſtürzt mit dem Tode der alten Dorfpatriarchen das äußere Kirchentum im Nu zuſammen, wie alte Särge mit geſchmückten Mumien, wenn ſie ans Licht und an die friſche Luft kommen. Jene fides historica iſt meiſt nur ein totes Pfund im Schweißtuch vergraben, und gar oft wird man bei der lebendigen Predigt erinnert an das Wort: Höret es und verſtehet es nicht. Jeſaia 6, 9. Kommt es aber einmal zum Verſtehen, werden die Totengebeine vom Wehen des Geiſtes Gottes lebendig und greifen nach dem anvertrauten Pfunde, ſo kommt es doch ſelten zu einem rechten Arbeiten und Gewinnen, einem rechten chriſtlichen Leben. Die Erweckten ſind zu wenig getragen von lebendigem Gemeinſchaftsleben, ſie fallen leicht zurück oder geraten auf falſche Bahnen, die ſie den Sekten in die Arme führen, womit ſie denn auch alsbald aufhören, ein Sauerteig für die Gemeinde zu ſein.

So iſt der religiöſe Stand der Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung allerdings ein ſehr tiefer, ebenſo tief der ſittliche. Zwei giftige Würmer nagen am Lebensmark unſeres Landvolks: Unzucht und Geiz.“ Jene nicht blos vor der Ehe. Das Familienleben iſt im Verfall begriffen. Der ſchlechten Kinderzucht entſpricht die ſchlechte Behandlung der alt gewordenen Eltern, welche die Urſache iſt, daß es uns nicht „wohl gehet auf Erden“. „Eine Giftquelle, die ganze Fluten von Verderben auf einmal auswirft, ſind die Wirtshäuſer, an einigen Orten eins auf zwanzig Ortsbürger.“ — „Eine einzige Kirchweih wiſcht oftmals alles, was ein Jahr treuen Unterrichts in die Herzen der Jugend geſchrieben, mit einemmale wieder, wie mit einem Schwamm von der Rechentafel, weg.“ — „Unſer Landvolk, die Nachkommen der durch ihre Ehrlichkeit ſprichwörtlich gewordenen Deutſchen hat, mit Schmerz ſei es geſagt, einen ſtarken Zug von Falſchheit angenommen. — — Beim Einkauf ländlicher Produkte hat man ſich vor Bauern faſt ebenſo ſehr in acht zu nehmen wie vor den verſchmitzten Juden. Vielleicht haben ſie's von dieſen gelernt, die, unbehindert von der

chriſtlichen Obrigkeit, dem Landvolk vorzugsweiſe Sonntag morgens darin praktiſchen Unterricht erteilen nach der Methode „durch Schaden klug werden.“

Der Mittelſtand iſt im Schwinden begriffen zwiſchen den beiden Gegenſätzen: reiche Bauern und Proletarier. „Während unſere eigentlichen Bauern im Fett ſchwimmen, lebt der Stand der Tagelöhner meiſt in Mangel und Not. Fehlt es auch nicht an Arbeit, ſo fehlt es doch noch an einer rechten Ausgleichung der Lebensmittelpreiſe und Arbeitslöhne. Während erſtere aufs dreifache, ſind letztere noch nicht aufs doppelte geſtiegen, und was früher ausreichte für eine Familie, reicht jetzt kaum für einen Einzelnen.“ — „Wir haben eine Art von Bauern, die man Manſchettenbauern nennt. Durch Hagel-, Feuer- und Viehverſicherungsbanken ſind dieſe, vom lieben Gott ganz emancipiert, zum Maſtvieh des Satans geworden. Von ungeheuerem Hochmut aufgebläht, gilt ihnen das Wort „Armer“ gleichbedeutend mit „Lump“, ſind ſie meiſt in unglaublichem Maße filzig gegen die Armen, nur äußerſt ſchwer zur Teilnahme an Armenvereinen und dergleichen zu gewinnen.“ — „Die Überſchätzung des irdiſchen Beſitzes iſt bei den Armen ebenſo arg als bei den Reichen, ſie ſehen in ihm den Begriff alles Glücks, auf den Gott, der in der Wüſte einen Tiſch bereiten kann, hoffen ſie nicht. Wie oft habe ich an Sterbebetten, erſtaunt über die Ruhe, mit der man den Tod kommen ſah, nach dem Grunde ſolcher Ruhe forſchend hören müſſen: „man bringt es hier in dieſem Leben doch zu nichts.“ So gilt denn von Reichen und Armen das ſchreckliche Wort des Apoſtels: „Viele wandeln, denen der Bauch ihr Gott iſt, welcher Ende iſt die Verdammnis.“ Ach, daß wir's nun auch wie der Apoſtel weinend mit derſelben ſchmerzlichen Teilnahme ſagen könnten!“

Schloſſer machte im Anſchluß hieran Mitteilungen über das Wachstum der gläubigen Predigt, über die Werke der inneren Miſſion, vermißte aber noch manche geſetzlichen äußeren Ordnungen: „noch iſt unſere Kirche in Sachen des Glaubens faſt ganz ohne Zucht, der Glaube der Gemeinde ohne Schutz; was der Vorgänger gebaut, zerſtört oft der Nachfolger, denn noch wird bei uns verfahren nach dem Vers, den wir in dem Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“ in ſeiner eigentümlich heſſiſchen Redaktion ſingen:

„Wer friedſam iſt, nicht Laſter lehrt, des Freiheit bleibe ungeſtört.“ Auch von der weltlichen Obrigkeit könnte viel geſchehen zur Sonntagsfeier, zur Beſeitigung der Extrazüge an Sonntagen, des Judenſchachers am Sonntag, zur Beſeitigung wilder Ehen u. ſ. w.

Der Haupteindruck, welchen er von Stuttgart mitnahm, ergab ſich ihm aus dem entſchiedenen und feſten Auftreten Stahls gegen unioniſtiſche Verſchwommenheit. Stahl als ſtellvertretender Vorſitzender nahm am Schluß der Debatte über evangeliſche Katholizität das Wort, um alle Erörterungen zuſammenzufaſſen und ſeine eigne Anſicht darzulegen. Wie die Sonne den Nebel zerteilt und beſeitigt, ſo wirkte die Rede Stahls, und zwar ſo nachdrücklich, daß mehrere Stimmen ihn unterbrachen, er habe nicht das Recht, ſich ſelbſt über die Sache auszulaſſen. Andere Stimmen erhoben ſich für Stahl. Es gab einen großen Tumult. Der Vorſitzende v. Bethmann-Hollweg erklärt endlich, Stahl ſei in ſeinem Recht und die Verſammlung beſchließt, daß der Redner weiterſpreche. Als ob nichts vorgefallen, fährt Stahl fort: „Dieſe unſere Stellung zur Sache hält uns aber in keiner Weiſe ab u. ſ. w.“ Schloſſer hat wiederholt erzählt, daß er nie einen geiſtesmächtigeren Redner der lutheriſchen Sache gehört habe als Stahl auf dem Stuttgarter Kirchentag.

Von Stuttgart aus unternahm Schloſſer eine „Badereiſe von zwei Tagen“ über Göppingen nach Bad Boll. Es war Sonntag, er hörte Blumhardt predigen. „Wenn man mich fragt, was er gepredigt, weiß ich's jetzt nicht mehr zu ſagen, ſo viel aber weiß ich, daß mir die Predigt tief ins Gemüt gedrungen, daß ſie mich in eine Seelenſtimmung verſetzte, wie ich ſie ſelten erlebt. Die Predigt hatte nichts abſonderliches, keine Gedanken, wie man ſie nicht ſchon oft geleſen, gehört, auch ſelbſt ausgeſprochen, aber doch hatten ſie eine beſondere Kraft, in jedem Wort ſchlug das volle Herz, merkte man das Größeſte, was es auf Erden gibt, den — einfältigen Kindesglauben. Die Predigt hatte nichts Stürmiſches, mit Gewalt ans Herz dringendes, ſie war zu vergleichen dem ſanften Frühlingsregen, der ſtill niederträufelt, aber dann nicht über den Boden hinſchießt und ſich verläuft, ſondern ſicher, erweichend und befruchtend eindringt.“

Erſt am Abend verſammelte Blumhardt die anweſenden

Gäſte zu einem „kleinen Kirchentägle“ in ſeinem Zimmer. Und von dem, was da beſprochen worden iſt, teilt Schloſſer ſeinen Leſern darum einiges mit, weil „ja ſicher keine von denen darunter ſind, denen man Perlen nicht vorwerfen ſoll.“ Blumhardt forderte auf, beſtimmte Fragen zur Beſprechung aufzuſtellen. Ein Gaſt aus Heſſen fragt, ob man unter Umſtänden ſeine Zuflucht zum Los nehmen dürfe. Blumhardt erklärte, die Sache an einem von ihm erlebten Beiſpiel erläuternd, daß man loſen dürfe, wenn Gott einem zweifellos die Wahl laſſe.

Eine zweite Frage betraf das Gebet für die Verſtorbenen. „Man thue es; mehr als Wunſch kann jedoch ein ſolches Gebet nicht ſein, das nirgends in Gottes Wort eine beſtimmte Verheißung hat. Bei ſolchem Wunſch laſſe man es bewenden.“

Eine dritte Frage betraf das Sterben von gläubigen, aufrichtigen Chriſten unter Umſtänden, welche dem Glauben zu widerſprechen ſcheinen, Zweifel, ſogar Tod durch eigene Hand. Blumhardt erklärte, wiederum auf Grund merkwürdiger Erfahrungen, daß es Zuſtände gebe, Thaten, die der äußere Menſch thue, während der innere, der pneumatiſche Menſch davon ganz unberührt bleibe.

„Ich verließ den Ort mit der Gewißheit, daß hier der Herr wohnt und wirkt und eine Stätte gegründet hat, wo im feurigſten Kampf ein ſtiller, ſeliger Friede iſt, eine Stätte, an die von Zeit zu Zeit zurückkehrend, die Seele gewiß immer reicher würde an Friede, Freude, Liebe, Kampfesmut und Siegeshoffnung.“

Mit dem 2. Januar 1858 begann Schloſſers „Kirchenblatt“ allwöchentlich zu erſcheinen. Nachdem er unter die erbauliche Eingangsbetrachtung „Zum neuen Jahre“ einen Strich gemacht, fährt er fort: „Mit dieſem Gebet — um den heiligen Geiſt — will auch der Kirchenblattſchreiber ſein Werk im neuen Jahr beginnen. Er bedarf des Geiſtes Gottes nicht blos in ſeinem privaten und amtlichen Leben ſo ſehr wie nur irgend einer, ſondern insbeſondere auch in ſeiner Redaktionsarbeit. Er bedarf dazu außer einem klaren Blick in das, was uns fehlt und was uns not thut, auch Geduld und Hoffnung. Denn ſolch ein Redaktionsberuf, ſo gering er erſcheinen mag, hat mehr Trübſal, als Einer denkt, ſo daß, wenn's von mir abhienge, ich ihn längſt abgeſchüttelt hätte. Es iſt nicht etwa bloß die Laſt der Arbeit, in der bis jetzt nur wenige, ſehr

wenige mir Beistand zu leisten gesucht, da doch so viele dazu im stande gewesen wären; es ist in viel höherem Maße das Bewußtsein, selbst der Belehrung zu bedürfen und doch andere belehren zu sollen. Es ist das Urteil, das ich erfahren muß, nicht etwa von andern allein, sondern das ich selbst über mich fällen muß, wenn ich Fehlgriffe gethan und unklug geeifert, und muß fürchten, ich habe nicht mir (denn daran liegt mir wenig), sondern der guten Sache geschadet, die ich vertreten soll. Und ist's auch schmerzlich, tief schmerzlich, von vielen getadelt zu werden, die doch keine Hand rühren mögen, es besser zu machen, so ist noch viel schmerzlicher die Warnehmung, die man in einer solchen Stellung mehr als sonst irgendwo machen muß, daß eine Zersplitterung, eine Entfremdung unter denen, die doch Eins sein sollten, immer weiter geht, daß um eines Fehlgriffs, eines Mangels willen, oder weil es nicht jedem nach seinem Geschmack und seiner Meinung geht, auch der Freund dem Freunde den Rücken kehrt, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ihm zurechtzuhelfen mit sanftmütigem Geist. Das sind Trübsale, die schlaflose Nächte verursachen, und da thut Geduld not und Hoffnung; Hoffnung, daß der Herr dennoch einen Segen legen werde auch auf ein Werk, das in großer Schwachheit betrieben wird, auch trotz den mancherlei Fehlern und Irrungen, daß er am Ende doch auch die wieder zusammenführen wird, die zusammengehören, daß sie in Einigkeit des Geistes ihre Kräfte vereinigen auch in diesem Gebiete und mit den Mitteln, die auf diesem Wege geboten sind, am Bau seiner Kirche zu arbeiten."

Solch eindrückliche Mahnung blieb nicht ohne Widerhall. Nach sechs Wochen ruft Schlosser allen Mitarbeitern zu: „unsre Hoffnung hat nicht betrogen, es strömt von allen Seiten aus den Brünnlein Gottes." An starkem Anlaß zur Mitarbeit sollte es von jetzt an nicht fehlen. Zunächst war es der sogenannte Darmstädter Teufelsstreit, welcher zu entschiedenen Protesten führte gegen den von der Kanzel herab die Lehren der heiligen Schrift vom Teufel, der Erbsünde und der Sündlosigkeit des Herrn unter den Rubriken „nachterzeugter Wahn" und „Irrtum" unterbringenden gemeinen Rationalismus. Schlosser selbst hat den deutschkatholischen Verteidiger des angegriffenen unierten Darmstädter Predigers mit überlegener Ironie in seine unbescheiden überschrittenen Schranken

zurückgewiesen: seine „Stellung in den religiösen Kämpfen unsrer Tage", die religiöse Bewegung, die in Ronge zu Tage trat, verhält sich zu den wirklichen religiösen Parteikämpfen unserer Tage etwa wie der Held der Jobsiade gegen die Helden des Nibelungenliedes, denn etwas Kläglicheres als der Deutschkatholizismus ist denn doch, seit die Welt steht, nicht erlebt worden, das beweist seine Geschichte. Der Mann des Herrn Hieronymi bringt darum keinen Menschen „in Harnisch", sondern erweckt höchstens eine ergötzliche Erinnerung an weiland Ronge und Dowiat, die Reformatoren bei Champagner und Braten. Herr Hieronymi dürfte deshalb wohl vergeblich auf eine Erwiderung von evangelischer Seite hoffen; für seine Deutschkatholiken in- und außerhalb der deutschkatholischen Gemeinde hat er jedenfalls etwas ganz Überflüssiges geschrieben. Die glauben ja von vornherein nicht an die Existenz des Teufels. Hier hat er Eulen nach Darmstadt getragen, einen Tropfen mehr in die Lache des Rationalismus." —

Solcher Jämmerlichkeit gegenüber war es eine Freude für Schlosser, am 3. Juni 1858 der zweiten vereinigten lutherischen Konferenz unter Vilmars Leitung in Friedberg beizuwohnen. Er teilt darüber folgendes mit: „Schon zu Anfang dieses Jahrzehntes (1850) war der Gedanke erwacht, die bekenntnistreuen Geistlichen und Laien der beiden Hessen auf regelmäßigen Konferenzen zu vereinigen. — — Sie sind leider nach der Versetzung Vilmars nach Kassel bald wieder eingegangen. Besondere Schuld an ihrem Eingehen hatte das zelotische Bestreben eines Mannes, — des Professors Heppe — der Konferenz den guten kirchlichen Grund der ungeänderten Augsburgischen Konfession zu entziehen. Wie dies Bestreben, das unter dem Vorgeben, Einigung herstellen zu wollen, überall nur Verwirrung und Zerstreuung anrichtet, allmählich sich bis zu einem blinden Fanatismus gesteigert hat, so ist auf der andern Seite auch das kirchliche Bewußtsein immer mehr erstarkt, das Verständnis der evangelischen Wahrheit und die Liebe zu den teueren Gütern unserer Kirche gewachsen; damit zugleich das Bewußtsein, daß diejenigen, deren Väter einst gemeinsam solcher Güter ungestört sich gefreut, gemeinsam darum gekämpft, die überdies verbunden durch jahrhundertlange, gemeinsame Geschichte, als nächste Nachbarn durch die neueren Verkehrsmittel noch näher

zuſammengerückt, in beſonderer Weiſe zuſammengehören. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit wird noch geſtärkt durch gleiche Not und gleiche Gefahr für die teuerſten Erbgüter. Nachdem nun der Mann, der ſeit Jahrzehnten einer der kräftigſten, umſichtigſten und zugleich geliebteſten Führer vieler in unſerer wiedererwachten Kirche geweſen, Profeſſor Vilmar, zur Bildung einer tüchtigen Kämpferſchar wieder nach Marburg verſetzt war, erwachte auf beiden Seiten faſt gleichzeitig der Gedanke, die alten Konferenzen wieder aufzunehmen."

Seinem ausführlichen Bericht über dieſe zweite „die Stufen der Heilsordnung in ihrer Bedeutung für die Seelſorge" behandelnden Konferenz, in deren Schlußwort Vilmar auf die Verſuchungen des Teufels zu reden kam, fügt Schloſſer ſeinen perſönlichen Eindruck in den Worten hinzu: „Wenn ich zum Schluß ſagen ſoll, was ich — — als bedeutendſten Gewinn von der Konferenz mitgebracht, ſo iſt es der Antrieb, mich tiefer in die Lehre unſerer Kirche, insbeſondere auch in das Studium unſerer alten Dogmatiker zu vertiefen. Auch nachdem ich dem Rationalismus den Abſchied gegeben, habe ich doch lange gemeint, und iſt das ja eine vulgäre Rede, ſo viele Beſtimmungen der altkirchlichen Dogmatiker ſeien ein dürres, ſcholaſtiſches Formelnweſen. Ich habe hier erfahren und viele mit mir, daß allen dieſen alten Lehren die tief innerlichſten Herzenserfahrungen zu Grunde liegen, daß ihnen gegenüber das Reden ſo mancher neuerer Theologen von Fortbildung eitles Geſchwätz iſt, und daß ihr ernſtes Studium zu gleichen Erfahrungen und ſomit zu einem unſchätzbaren Gewinn für Leben und Amtsführung dienen muß."

Der Konferenz aus beiden Heſſen diente Schloſſers „Kirchenblatt", welches von 1859 an als „Heſſiſches Kirchenblatt" mit dem Spruche „Erbauet auf den Grund der Apoſtel und Propheten, da Jeſus Chriſtus der Eckſtein iſt" und mit dem Zeichen des Kreuzes erſchien. — Damit war für die liberal geſinnte, gebildete Bevölkerung der Ruf des Entſetzens: „lutheriſche Hyperorthodoxie! Reaktion!" von ſelbſt gegeben. In der Kaſinowelt las man aber gleichwohl das „die kleine Kreuzzeitung" genannte Blatt mit derſelben Begierde, mit welcher man die eigentliche „Kreuzzeitung" las. Zu dieſen feindlich geſinnten Leſern gehörten meiſt

die Leute, welche einen Adreſſenſturm hervorriefen, weil im Spätherbſt 1859 81 Geiſtliche Heſſen-Darmſtadts beim oberſten Landesbiſchof um manche Abänderungen im Leben der Kirche gebeten hatten. Menſchen, welche das ganze Jahr nicht im Gottesdienſt erſchienen, geberdeten ſich als die Verteidiger des bedrohten kirchlichen Friedens und ſprengten als Knechte des Lügners von Anfang die alberne Lüge aus, die Lutheraner wollten das Land katholiſch machen. Auf eine lange Reihe von Wochen, in welchen Schloſſer von allen Seiten Mitteilungen erhielt über die von frechem Lug und Trug begleitete Verbreitung der lichtfreundlichen Adreſſe, folgte im September (1859) für ihn eine Woche der Erquickung: die vereinigte Konferenz in Marburg und ein Miſſionsfeſt in Gießen. Die Anſprache Vilmars auf jener über die Beziehungen des altteſtamentlichen Kultus zur Kirche des neuen Bundes hat der Kirchenblattſchreiber ſorgfältig nachgeſchrieben, auf dem Feſte in Gießen hat er ſelbſt im Anſchluß an die Feſtpredigt Volkenings eine Anſprache gehalten.

Die „Reiſeerinnerungen" des Jahres 1859 beginnt Schloſſer mit den Worten: „Das Meiſte und Beſte von dem, was ich an geiſtiger Bildung habe, habe ich mir auf Reiſen erworben", ſagte mir im vorigen Frühjahr ein Freund, ein unſtudierter Theologe. Wir leſen's auch von den meiſten unſrer lutheriſchen Kirchenväter, daß ſie große Reiſen gemacht, daß ihnen dieſe Reiſen viel eingetragen. Was den Großen nützlich, iſt auch für die Kleinen erſprießlich. So wird man es denn auch jetzt einem Geiſtlichen als die paſſendſte, nicht bloß unſchuldigſte, ſondern zweckmäßigſte Erholung gönnen, wenn er zeitweilig, der ohnedies nur deutſchen Wanderluſt folgend, eine Reiſe macht, zumal wenn kirchliche Dinge, Zuſtände, Anſtalten, Männer das Hauptobjekt ſein ſollen, auf das ſich die Aufmerkſamkeit des Reiſenden richtet. So machte es mir denn auch kein Bedenken, nach zwei Jahre anhaltender Arbeit wieder einmal eine Reiſe zu thun." Zunächſt ging es nach Aſchaffenburg, der ſchön an den Vorbergen des Speſſart gelegenen Stadt, zwei Jahre lang Schloſſers Heimat und ihm durch freundliche Jugenderinnerungen lieb, dann nach Würzburg, wo die römiſchen Kirchen am Peter-Paulstage überfüllt waren, während die Predigt des gläubigen evangeliſchen Geiſtlichen im benachbarten Schweinfurt kaum zwanzig Perſonen anhörten. „Die leere Kirche in Schweinfurt

brachte mir übrigens in Erinnerung, was ich einmal über das Eingehen der Wochengottesdienste in einer den Lesern wohlbekannten Stadt gehört. Nicht das Volk war schuld daran, sondern die faulen, rationalistischen Pfaffen. Wie es ein nicht seltenes Thema dieser Leute war, Arbeit sei ein besserer Gottesdienst als Beten und Kirchgehen, so sollen sie in der in Rede stehenden Stadt u. a. auch damit die Wochengottesdienste ruiniert haben, daß sie immer nur eine und zwar jedesmal eine andere Thüre öffnen ließen, so daß die Leute, nicht selten an die verschlossene Thüre kommend, meinten, es sei kein Gottesdienst und wieder umkehrten, ohne daß sie doch nachher eine Klage über Ausfall der Kirche hätten anbringen können. So verringerte sich die Zahl der Wochengottesdienstbesucher; nur ein altes Mütterchen erschien regelmäßig, und als der betreffende Seelenhirte von der oberen Behörde einmal zum Bericht gefordert wurde über die Wochengottesdienste, so schrieb er, er habe seine Gemeindeglieder auf eine solche Stufe der Sittlichkeit gebracht, daß sie diese Wochengottesdienste nicht mehr bedürfen, nur eine alte Sünderin sei noch da, die immer noch komme, er hoffe aber, diese auch bald so weit gebracht zu haben, daß sie den Gottesdienst entbehren könne. So ward er abgeschafft, offiziell abgeschafft. Nun möchte es auch einem Apostel Paulus so leicht nicht gelingen, ihn wieder einzuführen." — Über Bamberg ging die Reise nach Erlangen, wo Schlosser an den vielen wackeren, jungen Theologen seine herzliche Freude hatte: „man konnte über alle kirchliche Fragen mit ihnen reden, besser wie mit manchem Kandidaten oder Pfarrer bei uns zu Land, man begegnete einem festen, sichern, klaren Urteil bei durchaus jugendlicher Frische. Wenn ich an die Studentenkneipen der Universität gedenke, auf der ich einst studiert! Wenn da einer von Theologie anfing, dann hieß es: Schweig doch mit dem langweiligen Zeug! — Daß der treffliche Geist in der Studentenschaft von den Professoren herrührte, braucht kaum gesagt zu werden. Wir haben einige dieser Männer, vier Theologen, kennen gelernt im Kolleg, wie durch persönlichen Besuch im Hause. — — Wir haben vier volle Stunden zugehört, es traf sich günstig, daß wir gerade von 8—12 Uhr nach einander die bedeutendsten Dozenten hören konnten; es hat doch ein ungemeines Interesse, die Leute, aus deren Schriften man so viel empfangen, einmal von Angesicht

zu Angesicht zu sehen. Die von ihnen vertretenen Wahrheiten gewinnen an Kraft und Wirkung durch die lebendige Persönlichkeit. Die war gerade bei unsrem alttestamentlichen Exegeten (Delitzsch) von besonderer Bedeutung; selbst vom alttestamentlichen Volk abstammend, dem Fleische nach mit den hebräischen Gesichtszügen, ein Sohn Abrahams aber vor allem dem Geiste nach, ein geweihter Gebetsmann; besonders geeignet, hier über seines Volkes Beruf und Hoffnung zu reden." Auf Delitzsch folgte Thomasius und auf diesen Harnack: „Ich hatte schon aus den Schriften dieses Mannes eine besonders gute Meinung, ja eine gewisse persönliche Zuneigung empfangen, insbesondere verdankte ich einem Wort von ihm eine wesentliche Klärung meiner kirchlichen Anschauung, eine Befestigung meines kirchlichen Standpunktes. Harnack sagt nämlich: in jeder bedeutenden Epoche der Kirchengeschichte, wo eine neue Lebensentwicklung, ein neuer Aufschwung und Fortschritt stattgefunden, seien immer drei Faktoren mächtig gewesen. Vor allem das Wort Gottes als das eigentlich Leben schaffende, dann die persönliche Erfahrung der gläubigen Seele und endlich das Zeugnis der Kirche der Jahrhunderte, d. h. der recht verstandenen Tradition. Wo einer dieser Faktoren mangle, da habe es nie eine gesunde kirchliche Entwicklung gegeben. — — Mein günstiges Vorurteil ist nicht getäuscht worden, Professor Harnack ist eine äußerst einnehmende Persönlichkeit, eine Johanneische Natur voll Entschiedenheit und Milde."

Vormittags von 8—9 hatten die reisenden Freunde bereits ein Kolleg des Professors v. Hofmann gehört, nachmittags von 4—5 Uhr hörten sie bei ihm ein zweites. „Die ungewöhnliche Kraft dieses Mannes beruht hauptsächlich darin, daß er jeden seiner Lehrsätze durch die ganze Schrift verfolgt, alle seine Wurzeln in der ganzen Schrift aufsucht. Leider scheint es, daß er ein wenig ein Mann des Systems ist, und in ein System läßt man sich nicht gerne ein Loch machen, daher wohl hie und da kleine Spuren von Gewalt, die er der Schrift oder dem Bekenntnis der Kirche anthut."

„Am folgenden Tag haben wir die Männer, deren Vorlesungen wir gehört, auch persönlich besucht. Wir fanden in allen freundliche, liebevolle Leute, voll Bescheidenheit in ihrer Berühmtheit, voll brüderlicher Gesinnung gegen fremde Religionsgemeinschaften, die

ſich insbeſondere in Bezug auf die Reformierten bei dem wegen ſeines ſtrengen Luthertums am meiſten Verſchrieenen in einer Weiſe ausſprach, wie ich ſie bei den lauteſten Unionspredigern unſerer Zeit noch nie wahrgenommen. Wahrhaft ergriffen aber hat es uns, als einer dieſer Männer, nachdem er uns viel erzählt hatte von den heißen Kämpfen, die ſie in Baiern früher zu beſtehen gehabt, uns die Hand zum Abſchied reichte mit der Bitte, für ihn zu beten, die Hoffnung ausſprechend, daß, wenn wir uns hier nicht wiederſehen, wir uns droben wiederfinden würden vor Gottes Thron. In der Weiſe hatte ich zu meiner Zeit keinen Profeſſor reden hören. Auch den hochbetagten, ehrwürdigen Profeſſor K. v. Raumer, den berühmten Hymnologen und Pädagogen, haben wir beſucht. Der freundlichen Grüße, die wir ihm von ſeinem Adoptivſohn Ph. Wackernagel (der im Sommer 1859 einige Wochen in Schönberg verlebt hatte) bringen durften, hätte es kaum bedurft, um uns eine freundliche Aufnahme zu ſichern. — — Während des Stündchens, das wir bei ihm verweilten, erzählte er uns viel von jener Zeit, in der der Gläubigen noch gar wenig, des Liebesfeuers aber um ſo mehr im Lande war, der Zeit während und unmittelbar nach den Freiheitskriegen. Faſt alle namhaften Glaubenszeugen jener kampfesvollen Zeit kannte er perſönlich. Intereſſant wird es dem Leſer ſein, zu erfahren, wie Raumer zu ſeinen hymnologiſchen Arbeiten gekommen iſt. Er iſt nämlich, wie auch Ph. Wackernagel, von Haus aus Mineralog und führt noch jetzt den Titel Bergrat. Als Lehrer einer Erziehungsanſtalt hatte er eine neu erſchienene Sammlung geiſtlicher Lieder zum Gebrauch für Schulen ſtreng rezenſiert. Darauf wurde ihm in einer Berliner Zeitſchrift erwidert: tadeln ſei leichter als beſſer machen. Das gab ihm die Veranlaſſung, ſich näher mit dem Liederſchatz unſerer Kirche bekannt zu machen, und ſo wurde er ein Bergmann in viel höherem Sinn, der die unſchätzbaren Edelſteine unſerer Kirchenlieder aus der Tiefe der Vergeſſenheit hervorholte, ſie wieder einfügte in die ſo lange verunſtaltete Krone unſerer Kirche, eine Arbeit, die nachmals ſein wackerer Sohn Wackernagel in ausgedehnterem Maße fortgeſetzt hat."

Von Erlangen ging es über Nürnberg, der in beſonderem Sinne deutſchen Stadt, der Stadt mit den berühmten Kirchen, und über Kloſter Heilsbronn nach Neuendettelsau.

Löhe war leider nicht zu Hause, sondern seiner angegriffenen Gesundheit wegen in Karlsbad. „Ohne Löhe mußte uns Neuendettelsau natürlich nur als das halbe Neuendettelsau erscheinen, aber da die eminente Persönlichkeit dieses Mannes allen seinen Schöpfungen seinen eigentümlichen Charakter aufprägt, so hatten wir in Neuendettelsau sozusagen den halben Löhe. — — Dieser kleine, weit von der Heerstraße liegende Ort ist gegenwärtig wohl in allen fünf Weltteilen bekannt, sein Name hoch geachtet; dies durch den Pfarrer in dem unscheinbaren Pfarrhäuschen, den durch seine liturgischen Reformen, seine herrlichen asketischen Schriften, vor allem aber durch seine bewundernswerte und reichgesegnete Thätigkeit in innerer und äußerer Mission in zwei Weltteilen bekannten Pfarrer Löhe."

In der Erinnerung an den Gottesdienst in der Neuendettelsauer Kirche sagt Schlosser: „Die Liturgie ist für den Gottesdienst unstreitig von der größten Bedeutung. Immer habe ich, wenn ich Geistliche sich so sehr um die Predigt, als die Hauptsache im Gottesdienst, ereifern hörte, mich wundern müssen über das starke Selbstgefühl, das sich dabei ausspricht und sich zutraut, unter allen Umständen und zu allen Zeiten die Gemeinde erbauen zu können. Man sagt gewöhnlich, Gottes Wort sei doch die Hauptsache. Das ist richtig, aber Gottes Wort findet sich auch in der Liturgie und „Predigt" ist noch lange nicht gleichbedeutend mit Gottes Wort. Abgesehen davon, daß die Predigt bisweilen Gottes Wort verwässert, abschwächt oder gar verdreht und ins Gegenteil verkehrt, wie im Rationalismus, der freilich nicht geduldet sein dürfte, wirkt auch beim gläubigen Prediger sehr oft die Schwachheit seiner Person schwächend und verdunkelnd mit. Ich habe schon manchen vortrefflichen, tiefgläubigen Geistlichen kennen gelernt, der in seinen Predigten den Text unverständlicher machte als er an sich war, weil ihm entweder die Gabe klarer Darstellung fehlte, oder er einen Hang zur Spekulation nicht bemeistern konnte, oder die Dinge, die ihn gerade besonders innerlich beschäftigten, immer und immer wieder herbeizog, ohne bei mangelnder Menschenkenntnis zu wissen, daß sie der Gemeinde noch fernliegend und unverständlich seien, von mir selbst will ich's offen gestehen, daß ich über manche Predigt schon wegen ihrer Mängel mich vor mir selbst geschämt habe, daß

mir schon manche gestört worden ist durch allerlei kleine Unpäßlichkeiten, die auf der Kanzel einen überfallen können, die einem den Kopf verwirren und über die man nicht immer Herr wird. Nun und nimmermehr darf eine Gemeinde solchen Zufälligkeiten in der Subjektivität eines Predigers preisgegeben sein. Ein schöner Gesang, ein gesalbtes Gebet ist besser als eine schlechte Predigt und einer guten Predigt immerhin ebenbürtig. Ich meinesteils will lieber mit den erwählten Zeugen der Kirche, von denen ja die liturgischen Gebete und Gesänge herrühren, singen und beten, als manche Predigt anhören, die fast nur die Kraft hat, die Leute in Schlaf zu lullen. Zu allem diesem kommt, daß die Hauptteile der Liturgie: Sündenbekenntnis, Lobpreisung, Glaubensbekenntnis im Wesen eines wahren Gottesdienstes begründet sind, ja dieser ohne jene nichts ist. Sie bringt dabei den großen Gewinn, was man in Neuendettelsau besonders hervorhebt, daß die Gemeinde mit hereingezogen wird, was ja echt protestantisch ist; jeder einzelne ist genötigt oder doch veranlaßt, mitzubeten, mitzubekennen und kann keiner müßig träumend und gedankenlos dasitzen.

Eine Liturgie von dem Umfang und dem Reichtum wie die in Neuendettelsau wird sich freilich nicht überall durchführen lassen, es gehören dazu Kräfte, wie sie eben nur dort und sonst vielleicht an sehr wenig Orten vorhanden sind, Glaubenskräfte insonderheit, denn das hört man wohl in der Neuendettelsauer Gemeinde, daß da unter hundert Stimmen aus Christus liebenden Herzen, Stimmen von Jünglingen und Jungfrauen, keine ist, die nicht ihrem Erlöser mit Leib und Seele dienen möchte. Zu diesen Kräften gehören dann auch die technischen Mittel, wie sie dort vorhanden, und wie sie nur denkbar sind, wo ein beträchtlicher Bestandteil der Gemeinde aus solchen geistig regsamen, beweglichen und elastischen Elementen besteht, wie diese Missionszöglinge. Anderwärts wird man darum die Liturgie einfacher halten und auf manches ganz verzichten müssen, was, wie z. B. die Psalmodien, nur als Teil eines mannigfach gegliederten Ganzen in Abwechslung mit anderen seine Wirkung thut."

Nach Augsburg kam Schlosser, als gerade das St. Ulrichsfest gefeiert wurde. Das vom Bischof gefeierte Hochamt machte auf die Reisenden den Eindruck, daß sie nicht wußten, ob das

Ganze ein christlicher oder heidnischer Gottesdienst sei, Priester und Volk in fortwährender Bewegung, von frommer Andacht, von christlicher Einfalt keine Spur.

Über München führt der Weg nach Kufstein, das Innthal hinauf bis Jenbach, von wo der tiefblaue Achensee besucht und in „Scholastika" übernachtet wird, dann ging es nach Kreuth und Tegernsee und über Tölz nach München und Augsburg zurück. Von da über Ulm, Stuttgart und durch das Neckarthal nach Heidelberg.

„Da liegt unsere schöne Bergstraße; in blauer Ferne der Melibocus wie ein alter Freund. Wie klopft mir das Herz voll Dank gegen den gütigen Gott, unter dessen gnädigem Schutz die weite Reise ohne den geringsten Unfall zurückgelegt ward, der uns so viel Schönes und Herzerquickendes sehen und erleben ließ. Es klopft voll Sehnsucht nach dem Wiedersehen der Meinigen und zugleich in einer gewissen Bangigkeit. Ich kann mich derselben nie ganz erwehren, wenn ich einige Zeit abwesend gewesen bin. Wie unsicher ist doch das Leben, und was kann ein Tag alles bringen. Hier öffnet sich unser Thal, noch wenige Minuten, da sind sie, alles wohlbehalten, in schönster Ordnung. Gott sei Dank! War's auch schön draußen, hier ist's doch am allerschönsten."

In der Heimat ging es wieder rüstig an die Arbeit. Es waren die Jahre der Missionsfeste. Schon in diesen Jahren gehört Schlosser zu den am meisten begehrten Festpredigern. Im September 1860 wurde ein Missionsfest in Michelstadt gefeiert, bei welchem Vilmar die Festpredigt über die heilige Taufe und Schlosser die sich anschließende Ansprache im Hinblick auf die Heidenwelt hielt. Zwei Jahre vorher hat er selbst die Festpredigt in Michelstadt gehalten über die Bekenntnisworte: Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Und zwei Jahre nachher war er der Festprediger in Mossau, Arheilgen und Rothenberg.

Das dazwischenliegende Jahr 1861 brachte das denkwürdige Marburger Missionsfest. Schlosser war davon ganz erfüllt, wie sich seine näheren Freunde aus seinen mündlichen Mitteilungen noch erinnern werden. Sein ausführlicher Bericht im Kirchenblatt ist voll Lobes und Dankes. Am Vormittag des 29. Mai predigte

L. Harms in der Kathedralkirche (Pfarrkirche) oben auf dem Berg „Wie begierig war ich, dieſen Mann nur einmal zu ſehen! Er iſt offenbar der populärſte Mann unter dem gläubigen Volk im evangeliſchen Deutſchland.“

Die Pfarrkirche war ſo überfüllt, daß am Nachmittag auch noch in St. Eliſabeth gepredigt wurde. Harms predigte auch am Nachmittag, und zwar in St. Eliſabeth. „Alles, was Harms ſagt, iſt im höchſten Grade einfach, bibliſch, ungeſchminkt. Wohl wird mancher ſagen, der ihn gehört hat, daß er gar nichts Abſonderliches ſage, ja wohl kaum etwas, das man nicht ſchon gehört oder (als Prediger) ſelbſt ſchon geſagt hätte. Dazu iſt Harms von der Natur gar nicht ſonderlich begünſtigt. Er hat eine ſchwache, meiſt belegte, oft in die Fiſtel ſich überſchlagende Stimme. Und doch ein Eindruck ohne gleichen! Das thut ſeine Perſönlichkeit. Hinter ihm ſteht Hermannsburg. Aber wer auch nichts von dieſem wüßte, dieſem bleichen Angeſicht, mit den ſpärlichen, ſchwarzen Haaren auf der hohen Stirn, dieſer hageren Geſtalt ſieht man es an, daß der Mann ſich im Dienſte ſeines Heilandes in Eifer verzehrt; dieſer Stimme fühlt man es an, ſie kommt aus dem vollſten Herzen, da iſt kein Wort, für das ſich der Prediger nicht totſchlagen ließe, wenn es ſein müßte; da iſt die vollſte Gewißheit, daß das Wort, das einfache, ungeſchminkte, ungeſchwächte Zeugnis für das Kreuz Chriſti, das auf der Welt Feindſchaft und Vorurteil auch nicht die allergeringſte Rückſicht nimmt, ganz gewiß ſeine Wirkung thun muß. Kurz, da iſt eine Perſönlichkeit, von der ein gar nicht zu Menſchenvergötterung geneigter Freund ſehr richtig ſagte: „Wenn man den Mann ſieht, ſo überkommt es einen: „Hier iſt Chriſtus!“ Chriſtus hat eine Geſtalt gewonnen und darum wohl begreiflich, wie, als der Prediger am Schluſſe der Morgen- und ebenſo auch der Mittagspredigt betete, auf ſeine Aufforderung tauſende, und unter ihnen hunderte, die das vielleicht nie gethan, auf die Kniee ſanken.“ —

Auch 1861 konnte Schloſſer in Begleitung von zwei Freunden auf einer längeren Reiſe ſich erholen und neue Kraft ſammeln. Über Nürnberg, Regensburg, Paſſau, Linz und Wels ging die Reiſe ins Salzkammergut nach Gmunden, Iſchl, Hallſtadt und von da ins Hochgebirg hinein nach Goſau. „Das Dorf Goſau iſt von 1200 lutheriſchen Chriſten und etwa 300 Katholiken bewohnt.

Hier im urkatholiſchen Land eine vorwiegend evangeliſche Gemeinde, das that unſern Herzen wohl. Wir ſollten aber noch Wohlthuenderes erleben am folgenden Tag, an des Herrn Tag, hier im großartigſten Naturtempel in des Herrn Haus ein Gottesdienſt mit einer evangeliſchen Märtyrergemeinde. Es war einer der ſchönſten, geweihteſten Tage meines Lebens. Schon am Samstag Abend hörten wir von dem katholiſchen Wirt gar manches, was uns eine gute Meinung von dieſer evangeliſchen Gemeinde erweckte. Der Mann, vielleicht in der Meinung, wir ſeien Katholiken, erzählte uns, daß der katholiſche Geiſtliche ein viel geſelligerer, lebensluſtigerer Mann ſei als der evangeliſche; der müſſe ganz zurückgezogen leben, denn er ſei von den Bauern abhängig, die litten nicht, daß er ins Wirtshaus gehe, auch ſeien überhaupt die „Wehrenfenning" (das iſt der Name des evangeliſchen Geiſtlichen) ſolche ſtille Leute, ſo ſei auch ſein Vater geweſen, der vor ihm Pfarrer war, und ſein Bruder, der drunten in Goiſern ſtehe. Was ein Tadel ſein ſollte, erſchien uns als ein rechtes Lob, es bezeugte, daß ein ernſter Sinn unter den Evangeliſchen herrſche. Der Ernſt war damals beſonders geſteigert, denn im Frühjahr hatte der Typhus in der Gemeinde gewütet und, wie gewöhnlich in ſolchen abgeſchloſſenen Thälern, lang anhaltend. Auch der Pfarrer hatte ſein junges Weib, die Mutter ſeiner vier kleinen Kinder verloren.

Sonntags waren wir ſchon in aller Frühe zur Kirche gerüſtet. Der Himmel ſtrahlte im reinſten Blau über dem taufriſchen, grünen Thal, nur der rieſige Thor- oder Dachſtein, den man von der Terraſſe des Gaſthauſes ſah, wie die Donnerkegel, hatten einen leichten Wolkenſchleier, doch ließ der Dachſtein ſeine ungeheueren Schneefelder und Gletſchermaſſen ſehen. Eine Viertelſtunde vor Beginn des Gottesdienſtes ſah man von allen Seiten die Kirchgänger hervorkommen, meiſt, zumal die Frauen, in Schwarz gekleidet, auch die Männer trugen ſtatt der an Wochentagen üblichen grauen Kniehoſe und grünen Strümpfe ſchwarze Kleidung. Ein ganz kurzes Geläute verſammelte die Gemeinde in der Kirche, die, noch nach den alten Geſetzen, wie ein gewöhnliches Wohnhaus ausſieht. Die Kirche war gedrängt voll; alle Hereintretenden verrichteten knieend ihr Gebet. Am öſtlichen Ende ſtand ein Hochaltar, ärmlich, aber doch mit einem gemalten Bilde, Chriſtus und die Bethaniſchen

Schwestern vorstellend, in der Rückwand, und mit versilberten Leuchtern, einem gleichen Kruzifix und vergoldeten Abendmahlsgefässen geschmückt. Über dem Kelch hing eine gestickte Decke. Nach einigen Versen Eingangslied kam der Pfarrer aus der Sakristei mit einem schneeweißen Chorhemd (Alba) über dem schwarzen Predigtrock, ein junger Mann von hoher Gestalt und schönem Angesicht." Nach der Liturgie hielt der Pfarrer die Predigt über das Sonntagsevangelium von den falschen Propheten. „Er redete über den rechten Weg zum Himmel mit großer Kraft und evangelischer Entschiedenheit, dabei war seine Predigt so klar, auch künstlerisch so schön und fein und doch so einfach, wie ich sie noch selten gehört habe, ein rechtes Muster gewissenhafter Predigt von einem Manne, der doch auf kritische Ohren gar nicht gefaßt sein konnte, vor einfachen Bauern predigte, wo sich doch auch sonst wackere Geistliche so leicht gehen lassen. Wir fühlten uns sehr erbaut durch Liturgie und Predigt, durch die darauf folgende Abendmahlsfeier aber aufs tiefste ergriffen." — — Die Kommunikanten „knieten im Halbkreis um die Stufen des Altars und empfingen das Sakrament. Wir drei Reisende empfanden ein herzliches Verlangen, es mit zu empfangen; das Bedenken, daß wir uns nicht angemeldet, der Geistliche uns gar nicht kannte, mußte zurücktreten (hätten wir vorher von der Abendmahlsfeier gewußt, wir hätten natürlich die Anmeldung nicht unterlassen), dem Geistlichen ward ja mit unserem Kommen keine Verantwortlichkeit aufgelegt und wir glaubten, es verantworten zu können. So gingen wir hin und wurden reichlich erquickt. Meine Seele freut sich in dem lebendigen Gott noch jetzt, wenn ich an diesen herrlichen Gottesdienst gedenke."

Nach dem Gottesdienst ergingen sich die Reisenden noch eine Weile auf dem nahen Kirchhof mit seinen vielen frischen Gräbern. Dann besuchten sie den Pfarrer. Er freute sich, in seiner Gebirgseinsamkeit einmal Amtsbrüder zu sehen und wir mußten ihm unsere Namen in ein Gedenkbuch schreiben. — — Er erzählte von den Drangsalen, welche die evangelische Gemeinde in vergangenen Jahrhunderten vom Fanatismus der Römischen erdulden mußte. Mit Gewalt hat man sie in die Messe gezwungen, nur bei nächtlicher Weile in Wäldern und Steinklüften konnten sie sich versammeln; Gensdarmen durchsuchten ihre Häuser und nahmen die Bibeln und

die evangelischen Erbauungsbücher weg. Sie halfen sich damit, daß sie katholische Titel in die evangelischen Bücher klebten, die Spürhunde ließen sich oft mit dem Titel genügen, nicht ahnend, daß dahinter Arndts wahres Christentum verborgen war. Dennoch wäre es den fortgesetzten Verfolgungen vielleicht gelungen, den evangelischen Glauben auszurotten, schon war es so weit, daß fast alle sich wenigstens äußerlich zum römischen Gottesdienst hielten, die Messe hörten, bei Prozessionen mitgingen, aber der Herr hatte einen treuen Hirten bestellt, das war der fromme Kaufmann Tobias Kießling aus Nürnberg, der auf seinen Handelsreisen diese oberösterreichischen Thäler besuchte, ihnen Nahrung und Stärkung brachte durch sein persönliches Zeugnis wie durch evangelische Schriften. — Einzelne dieser armen Gebirgsbewohner haben dann oft heimlich die weite Reise von vierzig bis fünfzig Stunden nach Ortenburg (bei Passau) oder Regensburg gemacht, um dort einmal das wahre Abendmahl in einer evangelischen Kirche zu empfangen. Als nun der Kaiser Joseph II. das Gesetz religiöser Duldung für seine österreichischen Lande erließ, da hat man das auf Betrieb der Pfaffen in dem Gebirge lange zu verheimlichen gesucht, die angeordnete Verkündigung des Gesetzes unterblieb lange; es ward aber doch endlich bekannt. Da meldeten sich in scheinbar ganz katholischen Gemeinden hunderte von Evangelischen zur Gemeindebildung. Diese durften dann freilich Gottesdienst halten und den Gosauern ward durch Tobias Kießling der ehrwürdige Wehrenfenning zum Hirten erworben, des Sohn und Enkel im selben Hause ihm folgten nach schöner patriarchalischer Weise. Doch lebten die Evangelischen bis zur neuesten Zeit noch fortwährend unter einem gewissen Drucke. Ihre Kirchen, wie schon erwähnt, mußten gewöhnliche Häuser sein, durften nicht einmal Bogenfenster haben, wie doch bei uns die Judenschulen, keinen Eingang von der Straße, keine Türme und Glocken. Alle Gemeindebeamten vom Bürgermeister bis zum Ortsdiener und Flurschützen mußten Katholiken sein. Das nahm mit 1848 ein Ende. Auch in Gosau begann man alsbald den Bau zunächst eines Turmes und schaffte Glocken an. Der Turm steht an dem Südende der seitherigen Kirche, zugleich aber bildet er das Nordende einer ebenfalls schon im Bau begriffenen und mit dem Fundamente über die Erde ragenden neuen

Kirche. Der Bau geht langsam, denn die Gemeinde ist arm und mitten unter Felsgebirgen hat man keine Bausteine dazu in der Nähe — das Felsgestein eignet sich nicht dazu — man muß die Steine weither holen; die Bauersleute thun das selbst, können's aber gerade dann am wenigsten, wenn die beste Bauzeit ist, im Sommer, wo sie ihr Vieh brauchen. Doch sind sie unverdrossen, und der Herr wird ihnen das Werk gelingen lassen.

Wie beschämend ist aber das Beispiel einer solchen Gemeinde für uns, die wir mitten in protestantischen Ländern wohnen! Den Protestanten bei uns ist oft der Weg von einer Viertelstunde zu weit nach einer Kirche. In gemischten Ehen geben sie um des elendesten Mammons willen die Kinder der römischen Kirche preis, werfen den eigenen Glauben (?) von sich wie einen alten Lappen, bauen Bahnhöfe, Fabriken wie Schlösser und haben oft kaum so viel übrig, um eine elende, alte, schmutzige Kapelle um einige Fuß zu verlängern! Jene armen Gebirgsbewohner schleppen die Steine fast stundenweit auf dem Rücken herbei und kitten sie zusammen mit dem eigenen Schweiß, um ein schönes Gotteshaus zu haben, während sie in uralter Einfachheit in ihren ärmlichen Hütten bleiben. Und weiter: wie armselig erscheinen diesen Märtyrergemeinden gegenüber die Schlechtschwätzereien, die man bei uns sofort hört, wenn einmal der Versuch gemacht wird, den kahlen Gottesdienst etwas voller und reicher und schöner zu machen. Da heißt's, das sei katholisch; andere, das seien tote Formen, sogar selbst solche sagen dies, die „positiver Richtung" sein wollen. Wenn irgendwo, so hätten jene oberösterreichischen Gemeinden nicht bloß Widerwillen gegen katholische Formen haben müssen, sondern auch den ängstlichen Verdacht dagegen, katholisch gemacht zu werden. Und doch bewahrten sie sich die gottesdienstlichen Formen, die nicht römisch, sondern uralt kirchlich und ganz echt lutherisch sind, die volle Liturgie, das Kreuz, das Knieen beim Gebet, ja selbst das weiße Festgewand des Geistlichen bei sakramentalen Handlungen."

Der Weg führte Schlosser nach Ischl zurück, von da nach St. Wolfgang auf den Schafberg, den österreichischen Rigi, nach St. Gilgen und am Fuschelsee vorbei nach Salzburg, der Stadt des fanatischen Christenverfolgers Leopold Anton von Firmian. „Das Andenken an diese treuen Wahrheitszeugen macht

uns Land und Stadt Salzburg beſonders merkwürdig. Unſere Leſer kennen ja die Geſchichte dieſer evangeliſchen Salzburger, kennen den Namen Joſef Schaitberger, ſein rührendes, glaubensvolles Exulantenlied, ſeine trefflichen, gehaltvollen Schriften, beſonders die, in welchen die Wahrheit des lutheriſchen Glaubens verteidigt wird. Noch finden ſich wenigſtens in unſerem Odenwald und an der Bergſtraße einzelne zerleſene Exemplare dieſer Schriften in den Häuſern frommer Bauersleute und werden zumal in konfeſſionell gemiſchten Gegenden gern geleſen."

Von Salzburg aus mußte ſelbſtverſtändlich der Königſee beſucht werden. In St. Bartholomä treffen die Reiſenden mit ihrem Landesherrn zuſammen, der mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Schwiegervater, dem König Ludwig von Baiern, von Berchtesgaden herübergekommen iſt. Auf dem Königſee erzählte ein ſich den Reiſenden anſchließender preußiſcher Juriſt, „daß er vor einiger Zeit den Wazmann beſtiegen habe. Dieſe Beſteigung iſt aber ſo mühſam, daß er, ein ungemein rüſtiger Wanderer, zuletzt aufs äußerſte erſchöpft nur auf Händen und Füßen die letzte Spitze erreichen konnte. Oben fand er ein kleines Heiligenbild, vom Kardinal Fürſt Schwarzenberg errichtet. Wie er wieder hinabſtieg, begegneten ihm zwei alte Leute, Mann und Frau, beide anſcheinend etwa ſiebzig Jahre alt. Er fragt ſie, wohin ſie wollten. „Auf den Wazmann, um zu beten." „Aber könnt ihr das denn nicht unten?" „O ja", lautet die Antwort, „aber der Gang wird einem doch auch gerechnet." Meint man nicht, die Leute hielten ſich ein Rechnungsbuch und notierten unſerem Herrgott: Einmal auf dem Wazmann geweſt — — — macht ſo und ſo viel Tage Seligkeit, geht ab vom Fegfeuer. — — Übrigens muß ich geſtehen, daß mir jene Wallfahrer trotz ihrer Irrtümer, mit dem Beſtreben, Gott dem Herrn zu dienen und die eigne Seligkeit zu ſchaffen, zehntauſendmal achtbarer erſcheinen als unſere aufgeklärten Proteſtanten, denen oft zehn Minuten zur Kirche zu weit ſind, die, ganz und gar ins Fleiſch gewachſen, an Gott und Gottesdienſt, an Gebet und fromme Uebung gar nicht mehr denken und doch in religiöſen Dingen mitzureden die Frechheit haben." In Reichenhall ſah Schloſſer auf dem Balkon eines einfachen, hölzernen Bauernhauſes die verwitwete Königin Eliſabeth von

Preußen, noch in tiefſter Trauer um den jüngſt heimgegangenen Gemahl, an ihrer Seite den Hofprediger Snethlage. „Wir gedenken deſſen, was aus dieſes Mannes Trauerreden von des trefflichen Königs chriſtlichem Leiden und der treuen königlichen Gattin hingebender Liebespflege uns bekannt geworden; der Herr vergelte dir, du frommes Weib, alle deine Güte und Treue, die du gethan und reiche dir die Krone des Lebens, die dein vollendeter Gatte in gutem Kampf ſchon errungen.

In der Heimat ging es wieder unverdroſſen an die Arbeit und in den Kampf. Letzterer galt hauptſächlich der Sorte von negativer Union, die ſich auf die angeblich bisher nur verſuchte Durchführung der Union und Anſtrebung einer neuen Kirchenverfaſſung beſchränkte. Was ſpäter im „Proteſtantenverein“ ſein Unterkommen fand, ſchloß ſich der negativen Union an, die ſich an alle evangeliſchen Gemeinden wandte, mit Bibelſprüchen ihre Blöße zu decken ſuchte, und mit einer Anzahl unkirchlicher Laien, die zu den angeſehenſten Bewohnern der Reſidenz zählten, einen Eindruck zu machen befliſſen war. Schloſſers gerechter Zorn fuhr gegen dieſes Pronunciamento ſchonungslos drein. „Der Verfaſſer dieſes Aufrufs iſt offenbar ein Geiſtlicher. Die Nichtgeiſtlichen auf dieſer Seite ſind bei dem bekannten religiöſen Proletariertum des „Reichtums, der Bildung und Intelligenz“ — mit dieſem Elemente prahlte man — in dieſem Gebiet im beſten Falle nur im ſtande, einige von den ſeit hundert Jahren breitgetretenen Phraſen von Fortſchritt, wie man ſie im „Frankfurter Journal“ aufgeſpeichert findet, mühſam zuſammenzuſetzen; mit den vorkommenden Bibelſprüchen, ſo allgemein ſie gewählt ſind, würden ſie gar nicht ſo hantieren können, ohne Gefahr zu laufen, wie wir's einmal bei einem deutſch-katholiſchen Prediger erlebt, aus purer Unwiſſenheit einen Ausſpruch der bitterſten Feinde Chriſti, der Phariſäer, als einen Ausſpruch Chriſti ſelbſt anzuführen. Haben ſie ſich doch bei früherer Gelegenheit damit, daß ſie Ausſprüche Chriſti als Anſichten der neueren Orthodoxie bezeichneten, ſo jämmerlich blamiert, daß ſie wohl jetzt die Finger davon laſſen. Nur ein Theologe konnte dem ganzen Ding die ſcheinbar religiöſe Färbung geben, die ſelbſt das „Frankfurter Journal“ als „weinerlich“ verhöhnt. Daß aber die unterzeichneten Laien das alles, was da

gesagt ist von dem „Einen Meister Christus", von dem „Beten mit Inbrunst und ohne Unterlaß", von dem Jammer um die gesunkene Kirchlichkeit wirklich im Ernst meinen, das können wir ebenso wenig glauben, als wir jemals einen Kulissenreißer im Theater für einen wahren Helden hielten, weil er sich einen pappdeckelnen Harnisch umgeschnallt und mit einem silberpapiernen Schwert um sich gehauen. Und selbst das können wir nicht glauben, daß sie ihre seitherige Unterlassung der Forderung einer Synodalverfassung für eine „unverzeihliche Sünde" hielten, denn dann müßten ja die guten Leute trotz reumütigem Bekenntnis sich verloren geben und in Todesbetrübnis versinken über unvergebene Sünde, und das thun sie doch nicht, sondern lassen sich's noch gerade so wohl sein wie zuvor. Gefahrdrohend ist natürlich solch ein Schriftstück voll innerer Unwahrheit nicht; aber ein Beweis ist es schon lang eingetretener, grauenhafter Zerrüttung des kirchlichen und sittlichen Lebens, ein Beweis, wie diese gerühmte, aufgeklärte Zeitbildung auch bei persönlich vielleicht ganz ehrenhaften Leuten nicht blos alle Denkkraft, sondern auch alles sittliche Urteil zu zerfressen und zu zerstören angefangen hat. Diese Leute in ihrem ganzen Verhalten zur Kirche, auch selbst da, wo Prediger ihrer Richtung stehen, Leute, die offenbar mit der Kirche, ihren Gottesdiensten, Anstalten kaum noch mit einem Faden zusammenhängen, der auch längst gerissen, wenn nicht noch Kinder getauft und Ehen kirchlich eingesegnet werden müßten, und wenn nicht, wie es in gewissen Unionsversammlungen gesagt wurde, „jeder einmal in die Lage käme, einmal von kirchlichen Dingen, sei es auch nur vom Geborenwerden und Sterben Gebrauch machen zu müssen" — sind selbst der allerlauteste redende Beweis von dem gesunkenen religiösen Leben, sind selbst die Personifikation der „weitverbreiteten Gleichgiltigkeit" gegen die Kirche und nun treten sie auf und jammern über jene Gleichgiltigkeit und Gesunkenheit, ohne nur zu merken, daß sie damit sich selbst anklagen, richten und verhöhnen, diese Leute, die sonst so schnell bei der Hand sind mit dem Vorwurf der Heuchelei und vielleicht in Wochen keine Hand falten zum Gebet, ja die vielleicht ihren Spott haben über die, die noch beten, treten jetzt in solchem Schriftstück im wörtlichen Sinne, wie jene Pharisäer auf die Straße und an die Ecken und auf die Märkte und „wenden Gebete vor" (Matth. 23, 14)

und ahnen gedankenlos nicht, daß ihnen das kein Mensch glaubt, und wie jammervoll ihnen diese Phrasen stehen." — — „Die guten Leute sind wirklich der Ansicht, es habe in der Kirche fort und fort die alte Orthodoxie geherrscht, wie mir einmal zu Johannes Ronges Zeiten ein Beamter zu Darmstadt sagte, die Darmstädter Stadtgeistlichen seien alle Pietisten und Orthodoxe, und wußte nicht, daß damals auf fast allen Darmstädter Kanzeln schon seit Jahrzehnten ganz dasselbe gepredigt wurde, was Johannes Ronge predigte. Der Mann war aber nie in einer Darmstädter Kirche gewesen und hatte es selbst übersehen, daß die Deutschkatholiken von den Darmstädter Geistlichen waren brüderlich und festlich in die Stadtkapelle eingeführt worden." Das ganze Gebahren der geschilderten Leute erinnert Schlosser an Luthers Wort: „Es will ja der Mäusedreck unter dem Pfeffer sein!" Die Worte „Mäusedreck" und „Pfeffer" hat er fett drucken lassen, und weil die Leute von dem „allgemeinen Priestertum" geredet hatten, so hat er sie als „allgemeine Priester" behandelt, die nur Redensarten im Munde führen.

Was hier mitgeteilt worden, ist nur ein dürftiger Auszug aus der wahrhaft niederschmetternden, vernichtenden Abkanzelung, welche den Gegnern zu teil wurde. Eine solche Sprache, solch rücksichtslose Aufdeckung ihrer Lage hatten die Männer des Aufrufs in ihrem Leben nicht erfahren; einer, der sich getroffen fühlt, stürmt eiligst zum Drucker des Kirchenblattes, verlangt Nennung des Namens des Verfassers und droht mit einem Preßprozeß. Es blieb aber bei der Drohung. An der epidemischen Krankheit, von einer liberalen Kirchenverfassung, von kirchlichen Bezirksräten und kirchlichen Landständen eine innere Erneuerung und Kräftigung der Landeskirche zu erwarten, litten übrigens nicht nur die Ungläubigen auf der linken Seite, an derselben Krankheit litt auch die Mittelpartei in Hessen-Darmstadt, die „Friedberger" genannt. Von dieser Seite ging ein förmlicher Verfassungsentwurf aus. Schlosser hatte die feste Überzeugung, daß das Ministerium Dalwigk weder auf die orthodoxe (lutherische) Rechte, noch auf die ungläubige Linke hören, vielmehr der Partei der Mitte folgen werde. Darum schrieb er im Frühjahr 1863 die Schrift: „Die Kirchenverbesserung durch Synodalverfassung. Ein schlichtes Wort aus

ſchlichte Volk. Darmſtadt, G. Otto. 62 S.“ Es konnte erwartet werden, daß die lutheriſchen Geiſtlichen durch Verbreitung und Verwendung der Schloſſerſchen Broſchüre im Verkehr mit den Gemeindeangehörigen ſich mit dieſen rüſten würden für die bevorſtehenden Kämpfe. In dieſer Erwartung aber ſah ſich der Verfaſſer getäuſcht. Es geſchah nichts; und was geſchah, war ſo gut wie nichts. —

Schon in den Jahren 1862 und 1863 begann eine Periode der Erſchlaffung. Auch das „Heſſiſche Kirchenblatt“ war nahe daran, einzugehen. An ſeine Leſer hat darum der Kirchenblattſchreiber im Auguſt 1862 eine den einreißenden Quietismus deutlich genug kennzeichnende Aufforderung gerichtet: „Das Kirchenblatt hat von Anfang an nicht auf die Gunſt einer großen Menge rechnen können und auch nicht gerechnet. Es teilt dies Los mit allen konſervativen Zeitſchriften, zumal chriſtlichen, auch den beſten unter ihnen; ja es teilt dies Los mit dem Allerbeſten, was es auf Erden gibt, mit der Bibel ſelbſt, auf deren Grund es ſtehen will. Denn das iſt wohl eine Thatſache: das Wort Gottes hat in unſerem Lande nicht ſo viele Leſer, als das frivolſte Judenblatt. Nun aber hat das Kirchenblatt allerdings auf die Gunſt derer gerechnet, die mit ihm auf demſelben Grunde ſtehen, deren Sache es vertritt, und deren ſind es denn doch Gottlob! nicht ſo gar wenige im Lande. Dieſe Gunſt aber iſt ihm, wenigſtens in der Form thatkräftiger Unterſtützung, ſeither nicht zu teil geworden. Die Zahl, wenn auch nicht ſeiner Leſer, ſo doch ſeiner Abonnenten, von Anfang an gering, hat ſich neuerdings, nachdem der umgeſchlagene Wind manchen halben Freund dahin entführt, wohin er eigentlich gehört, beſonders dadurch vermindert, daß an manchen Orten, wie wir hören, mehrere, die es ſelbſt einzeln hielten, es jetzt zuſammen halten um der kleinen Gelderſparnis halber (im ganzen Jahr 2 Gulden!), die dem Einzelnen ſehr wenig, dem Kirchenblatt in summa aber ſehr viel macht. Es konnte deshalb das Kirchenblatt in der ſeitherigen Weiſe nicht ohne namhafte Opfer von ſeiten ſeines Herausgebers fortgeführt werden. Auf die Dauer geht das nicht. Laſſen ſich die Freunde des Blattes nicht ſeine Verbreitung angelegen ſein, ſo iſt ſeine Exiſtenz gefährdet, es muß eingehen.“ — „Auf die ganze gemeinſame Arbeit, das gemeinſame Streben

und Kämpfen auf dieſem Gebiet der Öffentlichkeit, müſſen wir verzichten und — den Kirchenſtürmern aller Art, Reformjuden an der Spitze, das Feld räumen. Wer das nicht will, iſt dringend gebeten, durch Erweiterung des Abonnentenkreiſes den Fortbeſtand des Blattes ſichern zu helfen.“ Vier Wochen ſpäter waren zwar von einzelnen Geiſtlichen dem Herausgeber bindende Zuſicherungen über die Fortexiſtenz des Blattes gegeben worden, den „Kampf ums Daſein“ hat es aber bis zuletzt gekämpft.

In den Jahren 1862 und 1863 machte Schloſſer ſeine Erholungsreiſen nach Böhmen, Mähren und Öſterreich, ſowie nach Norddeutſchland (Hamburg, Helgoland, Bremen). Seinen „Reiſeerinnerungen“ nach Mähren hat er ein beſonderes „Ein Generalſuperintendent“ überſchriebenes Kapitel eingefügt. In Brünn führte der Weg zur großen Domkirche. Dicht dabei liegen das evangeliſche Bethaus und die evangeliſche Schule. Der Schuldiener teilte mit, daß der Pfarrer über Land ſei bei den im Gebirg wohnenden Glaubensgenoſſen, aber der Herr Generalſuperintendent ſei zu Hauſe. „Das war uns ganz unbekannt, daß hier ein Generalſuperintendent wohne, es war uns aber natürlich noch von größerem Intereſſe, dieſen kennen zu lernen. Als ſeine Wohnung bezeichnete der Schuldiener die evangeliſche Kirche. Wir begaben uns alſo nach dieſer. Wo ſoll aber da eine Wohnung ſein? Gleich über den hohen Fenſtern, die offenbar zum Betſaal gehören und die ganze Länge des Baues einnehmen, beginnt ja das Dach! Doch an der Südſeite, wo der freie Platz, der die Kirche von drei Seiten umgibt, in ganz beſonderem Maße mit alten Scherben bedeckt, von hochſtändigem Unkraute, Kletten u. ſ. w. überwuchert iſt, befindet ſich eine Thüre von der Größe einer gewöhnlichen Hausthüre, etwas düſterfarbig, alt und baufällig. Durch dieſe treten wir in einen Hausöhrn (Hausflur), aus dem gerade vor uns eine größere Flügelthüre offenbar in das eigentliche Kirchenlokal führt. Rechts aber ſteigt eine alte, enge, ausgetretene Holztreppe empor. Wir ſteigen hinauf, kommen nach längerem Steigen unters Dach, deſſen unverkleidete Sparren ſamt den darauf liegenden Ziegeln vom Rauch ganz und gar geſchwärzt ſind. Wir meinen ſchon, wir ſeien irre gegangen, aber eine ältliche Frauensperſon mit ſlaviſchen oder ungariſchen Geſichtszügen weiſt uns etwas weiter

nach innen an eine kleine, ebenfalls geschwärzte Thüre mit klaffenden Ritzen. Herein! ruft eine kräftige Stimme.

Wir traten in ein kleines Stübchen, in welchem die Farbe der Tünche kaum zu erkennen und alte Stühle, insonderheit aber ein Kanapee, durch dessen Überzug an unbedeckten Stellen die Baumwollwatte heraussieht, mit Büchern und Aktenfascikeln bedeckt sind. Vor einem ebenso bedeckten Tisch, auf hölzernem Lehnstuhl sitzt eine große Mannesgestalt, mit langem, eisgrauem Haar, fremdländischen Gesichtszügen, hemdsärmelig, aber die schwarzgekleideten Beine in ungeheuere, bis zum Knie reichende Filzstiefel gehüllt. Das ist — der Generalsuperintendent von Böhmen und Mähren, Lumnitzer mit Namen. Welch ein Kontrast: diese ärmliche Dachstube und der Palast des katholischen Kollegen drüben! Der Generalsuperintendent — volle 80 Jahre zählte er bereits und mir kam er zuerst vor wie ein Klausner aus vergangenen Jahrhunderten, oder wie ein Geist aus Bergesschluchten — erwiderte mit klangvoller, kräftiger Stimme sehr freundlich unsern Gruß. Er war sehr erfreut, als er erfuhr, daß wir Kirchen- und Amtsgenossen seien, schob schnell ein paar Aktenbündel vom hartgesessenen Kanapeechen auf den graubraunen Stubenboden, entledigte zugleich einen Stuhl seiner Aktenlast, damit wir uns setzen konnten, und nun begann die Unterhaltung, die der Herr Generalsuperintendent aber fast allein führte, während wir nur zeitweilig eine Frage thaten. Er erzählte uns, wie er hier in dieser Wohnung schon an die vierzig Jahre hause, wie man ihm nebst dem Pfarrer und Kaplan drüben im neuen Schulhaus eine sehr schöne und geräumige Wohnung eingerichtet habe, wie er aber als alter Mann dazu sich nicht entschließen könne und hier in diesen engen, ärmlichen Räumen bleiben wolle, bis er in sein letztes Häuschen einziehe. Er habe in dieser Wohnung gar mancherlei erlebt, Freud und Leid. Ja Leid sei ihm viel zu teil geworden, zwei Frauen habe er verloren, die eine sei aus Regensburg, die andere aus Stralsund gewesen; er habe auch sonst viel Schweres erlebt, habe sich aber wacker durchgeschlagen und sei gesund und guten Mutes geblieben bis auf diesen Tag, blos seine Beine wollen ihn nicht mehr recht tragen; das verdanke er aber alles seinem seligen Vater: „Der — rief er begeistert — erzog mich ganz nach Rousseau!“ Ein „mährischer Bruder“

war demnach unſer guter Generalſuperintendent nicht, ſondern ein Rationaliſt, und auch kein Mähre von Geburt: auf die Frage nach ſeiner Heimat und Herkunft richtete er ſich faſt ſtolz empor und ſagte: „ich bin Maggyar!“ und dabei blitzten ihm die Augen, daß ich unwillkürlich an das ritterliche Maggyarentum erinnert wurde, wie es aus dem Liede ſpricht: „Mein Säbel, der die Türken trifft, iſt ſpiegelblank und ſcharf wie Gift, geſchliffen in Maggyar!“ Von dem neueren Gebahren des Maggyarentums, von dem revolutionären Weſen in Ungarn ſprach er übrigens mit Abſcheu. Es hatte ihn auch perſönlich ſehr hart betroffen. Er war nämlich Generalſuperintendent über ſämtliche Gemeinden A. C. in Böhmen und Mähren. A. C. und H. C. — dieſe Ausdrücke gebrauchte er ſehr oft, jener bedeutet Augsburger Confeſſion (lutheriſch), dieſer Helvetiſcher Confeſſion (reformiert); er war alſo Generalſuperintendent ſämtlicher lutheriſchen Gemeinden in Böhmen und Mähren. Solcher hatte er urſprünglich, als er vom evangeliſchen Gymnaſium zu Teſchen in öſterreichiſch Schleſien, früherem Sitz der Generalſuperintendentur, nach Brünn verſetzt wurde, 34 gehabt; jetzt waren ihm aber 14 verloren gegangen und zwar durch den revolutionären Schwindel in Ungarn. Die hatten nämlich, ganz ähnlich ihrem Verfahren gegen die lutheriſchen Slovaken, auch verſucht, die Proteſtanten im benachbarten Mähren in ihre politiſchen Beſtrebungen hineinzuziehen und zu dem Zweck die Lutheraner Mährens und Böhmens mit dem Proteſtantismus der Ungarn, der vorherrſchend reformiert iſt, zu unieren oder gar ſie zu calviniſieren. Sie hatten zu dem Zweck mähriſche (und böhmiſche) Gemeinden Augsburger Confeſſion, die keine Prediger hatten, zur Erlangung ſolcher mit Geld unterſtützt, jedoch unter der Bedingung, daß ſie Geiſtliche H. C. annähmen, alſo damit ſich unierten, d. h. richtiger calviniſierten. Dieſe waren dem alten Generalſuperintendenten (und unſerer Kirche) ſomit verloren gegangen, ein neuer Beweis, wie nicht die lutheriſche, ſondern die reformierte Confeſſion feindlich und friedeſtörend zu verfahren am meiſten geneigt iſt, obwohl ein altes Mährchen, das die „Einſichtsvollſten“ unſerer Tage ſtets in abergläubiſchſter Weiſe wiederholen, das Gegenteil behauptet.

So viel ich weiß, iſt das in der deutſch-evangeliſchen Chriſtenheit noch gar nicht bekannt geworden; ich habe es aus dem Munde

dieſes alten Generalſuperintendenten, der ein erklärter Rationaliſt, alſo offenbar kein verblendeter lutheriſcher Eiferer iſt.

Ein Rationaliſt, — ja, das ergab ſich auch aus ſeinen weiteren Geſprächen. Er erzählte die Geſchichte ſeiner Jugend, wie er nach vollendeten Studien in einem adeligen Hauſe zu Dresden Hauslehrer geworden ſei, wie er gar nicht einſeitig Theologe, ſondern auch ein Freund der ſchönen Künſte geweſen ſei, wie er ſich ſeinen Aufenthalt in Dresden zu Nutz gemacht und ſich in der edlen Malerkunſt, an der er von jeher Gefallen gefunden, ausgebildet und die vorzüglichſten Kunſtwerke der Dresdener Gemäldegalerie kopiert habe. Die mußten wir auch ſehen; er führte uns darum eine Treppe tiefer in ſein Staatszimmer, deſſen Eingangsthüre uns beim Heraufſteigen entgangen war, ein Zimmer etwa von der Größe und Möbelausſtattung eines geringeren Dorfpfarrhauſes. Ich dachte unter ſeinen kopierten Gemälden, die da an der Wand hingen, wenn auch nicht die berühmten Madonnenbilder der Dresdener Galerie, ſo doch etliche Chriſtusbilder und ſonſtige Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte zu finden; es waren aber nur Bilder weltlicher Art, Genrebilder, Landſchaften, Stillleben und Bilder der antiken Mythologie, einen Amor, den Pfeil ſpitzend u. dergl.

So viel tauſendmal lieber ich nun auch dieſen Generalſuperintendenten von Böhmen und Mähren, dieſen Oberſten und Führer unſerer Glaubensgenoſſen in dieſen altberühmten, wichtigen Gebieten eines katholiſchen Staates, als einen „Böhmiſchen und Mähriſchen Bruder", d. h. als einen poſitiven Chriſten hätte kennen gelernt, — ſein Sohn, Pfarrer in Teplitz, iſt ein gläubiger, lutheriſcher Chriſt — ſo war mir ſeine Erſcheinung doch ehrwürdig. Nicht bloß wegen ſeines hohen Alters und grauen Hauptes, vor dem man ja aufſtehen ſoll, — auch um deswillen, was der Mann erlebt hatte. Eine lange Zeit hatte er unter hartem Druck gelebt mit ſeinen Gemeinden; noch iſt die Zeit nicht ſo lange vorüber, da mußte er, der Generalſuperintendent der evangeliſchen Kirche in Böhmen und Mähren, jedesmal, ſo oft in der Gemeinde Brünn die Taufe eines evangeliſchen Kindes vorkam, erſt den jüngſten katholiſchen Kaplan der Stadt um einen Erlaubnisſchein bitten, daß er das Kind taufen dürfe. Ich weiß nicht, ob ich das ausgehalten und nicht vielmehr im proteſtantiſchen Auslande einen Dienſt geſucht

hätte, was freilich nicht recht gewesen wäre; der Alte hat ausgehalten und bessere Zeiten erlebt. Was ihn uns weiter ehrwürdig machte, war seine große Bescheidenheit. Er entschuldigte sich mehrmals während seiner Erzählungen, der achtzigjährige Mann, daß man ihm doch seine Redseligkeit zu gut halten wolle, er sei eben dem senectus loquax verfallen. Über alles das war er Rationalist, doch einer von den Rationalisten alten Schlages, die doch ganz andere Leute sind, als die Rationalisten des jüngeren Geschlechts und selbst als die „gläubige aber liberale Mittelpartei." Bei diesen alten Rationalisten ist durchweg das Herz weiter und hat mehr Christentum als der Kopf; mit dem, was sie haben, machen sie vollen Ernst. Hinter ihren mageren Worten steckt oft viel Gesinnung; wenn sie von „Tugend" reden, denken sie, wie mir Blumhardt sagte, an etwas, was dem, was wir „Furcht des Herrn" nennen, sehr verwandt ist. Die neuere Vermittlungstheologie hat oft hinter ihren positiv christlichen Ausdrücken viel weniger, als der ehrliche, alte Rationalismus in seinen rationalistischen Worten. Es ist dies das notwendig sich vollziehende Gericht; das Evangelium kam an sie heran in der mannigfachsten, überzeugendsten Weise und Gestalt; sie mögen ihm nicht widersprechen, aber auch nicht sich ihm ergeben, so gehen sie den Mittelweg, da man weder kalt noch warm ist, sondern lau, aber nun sehr klug und weise zu sein meint. In kritischen Zeiten vollzieht sich dann bald des Herrn Wort: „Wer nicht hat, von dem wird auch noch genommen, das er hat." Es geschieht, daß Leute, die man noch vor zehn Jahren, wie den Professor Schenkel in Heidelberg, weithin berief, um den Gebildeten eine Brücke zu schlagen zum Christenglauben, jetzt — wie der genannte Professor in seiner neuesten Schrift — für den Christum lästernden Renan eintreten gegen den Christenglauben. Den alten Rationalisten ist das Evangelium nicht so nahe gekommen; sie haben jedoch noch einen Fond von herzlicher Frömmigkeit im Gemüt aus der älteren christlichen Zeit; die Universität, ihr ganzer Bildungsgang hat sie in die rationalistische Theologie geführt. Was sie da an Worten hörten, erfüllte sie noch teilweise mit christlichen Gedanken, und vielleicht eben darum, weil sie mehr darunter denken und fühlen, können sie sich nicht so leicht darein finden, solches aufzugeben und mit den richtigen christlichen Worten zu vertauschen, die ihnen

überdies als Karikatur ſind vorgeführt worden. Sie haben mehr Chriſtentum als ſie wiſſen. So auch unſer alter, guter Lumnitzer. Freilich iſt damit den Glaubensgenoſſen in Böhmen und Mähren nicht gedient, zumal in unſerer Zeit und dem Katholizismus gegenüber. — — Vom alten Lumnitzer nahmen wir herzlichen Abſchied. Er geleitete uns zur Treppe hinab, zeigte uns den Betſaal, der bei aller Einfachheit ſchön geſchmückt war mit dem Bilde des Gekreuzigten auf dem Altar und wünſchte uns nicht bloß glückliche Reiſe, ſondern auch ſeliges Wiederſehen vor Gottes Thron. Und das wünſchen, darum beten wir auch von Herzen."

Gegen die neumodiſchen Rationaliſten ſind 1864 die gläubigen Geiſtlichen Badens aufgetreten, nachdem ſie bei dem Karlsruher Oberkirchenrat um die Beſeitigung des Irrlehrers Schenkel gebeten hatten. Es war Schloſſers eifriges Bemühen, daß die Gläubigen in Heſſen-Darmſtadt ſich für die Gegner Schenkels und des ihn ſchützenden Oberkirchenrates erklärten: „Wir Lutheraner in Heſſen-Darmſtadt fühlen uns in dem Kampfe der 117 (Badener) gegen den Dr. Schenkel völlig eins mit dieſen unierten Brüdern, und es wird uns auch hoffentlich noch Gelegenheit gegeben ſein, uns thätig an dem von ihnen begonnenen Kampfe zu beteiligen."

Nicht ſo klar und unbedenklich war für Schloſſer Ende 1863 die Erklärung der Geiſtlichen aller Bekenntniſſe für die dem Könige von Dänemark den Eid der Treue weigernden ſchleswig-holſteiniſchen Geiſtlichen. Die von vielen heſſiſchen Geiſtlichen ohne alle Begründung kurzer Hand erledigte Rechtsfrage lag nach Schloſſers maßhaltendem Sinn außerhalb des geiſtlichen Berufes. Aus der ſchleswig-holſteiniſchen Sache ergab ſich, wie in anderen Ländern, ſo auch im Großherzogtum Heſſen, die Notwendigkeit, ſich über das Verhalten der Geiſtlichen in der Politik klar zu werden. Für die Reichelsheimer Konferenz 1864 hat Schloſſer darum dieſes Thema in ausführlich erläuterten Theſen behandelt.

Das Jahr 1864 hat Schloſſer einen Freund finden laſſen, der in der lutheriſchen Theologie einen angeſehenen Namen hat. Von Frankfurt, ſeinem vorübergehenden Wohnſitz aus, iſt Gerhard von Zezſchwitz im April und Mai jenes Jahr zu vier apologetiſchen Vorträgen nach Darmſtadt gekommen. Schloſſer hat

dieſe Vorträge von ſeinem neuen Wohnort Reichenbach aus beſucht. Nachdem ſein Patron der Graf Ludwig zu Erbach-Schönberg im Spätſommer 1863 auf einer Reiſe in der Schweiz geſtorben war, iſt er von dem Nachfolger im Fideikommiß, dem Grafen Guſtav, ſeinem ehemaligen Schüler, auf die Schönberg benachbarte Pfarrei Reichenbach präſentiert worden. Gerade für einen ſo vielſeitig gebildeten Mann wie Schloſſer mußte es von Wert ſein, die Vorträge eines Univerſitätsprofeſſors, der wie Zezſchwitz feſt auf den Bekenntniſſen der lutheriſchen Kirche ſtand, in einer Stadt mitanzuhören, die auf humaniſtiſchem Boden das Chriſtentum der „Pietiſten“ für eine längſt überwundene Art Bauernreligion zu halten geneigt war. Nun, Bauern ſind auch unter den Zuhörern des genannten Profeſſors geweſen, und wenn ſie auch nicht alles verſtanden haben, ſo ſind ſie doch mit dem Verſtändnis des Glaubens und darum ohne Zweifel mit mehr Nutzen zugegen geweſen, als dieſer Miniſter und jener Kammerherr, welche aus den verſchiedenſten Beweggründen den Vorträgen des einer alten ſächſiſchen Adelsfamilie entſtammenden Profeſſors gefolgt ſind. Schloſſer hat in ſeinem Kirchenblatt über die vier Vorträge Bericht erſtattet. Zu dem erſten Vortrag, der von der Frage handelte, ob das Chriſtentum ein Ergebnis der Geſamtentwicklung der Menſchheit ſei, hat der Berichterſtatter treffend bemerkt: „Der Vortragende entfaltete einen ſolchen Reichtum an gelehrtem Wiſſen, an Kenntnis des klaſſiſchen Altertums, daß wir glauben, unſere ſämtlichen heſſiſchen Philologen zuſammengenommen werden ihn darin nicht überbieten. Uns iſt bis jetzt noch keiner begegnet, der mit ſolcher Klarheit das wahrhaft Schöne, Edle und Große in der Litteratur und Kultur des klaſſiſchen Altertums erkannt und darzuſtellen vermocht hätte, wie Herr v. Zezſchwitz. Und noch weniger iſt uns einer bekannt, der das Propädeutiſche in dieſer Kultur und ihrer Blüte, wie ihres Vorgehens für das Chriſtentum ſo klar erkannt hätte.“ Unmittelbar an dieſe Vorträge ſchloſſen ſich die Schritte, welche im Herbſt 1865 dazu führten, Profeſſor von Zezſchwitz aus freiwilligen Gaben lutheriſcher Kirchenpatrone und lutheriſcher Geiſtlicher für eine Lehrſtelle in der ganz rationaliſtiſchen evangeliſch-theolgiſchen Fakultät in Gießen zu gewinnen. Einer der thätigſten Förderer dieſer Fakultäts-Verbeſſerung war Schloſſer.

Mit v. Zezschwitz kam Schlosser 1864 und 1865 zur Reichelsheimer Konferenz. Auf dem Rückweg (1865) übernachtete v. Zezschwitz in Reichenbach, Schlosser erzählte aus seiner Universitätszeit; er zeigte u. a. dem Professor zu dessen großem Ergötzen die Kollegienhefte seines Studiengenossen Preuschen, welcher aus Galgenhumor die in die Zeit der alten Hebräer versetzten Professoren von Gießen in Prophetenmäntel gehüllt an den Rand der Hefte gezeichnet hatte. — Schlosser und v. Zezschwitz hatten von früher her Anknüpfungspunkte. Während jener noch Pfarrverweser in Bensheim war, hat er einen Brief von einer Tante, der unverheirateten Schwester des Pastors Schlosser in Großzschocher (Sachsen) erhalten. In diesem Briefe wird zu den schmerzlichen Heimsuchungen des Bruders gerechnet „die andere Glaubensrichtung des Hilfspredigers, der sonst ein guter, lieber Mensch ist, ein reines Gemüt, und den wir recht lieb haben, dennoch aber hat er meinen Bruder, der sein Amt so lange mit Eifer, Treue und Liebe verwaltet hat, unerhört gekränkt. Er ist ein Herrnhuter und hängt am Buchstaben mehr als am Geist und Werk. Er hat sich auch ein junges Weibchen heimgeholt, ein adeliges Fräulein, denn er ist selbst adelig, aber sehr anspruchslos." Dieser adelige Herrnhuter war niemand anders als Gerhard von Zezschwitz. Wie innig hat sich dieser gefreut, als er in dem Pfarrer von Reichenbach den Neffen seines „lieben, guten, alten Schlosser" kennen lernte.

Im September 1864 besuchte Schlosser den Kirchentag in Altenburg, über dessen Beschlüsse er sich gar nicht freuen konnte. „Sieben sehr gewundene Sätze thun entsetzlich ängstlich, um den Schein zu vermeiden, daß man gegen die Freiheit der Wissenschaft sei, behaupten, daß eigentlich eine „wissenschaftliche und allen Bedürfnissen des Glaubens genügende Erkenntnis des Lebens Jesu noch nicht vollendet sei, und was die von den Gegnern aufgestellten Zerrbilder vom Leben und der Person unseres Herrn anlange, so erwarte man mit freudiger Zuversicht, daß die Macht der evangelischen Wahrheit mit echt theologischer Wissenschaft den Schaden überwinden werde." — Das ist alles so matt und phrasenhaft, daß wir fürchten, Dr. Krummacher aus Potsdam, dessen Antrag auf eine Zustimmungserklärung an die badischen Geistlichen vom Präsidium abgewiesen wurde, hat Recht, wenn er sagt: ohne ein lautes,

volles Zeugnis sei der Kirchentag begraben in Altenburg. — Wir meinen gegenüber all dem Gerede von wissenschaftlichem Ausbau u. s. w.: Wer Gottes Wort und die Person unseres Herrn Jesu Christi kritisieren will, möge sich ja erst waschen und reinigen und die Schuhe seines alten Menschen ausziehen, denn diese Stätte ist heilig Land. Das Leben Jesu ist kein Gegenstand für die wissenschaftliche Kritik, sondern für unseren kindlichen Glauben und für die Nachfolge. Wir brauchen keine „neuen Leben Jesu"; es würde sie doch kein neuer Professor und Doktor besser machen können als St. Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Damit Punktum! Wir halten es immer für einen Schandfleck der Theologie, wenn sie sich herunterwürdigt, auf einen solchen Zopf anzubeißen und sich mit solchen Schandbüchern zu befassen auf dem Wege der Kritik."

Das Jahr 1864 brachte Schlosser auch in Verbindung mit der Dichterin Luise von Plönnies, die in jener Zeit „ihre Harfe zur Ehre Gottes stimmte." Die liebliche Dichtung „Ruth" und die Gedichtesammlung „Lilien auf dem Felde" hat Schlosser damals ebenso dringend seinen Lesern empfohlen, wie in späteren Jahren die Dichtung „Josef und seine Brüder", „Maria von Bethanien" u. a. In der letzten Nummer des „Kirchenblattes" von 1864 ist von der Dichterin „der Traum einer Bäuerin" aus der Jugenheimer Zeit so volkstümlich-poetisch erzählt worden, daß ein Abdruck mit Recht in der Sammlung „Sagen und Legenden" erfolgt ist. — Schlosser kam in Briefwechsel mit der Dichterin, die ihn vielfach um Rat fragte und sich Belehrung von ihm erbat. Eine gewisse Verbindung bestand für beide bereits insofern, als Schlosser mit dem Sohne der Dichterin, Wilhelm von Plönnies, dem genialen Offizier, nahe befreundet war. Von diesem vielseitig gebildeten Manne, der mit Max Rieger eine Übersetzung der Gudrun veröffentlicht hat, erhielt Schlosser eine Übersetzung des aus dem Jahre 1464 stammenden Osterspieles. De resurrectione aus Redentin bei Wismar in Mecklenburg mit der Ermächtigung, dasselbe gelegentlich zu veröffentlichen. Dies geschah, wenn auch nur für einen beschränkten Leserkreis, im „Kirchenblatt" vom 6. bis 20. April 1861. Aus diesem Gedicht voll hoher Schönheit und geistlichen Tiefsinns hat Schlosser lange nachher im November 1880

zahlreiche Stellen einem in Elberfeld gehaltenen Vortrag „über die geiſtlichen Schauſpiele des Mittelalters“ eingeflochten. Auch für 1865 hat Schloſſer Theſen und Vortrag für die Reichelsheimer Konferenz übernommen. Er hat ſich die Frage geſtellt: Welches ſind die Erfolge und Früchte treuer, pfarramtlicher Wirkſamkeit in der ev. Landeskirche des Großherzogtums Heſſen im Allgemeinen, wie ganz im Beſonderen? Welches die Hinderniſſe? und wie wäre ihnen zu begegnen? Leider hat Schloſſers Bericht über dieſe Konferenz den Vortrag nur in wenigen Worten charakteriſiert. Er iſt wohl nicht beſonders aufgefordert worden, ſeine Arbeit zu veröffentlichen. Sein Grundſatz in dieſer Hinſicht iſt in einem an einen Freund gerichteten Brief alſo ausgedrückt: „Aus eigenem Entſchluß und Antrieb rede und ſchreibe ich nicht, was nicht mein Amt und Beruf mit ſich bringt; ſo halte ich's mit Feſtpredigten, Konferenzarbeiten, Broſchüren u. ſ. w. Wenn ich aber aufgefordert werde und ſehe kein abſolutes Hindernis, ſo gehe ich, rede oder ſchreibe, ſo gut ich's vermag, und wenn's ſchlecht ausfällt, ſo haben's die zu verantworten, die mich dazu aufgefordert haben.“ Seine Stellung als Kirchenblattſchreiber ſah er übrigens als einen ihm von den Amtsgenoſſen anvertrauten Beruf an. In friedlicheren Zeiten rüſtete er zum Kampf, in bewegten, ereignisvollen, kriegeriſchen Zeiten trat er mit ſcharfen Waffen in den Kampf ein. Das Jahr 1866 bot aufs neue reichliche Gelegenheit zum Studium der Frage, inwieweit ſich der Geiſtliche mit Politik befaſſen ſoll. Am 12. Mai ſchrieb er: „Eine furchtbar ernſte Zeit iſt über unſer Vaterland hereingebrochen; die zwei deutſchen Großmächte ſtehen bis an die Zähne bewaffnet, die Hand am Schwerte. Wer weiß, ob's nicht bald herausfahren und unſer ſchönes Vaterland zerfleiſchen wird. Staatsmänner, Zeitungen, Vereine, Verſammlungen mühen ſich um Erhaltung des Friedens. Soll nicht auch die Kirche das Ihre thun? Sie hat nur eine Waffe, aber die iſt mächtig, das Gebet. Es liegt nichts näher, als daß in dem ſonntäglichen Kirchengebet der Herr der Heerſcharen um Erhaltung des Friedens angefleht werde, das Kirchenregiment wolle ſolches anordnen.“ In derſelben Zeit (31. Mai) hat Schloſſer auf der (letzten) Marburg-Friedberger Konferenz Theſen über „Verſuchung und Anfechtung“ geſtellt.

Vier Wochen ſpäter war der Bruderkrieg ausgebrochen. Wer den Krieg verſchuldet hat, iſt für Schloſſer eine nebenſächliche Frage der Antwort gegenüber, welche Gott auf das im deutſchen Volk immer lauter gewordene Infrageſtellen der Grundlagen alles Volksbeſtandes gegeben hat. „Da klagt dies Volk und läßt ein Wehgeſchrei hören, daß Handel und Gewerbe ſtocken, daß ſo viele Fabriken ſtille ſtehen, und ſo viele Hände ohne Arbeit ſind. Aber denkt man denn auch, wie viel Arbeitstage man ſchon vorausgehabt, die man unſerm Herrgott geſtohlen, ſeine geſchändeten Feiertage. Die muß er doch von uns fordern. Die da nicht ruhen wollten an den Feiertagen, die mußten nun ruhen an den Arbeitstagen. Da hört man, daß der Eiſenbahnverkehr unterbrochen, die Schienengeleiſe zerſtört ſind. Will man vergeſſen, wie viel tauſend Bahnzüge man voraus hat in den Extrafahrten am Sonntag für die Vergnügungsluſt. Man klagt über drohende Teuerung und ſchon eingetretene Brotloſigkeit. Aber hat denn das Volk vergeſſen, daß es ſein Gutes ſchon im Voraus empfangen oder vielmehr ſich genommen hat an den großen Sänger-, Turner- und Schützenfeſten, wo man ſich niederſetzte, um zu eſſen und zu trinken, und aufſtand, um zu ſpielen, und unter rauſchender Muſik und lärmenden Reden meinte, man habe große, vaterländiſche Thaten gethan; an ſeinen Tanzvergnügungen in der Faſtenzeit, an ſeinen Sonntagsausflügen durch ein bischen Naturgenuß zum Eſſen und Trinken, ja Freſſen und Saufen und Gottesdienſtſtören in den Dörfern, wo unſer Herrgott noch etwas gilt. Wahrhaftig der ſchlichte Odenwälder Bauersmann hat mehr geſagt als der glänzendſte Kammerredner: „Ein Gutes hat der Krieg, die Leute lernen wieder Schwarzbrot eſſen.“ Und ſchon haben in unſern ſchönen Landſchaften viele Leute in der Stille Gott gedankt, daß man doch wieder einmal einen Sonntag feiern kann, ohne durch das rohe, frivole Weſen der Touriſten geſtört zu ſein. Gottlob, daß doch noch ein Reſt der Erkenntnis vorhanden iſt. Das ſagen wenigſtens die braven Bauern meiner Gemeinde, die noch Religion haben, ganz unbeirrt und unbeeinflußt durch Zeitungsartikel und Wirtshausgerede darüber, wer Recht oder wer Unrecht habe: „Der Krieg iſt eine Heimſuchung Gottes, weil man ihn vergeſſen hat!“ Und im großen Ganzen fuhr man fort, Gottes zu vergeſſen. In den Tagen, da die Schlacht

von Königgrätz geschlagen wurde, setzte Schlosser als „Zeichen der Zeit" in sein „Kirchenblatt":

„Die Main-Neckar-Bahn, das Schicksal ihrer Kolleginnen ganz vergessend, zeigt für die bevorstehende Theatersaison zu Darmstadt ganz harmlos ihre Extrafahrten an den Sonntagen an. — Die Zeitungen verhöhnen den preußischen Buß- und Bettag. — Unseres Herrgotts Sprache im Kanonendonner scheint noch gar nicht verstanden zu werden. Die Ereignisse in Böhmen zeigen, daß es sich nicht empfiehlt, in den Krieg „wie zum Tanze" auszuziehen (wie die Darmstädter Zeitung seiner Zeit berichtete)."

Um auf evangelischer Seite dem Mangel einer „christlichen Zeitung" in Südwestdeutschland abzuhelfen, wurde 1866 „Die Warte" ins Leben gerufen, aus welcher später die „Süddeutsche Reichspost" und noch später die „Deutsche Reichspost" erwuchs. Schlosser hat diese Zeitungen nach Kräften empfohlen und gefördert, sie auch mit Korrespondenzen vielfach unterstützt. Sein Name steht im Komité der letztgenannten Zeitung unmittelbar hinter dem Namen seines Freundes Mühlhäußer.

Auch auf der 1867er Pfarrkonferenz in Reichelsheim hat Schlosser Thesen gestellt und zwar über: Die Reform der Predigt. Mehrfachen Aufforderungen nachgebend, hat er einen sehr ausführlichen Bericht über seine aus der reichsten Lebenserfahrung hervorgewachsene Konferenzarbeit veröffentlicht. Die allgemeine Klage lautet: „unsere Predigt wirkt nicht, was sie soll. Wir zerarbeiten uns jahraus, jahrein, halten Dutzende, ja Hunderte von Predigten, — die Zustände bleiben im großen Ganzen, wie sie sind. Das eitle, irdische Treiben der großen Masse bleibt, die Fleischeslust und Hoffart führt ihre Herrschaft fort, der Sabbath wird geschändet durch Lust und durch Last, die Unzucht geht im Schwang, der Mammon bleibt unerschüttert auf seinem Stuhl als der Hauptgötze, nur etwa Asteroth ist gleichmächtig. Daß es noch schlimmer stände ohne unsre Predigt, daß durch dieselbe nur dem fortschreitenden Verderben ein Einhalt geschieht, ist schon unendlich wichtig und Grund genug, nicht müde zu werden, aber doch — warum so wenig Wirkung?" Noch ist an den Volkskirchen festzuhalten. Dem Volk ist nach wie vor zum Seelenheil Wort und

Sakrament anzubieten. Wie aber, wenn im Gesangbuch „die Grund- und Hauptlehren des Evangeliums, die jeder gewissenhafte Geistliche als volle, unbedingte, höchste Wahrheit predigen muß, geradezu als thörichter und gefährlicher Wahn bezeichnet werden; während andere Lieder Lehren enthalten, deren sittliche Verkehrtheit die Reformatoren mit flammendem Zorn verurteilt und verworfen, die Apostel aber kraft ihres apostolischen Amtes geradezu verflucht haben." — Wie ferner, wenn in einer Stadt von ein und derselben Kanzel nachmittags das niedergerissen wird, was des morgens aufgebaut worden? — Die Predigt des Pfarrers muß durch seine Seelsorge unterstützt werden. Predigen aber heißt: „Im Namen Gottes das Heil, das der Welt in Christi Person und Werk erschienen ist, durch lebendiges Zeugnis zur Annahme darbieten. Die Pfarrer sind „Haushalter über Gottes Geheimnisse, sie müssen recht viel Amtsbewußtsein, dürfen aber nur nicht zu viel Amtsmiene haben, und noch weniger Amtsfratze. Zeugnis aber ist persönliches Bekenntnis zu einer Wahrheit, auf die man leben und sterben will aus eigenster Überzeugung und eigenstem innerem Erlebnis." Es darf nicht bloß mit Worten, es muß mit dem ganzen Menschen gepredigt werden. „Christus muß uns aus den Augen sehen. Wie predigte bei einem Paulus nicht bloß der Mund, sondern auch das ganze Angesicht, mit den Spuren seiner Kämpfe, seiner Nachtwachen, wie predigten die Striemen und Narben, die er sich um seines Herrn willen schlagen ließ. Welchen Eindruck machte der arme Wittenberger Mönch auf den päpstlichen Legaten Cajetan mit seinen „tiefen Augen", und auf dem Wormser Reichstag mit seinem bleichen Angesicht und der in heißen Seelenkämpfen abgemagerten Gestalt. Auch Harms äußere Persönlichkeit, schon sein Bild, trotz der Pfeife, macht so tiefen, das Gewissen aufschreckenden Eindruck. Wir tragen meist die Spuren eines, wenn auch nicht üppigen, so doch im ganzen behaglichen Lebens." — Der Inhalt der Predigt ist „nicht bloß eine Wahrheit, sondern alle Wahrheiten des göttlichen Wortes von dem „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" bis zu dem „Ja, komm Herr Jesu. Amen!" In jeder Predigt muß gleicherweise Gesetz und Evangelium vorkommen. — „Wir müssen in der Schrift recht zu Hause sein: in Abrahams Hirtenzelt wie in Davids Königsburg; im Salomonischen Tempel wie bei Elia in der Wüste, wo

ihn die Raben ſpeiſten; in der ſtillen Hütte zu Bethlehem, im Friedenslicht der heiligen Weihnacht unter dem Lobgeſang der Engel Gottes, wie unter der Schauerſzene auf Golgatha, wo es Nacht am hellen Tage ward, die Erde bebte und die Felſen ſpalteten. Wir müſſen in der Wüſte unſeres Herrn Wunderſpeiſung mitangeſehen, am Berge zu ſeinen Füßen geſeſſen, mit Petrus auf dem Meere gewandelt, mit den Jüngern den Sturm erlebt, die Angſt des Untergangs empfunden haben, wie die Freude der Errettung. Jeder Abendglockenton muß uns auf den Weg von Jeruſalem nach Emmaus verſetzen zu den Jüngern, denen das Herz brannte, als er mit ihnen wandelte. Und kommen wir vom Filial, vom Felde heim, wenn es Abend wird und der Tag ſich neigt, und treten in unſer ſtilles Pfarrhaus ein, es muß uns ſein, als gienge der Herr leiblich an unſerer Seite mit herein, bei uns zu bleiben, unſere Kindlein zu ſegnen und bei der Studierlampe uns die Schrift zu öffnen."

Am gewaltigſten predigen die Thatſachen. Bei wunderbaren Thatſachen muß ſich der Geiſtliche vor allem zum Glauben an die Wirklichkeit des Wunders bekennen, ehe er etwa auf die geiſtliche Deutung übergeht. Was den Pfarrer gerade beſonders beſchäftigt, hat er nicht vor das Volk zu bringen. — Man komme nicht mit vielen Beweiſen, der Hauptbeweis iſt: „es ſtehet geſchrieben." — Ein Unterſchied zwiſchen Stadt- und Landgemeinden iſt nur inſoweit einzuräumen, als bei den Bauern durchſchnittlich mehr religiöſe und chriſtliche Erkenntnis iſt als bei den Städtern. — Soll der Pfarrer bibliſch predigen, ſo gilt es für ihn fleißig die Bibel ſtudieren: „im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brot eſſen". Auch von bekenntnistreuen Pfarrern wird zu viel aus andern Büchern, zu wenig unmittelbar aus der Schrift geſchöpft. „Darum ſind die Predigten oft ſo farblos, ſo rhetoriſch und ihre Gedanken ſcheinen oft nur angenommen, ohne innere Wärme und Wahrheit." Die Wirkung der bibliſchen Predigt hat Pfarrer Helfrich von Beedenkirchen bezeugt, der aus der römiſchen Kirche bekehrt, nur durch das Studium der Schrift zur Erkenntnis kam und bekannte, „daß noch ehe er ſelbſt recht gläubig geworden, ſeine katholiſchen Gemeindemitglieder ſchon gläubig waren dadurch, daß er ſich der einfachen Predigt bibliſcher Wahrheit befleißigte." —

Der Prediger darf ſich nicht ſelbſt predigen, nicht ſeine eigene Weisheit, ſeine brillanten Gedanken. „Es iſt das nicht leicht, es ſteckt uns allen die Hoffahrt gar gewaltig in den Gliedern, und ich frage jeden, wenn ihm einmal bei einer wichtigen Gelegenheit, auf einem Feſte vor großer Zuhörerſchaft, beſonders vor kritiſchen Amtsbrüdern, eine Predigt mißlungen iſt, ob ihm da der Unwille, der „guten Sache" geſchadet, oder der Ärger, ſich blamiert zu haben, oder nur unbedeutend geweſen zu ſein, vorwiegend geweſen iſt?" Städtiſchen Geiſtlichen droht die Gefahr der Eiferſucht, Nachmittagspredigern die des gekränkten Ehrgefühls. Popularität im Sinne von Beliebtheit iſt manchem zum Fallſtrick geworden, dem ſie ungeſucht zu teil ward, dem, der ſie ſucht, wird ſie ſtets zum Fallſtrick. Aber populär ſoll der Prediger ſein, weil er gemeinfaßlich, gemeinverſtändlich ſein ſoll, in der Form wie in den Gedanken. Ausdrücke der Volksſprache ſind nicht notwendig, aber auch nicht zu vermeiden. „Populär iſt die Predigt, die in jedem Herzen eine Saite anzuſchlagen weiß, die nachklingt, an Erfahrungen zu appellieren weiß, die jeder gemacht hat, oder doch jeden Augenblick machen kann, Erlebniſſe in Erinnerung bringt, die von entſcheidender Bedeutung für Wohl und Wehe eines Volkes, einer Gemeinde, Familie oder eines einzelnen Menſchen waren. Populär wird die Predigt durch reichlichen Gebrauch der bibliſchen Geſchichten, die zu Illuſtrationen viel tauſendmal angemeſſener ſind, als ſo manche fromme Anekdote neuerer Sammlungen; nächſtdem mag die Kirchengeſchichte benutzt werden, vorzugsweiſe das Leben unſres größten Volks- und Kirchenmannes Luther. Vor allem müſſen an geeigneter Stelle die rechten Bibelſprüche kommen und ſchöne Liederverſe, Katechismusworte. Wie ſetzen ſich da oft die Lippen der Alten in Bewegung, wenn ein Wort kommt und mit ihm nicht bloß die Kraft der Wahrheit, ſondern auch die volle, lebendige Erinnerung an die beſſere Zeit einer frommen Kindheit, wo ſo manche Wunde noch nicht brannte, das Gewiſſen noch frei war von manchem dunklen Fleck, die Seele noch nicht umſchlungen von ſo manchen ſtarken Feſſeln böſer Luſt und Gewohnheit, daß etwas durchs Herz geht wie das: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." — Von großer Wirkung iſt das deutſche Sprichwort, „Caſparis Geiſtliches und Weltliches" ſollte keinem Geiſtlichen

unbekannt sein." — Ebenso wie vor angenommener Popularität (Kapuzinerpredigt) ist sich vor dem Kothurn zu hüten. „Man soll vor allem die Dinge beim rechten Namen nennen, also z. B. auch die Sünden so bezeichnen, wie sie die Schrift bezeichnet. Es gibt insonderheit eine, deren Gift unsere Zeit in furchtbarem Maße durchdrungen hat; ein großer Teil unseres Volkes, gebildet und ungebildet, ist wahrhaft darin ersoffen. Aber wagt es ein Pfarrer, diese Sünde zu nennen, vor Konfirmanden, die allesamt längst von diesen Dingen wissen, davon zu reden, sie zu warnen, alsbald wird eine ganze große Zahl feinfühlender Lasterknechte in sittliche Entrüstung geraten, Zeitungen werden mit Abscheu davon erzählen, vielleicht wird gar eine Kommission geschickt, die Sache zu untersuchen. Dieser nichtsnutzigen Lüge, dieser neuesten Auflage des alten Pharisäertums gegenüber, das, übertünchten Gräbern gleich, anständig im Äußeren, innen voll Moder ist, das die Schüssel auswendig blank hält und innen voll fauligen Unrats läßt — ist der biblisch-gläubige Geistliche verpflichtet, frei mit der Sprache herauszugehen." Die Sünde der Hurerei mit einer gewissen Emphase zu nennen, ist nicht gut, man soll einfach davon reden wie die Schrift thut. „Wer aber in vermeintlicher Züchtigkeit sich scheut, sie zu nennen und vielleicht gar bei Vorlesung der kirchlichen Perikopen über solche Worte wie „Hurerei" hinwegzueilen sucht, sie wohl gar auszulassen sich erlaubt, der meine nur nicht, daß man ihn, der anständiger sein will, wie die heiligen Apostel und der Herr Christus selbst, etwa für einen Mann reines Herzens halte, so wenig wie die feinen Leute dafür zu halten sind, die etwa darüber sich aufhalten und das Geschwätz darüber nicht müde werden." —

„Unsere Lehrmeister werden vor allem die Apostel sein müssen, zumal der Apostel Paulus mit seiner großen Weisheit, an vorhandenes anknüpfend, immer gerade das bietend, was am meisten nötig und verständlich war. Seine Predigt in Athen ist wohl der Inbegriff aller homiletischen Weisheit." —

„Der selige Stahl erzählte einmal, daß er bei einem Badeaufenthalt in Brückenau ein sehnliches Verlangen nach protestantischem Gottesdienst gehabt und darum nach einem ziemlich entfernten reformierten Dörfchen im angrenzenden Kurhessen gegangen sei. Es war ein elendes Gebirgsdorf des öden Rhöngebirgs, lauter

arme Leute, die ſich mühſelig durch die Not des Lebens durchſchlagen, unbekümmert um die Welthändel draußen, des Troſtes und der Ermunterung aus Gottes Wort bedürftig, wie der Strafe und der Ermahnung zur Gerechtigkeit. In dieſer kleinen Dorfkirche von Rhöngebirgsbewohnern hielt der Pfarrer eine Predigt gegen — Vilmars Theologie der Thatſachen und ſeine „hierarchiſchen Beſtrebungen“. Die Vermittlungstheologie iſt uns in die Haut geheilt, ſie kann's nicht laſſen; auch vom Katheder herab muß jede Stunde mit Ausfällen auf die Lutheraner gewürzt ſein, deren im beſten Falle zwei bis drei da ſind; gegen die Freigeiſter, die unchriſtlichen Genußmenſchen, die da oft recht zahlreich ſind, hat man kein Wort. Laſſen wir ſie, aber hüten wir uns vor einem Fehler, der durch dieſe Mitteilungen bezeichnet werden ſoll, daß man nämlich nicht anders predige als mit der beſtimmten Erkenntnis deſſen, was der Gemeinde gerade nach ihrer beſonderen Beſchaffenheit not thut.“

„Wir haben mehr grundlegend zu predigen. Die Unwiſſenheit in den Gemeinden iſt eben ſo groß. Was können auch Leute, die aus weiland Snell oder Holzapfel u. ſ. w. ihre Religion gelernt, vom Chriſtentum wiſſen? Nicht einmal die Moral jener Aufklärungsperiode iſt die chriſtliche; die „Lehren der Weisheit und Tugend“, die vieler Orten unſer Volk erzogen, und Zwillingsgeſchwiſter der verwäſſerten Geſangbücher bringen als Motiv zur Wohlthätigkeit: Erbarm dich andrer in der Not, du giebſt dem Armen heut ſein Brot, der Arme kann dir's morgen geben; ſie laſſen die Errettung eines Kindes aus einem Teich, die Rückgabe ohne Schein anvertrauten Gutes für „gute“ Thaten gelten, daß aber einer ſeinen Feind, der am Rand eines Abgrundes eingeſchlafen, nicht hinunterſtürzt, das iſt mehr als eine „gute“, das iſt eine „edle“ That! Die verdient den koſtbaren Ring als Ehrenpreis. — Die ſittlichen Grundſätze, die man in thesi noch gelten läßt, ſind auch in der Meinung unſrer Bauersleute eigentlich nur Ergebniſſe vernünftigen Denkens, menſchlichen Urſprungs, von einem unverbrüchlichen, göttlichen, ewiggiltigen Geſetz wiſſen viele nichts mehr. Daher auch kein Bewußtſein von Sünde, kein Bedürfnis nach Erlöſung, Gnade, Vergebung, und manche Forderung oder Gabe des Evangeliums, wie die „Wiedergeburt“, iſt ſelbſt bis auf den Namen vergeſſen. Wir ſtehen da kaum anders als auf Miſſionspoſten.“

Was Schloſſer von anderen verlangte, hat er ſelbſt geleiſtet. Er war kein glänzender Redner. Seine Stimme, ſeine Körperhaltung, ſein ganzes äußeres Gebahren auf der Kanzel erinnerte mit keinem Schatten von Gedanken an das Wort: man ſagt, ein Kommödiant könnt einen Pfarrer lehren. Wer ihn zum erſtenmale auf einem Jahresfeſt, auf einem Miſſionsfeſt hörte, konnte ſich in den erſten Minuten fragen: das ſoll ein bedeutender Prediger ſein? Es dauerte aber nicht lange, ſo wurde der Unbekannte von dem reichen Inhalt der Predigt, von der Glaubensfeſtigkeit des Predigers gepackt, und die Aufmerkſamkeit hielt an bis zu dem langſam und mit großem Nachdruck geſprochenen „Amen".

Eine ſeiner früheſten gedruckten Predigten, wenn nicht die früheſte, wurde 1872 auf dem Miſſionsfeſt zu Münzenberg in der Wetterau gehalten. Sie trägt die Überſchrift „Das goldene Kalb" und hat zum Thema „Götzendienſt und Heidentum in der Chriſtenheit". — Wie Schloſſer predigte, mag ſich aus einer Stelle dieſer Predigt ergeben: Aaron hat das goldene Kalb gemacht und dann gerufen: „Morgen iſt des Herrn Feſt". Heutzutage heißt es: „Morgen iſt Sonntag! Extrazug nach der Bergſtraße, nach dem Odenwald, nach Nauheim, nach Homburg und Wiesbaden! Abends zur ſizilianiſchen Veſper nebſt Ballet im Hoftheater zu Darmſtadt! Italieniſche Nacht im Tivoli! Harmonie- und Tanzmuſik. Für gute Speiſen und Getränke iſt geſorgt! So heißt es in allen Zeitungen, an allen Straßenecken in großen Plakaten. Und tauſende ſtrömen hin und her, es iſt wahrhaftig das Volk, das ſich „niederſetzt, zu eſſen und zu trinken, und aufſteht, um zu ſpielen." Eine Viertelſtunde zur Kirche iſt zu weit, zu Vergnügen läuft man meilenweit. Werke der Barmherzigkeit werden mit Kreuzern abgemacht, für Sonntagspläſier opfert man Gulden und Dukaten. Und alles das wird, wie bei Iſrael in der Wüſte, zum Gottesdienſt geſtempelt. Man dient Gott am beſten in der freien Natur, durch heiteren Lebensgenuß: „auch die Freude ſelbſt iſt Tugend."

Schloſſer hat ſie kennen gelernt, dieſe Naturverehrer, wie ſie in hellen Haufen durch Bensheim nach Schönberg oder über den Felsberg und das Felſenmeer hinunter nach Reichenbach zogen,

nicht singend, sondern schreiend und lachend, während er auf der Kanzel Gottes Wort predigte oder die Gemeinde ein Lied sang.

Wie gut Schlosser zu unterscheiden wußte zwischen dem, was in eine Predigt und dem, was bei festlichen Gelegenheiten in die sog. Nachfeier und ihre Ansprachen gehört, darüber giebt sein stattliches Buch „Reden im Freien" (Frankfurt a. M. 1882. 423 S.) Auskunft. In die „Nachfeier" gehört die etwas leichtere, freie Rede, die besonders thatsächliche Mitteilungen bringt, auch wohl einmal eine heitere Saite anschlägt". Neben der Kleinkinder- und Sonntagsschule sind es die Jünglings- und Kaufmännischen Vereine, die Rettungshäuser, die Diakonissenhäuser, das Marthahaus, das Magdalenenasyl und die Gefängnisse, wo Schlosser „im Freien" — in den Gefängnissen soll das so viel heißen als „in freier Form" — geredet hat. Dazu kommt eine ganze Abteilung Maifeste: Die Predigten der Bäume und der Vögel, der Maien, die seufzende Kreatur. In der Ansprache „Rose und Lilie" gedenkt er seines stillen Dorfes im schönen Thal zwischen den waldigen Bergen und seines bescheidenen Pfarrgärtchens, in dem er so oft mit seiner nun im seligen Frieden ruhenden Frau gesessen, in das sein Blick vom Arbeitstisch des Studierzimmers aus fiel, so oft er aufstand, um einen Augenblick zu ruhen. „Es hatte den einfachsten aber allerschönsten Schmuck. Unmittelbar vor dem Fenster stand ein Rosenstock mit Rosen bedeckt, in glühend leuchtenden Purpurfarben, und daneben ein Lilienstock von ungewöhnlicher Größe und Frische, sieben Lilienstengel mit den schneeweißen Blüten. Sie erinnerten mich wohl an die Leuchter in der Stiftshütte und im Tempel zu Jerusalem, aber auch an so manches wunderbare Schöne, das im Hohenlied von Lilien und Rosen gesagt wird. — — „Mein Freund ist weiß und rot", singt die Braut im Hohenlied. Und was soll ich thun? Da sahe ich das kleine, schwache Pflänzchen, Ackerwinde ist sein Name, die wohl auch ein Blatt treibt, aber am Boden hinkriecht, bis sie dich erreicht, Rose und Lilie, da faßt sie dich und rankt sich an dir empor und treibt nun auch ihre kleine Blüte, und die ist weiß und rot. So soll sich meine Seele auch an dich halten, immer fester, immer inniger. Ich sitze im Geiste wieder in meinem Hausgärtchen, und ein Weh ergreift mich in der Erinnerung an dich, du liebe treue Seele! Wie lag deine

Hülle da so marmorbleich mit der roten Rose in der Hand! Und wir trugen dich hinauf schweren, schweren Herzens auf den Friedhof, den ein Rosenwald bedeckte, und senkten dich ein hinten am Chor der Kirche, und setzten ein weißes Kreuz von Marmor auf dein Grab mit goldener Schrift: „Christus ist mein Leben". Und wenn ich zur Kanzel ging und wenn ich herniederstieg, fiel mein Auge auf das Kreuz und die Rosen und die Lilien. Ach, da schwand das Weh, ward milder wenigstens. Dein Auge sieht ja, den deine Seele liebt, und schneeweiß ist das Gewand der Gerechtigkeit, mit dem deine Seele angethan ist, und die Liebe, die du hier gehabt, steht nun in heiliger Glut."

Das war im Oktober 1872. Wir müssen aber fünf Jahre zurückgehen, in den Oktober 1867. Am Schlusse dieses Monats trat in Hannover eine Konferenz von dreißig Personen zusammen, welche die allgemeine lutherische Konferenz vorbereiteten. Hessen-Darmstadt war vertreten durch die Pfarrer Schlosser, Müller und Baist. Im Juni des nächsten Jahres wurde die erste allgemeine lutherische Konferenz gehalten, wiederum in Hannover. Selbst der alte Vilmar in Marburg sah diese Vereinigung mit günstigen Augen an. „Mit größerer Erhebung des Gemütes bin ich noch niemals von einer Versammlung, einem Feste zurückgekehrt, wie diesmal von der allgemeinen lutherischen Konferenz in Hannover, zu der ich mit — so großer Bangigkeit gereist war", so beginnt Schlossers ausführlicher Kirchenblatts-Bericht. „Wie werden sich die landeskirchlichen Lutheraner in Preußen, die separierten Lutheraner dazu stellen?" Und jene und diese waren erschienen. Es war der Geist der Einmütigkeit, welcher die Konferenz erfüllte. Die auf den Aussterbeetat gesetzten Lutheraner waren noch auf dem Plan. Das Erscheinen der „Allg. ev.-lutherischen Kirchenzeitung" vom 1. Oktober 1868 an wurde von Luthardt der Konferenz vor ihrem Auseinandergehen verkündigt. Von Anfang an ist Schlosser ein eifriger Mitarbeiter an dieser Zeitung gewesen.

Das Jahr 1868 ist in seinem Leben auch sonst noch von Bedeutung gewesen. Nachdem die katholischen Geistlichen Hessen-Darmstadts um Schutz gegen die Verunglimpfung des Jesuitenordens durch die Presse beim Landesherrn gebeten, und nachdem

die evangeliſchen Geiſtlichen mit einer Bitte um Schutz des evang. Glaubens gegen die Angriffe der katholiſchen Preſſe und insbeſondere der biſchöflichen Hirtenbriefe geantwortet hatten, verlangte der Biſchof v. Ketteler Nachweis ſeiner Angriffe vom Prälaten Dr. Zimmermann. Der Nachweis wurde geliefert. Ketteler antwortete mit der Broſchüre „Die wahren Grundlagen des religiöſen Friedens". Im Februar 1868 erſchien eine „Erwiderung der drei evang. Superintendenten des Großherzogtums Heſſen." Schloſſer hat den Superintendenten bei Abfaſſung dieſer Erwiderung weſentliche Beihilfe geleiſtet, er konnte dies auch, denn ſeit ſeiner Bensheimer Amtsthätigkeit hat er ſich viel mit der Litteratur der Jeſuiten beſchäftigt. Im „Heſſiſchen Kirchenblatt" hat dann Schloſſer noch eine Reihe von trefflichen Artikeln gegen Ketteler veröffentlicht, welche noch in demſelben Jahre (1868) als Broſchüre unter dem Titel „Evangeliſche Friedensgedanken. Eine Beleuchtung der Schrift des Herrn Biſchofs v. Ketteler zu Mainz über u. ſ. w. von G. Schloſſer, ev. luth. Pfarrer in Reichenbach" erſchienen ſind. Schloſſer behandelte die ganze Streitfrage, welche von noch ſechs anderen Flugſchriften contra Ketteler erörtert worden iſt, mit großer Ruhe und Gerechtigkeit. Der Biſchof hatte ſich auf die Rechtsparität berufen, Schloſſer erwiderte ihm, daß wahrer Friede nicht auf ſolch trügeriſchem Grunde gedeihen könne. Er erinnert an die Anſiedelungen am Veſuv, wenn er gerade ruht oder nur noch dumpf grollt, wo man vergißt, daß dieſe ausgeglühten Maſſen einmal feuerflüſſig waren und daß der dumpf grollende Berg jeden Augenblick neue zündende und verheerende Maſſen auswerfen kann." Die Feuerſtröme Roms ſind oft genug über die Schismatiker hingeflutet, und wenn die weltliche Macht nicht wäre, würden ſie heute geradeſo wie im Mittelalter die Scheiterhaufen in Brand ſtecken. — Der Biſchof hatte in ſeinem 1855er (Bonifacius-) Hirtenbrief geſagt, das deutſche Volk habe ſeit der Reformation ſein Gewiſſen verloren, was v. Ketteler nachmals nicht als eine Bezeichnung der Urſache, ſondern äußerlich als eine Zeitangabe deuten wollte — ein feiger, kläglicher Rückzug. — Schloſſer erwiderte ihm, daß das deutſche Volk durch Luther und die lutheriſche Kirche ſein Gewiſſen wiedergewonnen habe. Mit echt evangeliſchem Freimut wird von Schloſſer an dem Antwortſchreiben

der Superintendenten getadelt, daß sie nicht eingeräumt haben, wie sehr bei uns Lehre und Praxis bezüglich der Ehescheidung ein wunder Fleck sei, daß hier eine sehr üble Tradition herrsche, so übel als irgend eine antibiblische Tradition der römischen Kirche, und an der Schrift des Bischofs wird getadelt, daß sie die starken antirömischen Äußerungen Ph. Wackernagels und Sanders auf dem Bremer Kirchentag erwähnt, die versöhnenden Worte Stahls und Hengstenbergs aber verschweigt.

In einem Briefe vom 6. Mai 1868 kommt Schlosser auf Kettelers Behauptung zu sprechen, daß das deutsche Volk seit der „Glaubensspaltung" sein Gewissen verloren habe. „Diese Behauptung des Bischofs schlägt der Geschichte ins Angesicht. Die Reformation weckte die Gewissen auf beiden Seiten; die nachfolgende Zeit zeitigt gute Früchte auf beiden Seiten; der dreißigjährige Krieg bringt Verwilderung auf beiden Seiten, doch bald nachher wieder neuen Aufschwung (Spener, Franke, Zinzendorf, P. Gerhardt u. s. w.), so daß nach Vilmar, des Volks- und Geschichtskenners, Urteil in der Mitte des vorigen, ja bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Leben des deutschen Volkes so durchchristlicht war, wie nie zuvor. Jeder Pfarrer, der sich in den Häusern seines Kirchspiels umsieht, kann in dem Nachlaß der Großväter des jetzigen Geschlechts noch die Spuren sehen. Ich finde in Bauernhäusern Bibeln, die ihre fünfzig Thaler einst gekostet haben. Die Kirchenbücher zeugen auch von Zucht und Sittsamkeit in jenen Zeiten. Die ersten Spuren der Verderbnis zeigen sich an den meisten Orten erst in der Zeit der französischen Kriege. Was der französische Hof an den deutschen Höfen verdorben, das verdarb die französische Einquartierung in den Bauernhöfen. Die Ursache der Verderbnis ist in Frankreich zu suchen und dort im Mangel des evangelischen Sauerteiges unter der Jesuitenherrschaft. Warum hat sich doch England, in welchem der Deismus ja auch geblüht hatte, den Christenglauben bewahrt bis in die neueste Zeit?"

Nachdem Schlosser die Feder im Kampf gegen den streitbaren Bischof v. Ketteler niedergelegt hatte, mußte er sie alsbald wieder aufnehmen gegen einen Darmstädtischen Mitprediger. Wie berühren sich hier die Gegensätze! Der römische Bischof, ein ehrenfester Charakter, eine westfälische Hünengestalt, der protestantische

Mitprediger, ein unreifer Pamphletist, eine Zwerggestalt. Zur Feier der Enthüllung des Wormser Lutherdenkmals hat der kleine Mitzenius in Darmstadt eine Flugschrift veröffentlicht „Luther und die Kirche unsrer Tage", in welcher er das „geboren aus der Jungfrau Maria" in der unflätigsten Weise verlästerte. „Hier hat einfach der Staatsanwalt einzuschreiten wegen Verlästerung anerkannter religiöser Bekenntnisse", schrieb damals Schlosser. „Ob er es thun wird, zumal ohne Aufforderung der betreffenden Behörden, wissen wir nicht." Nun, der Staatsanwalt ist nicht eingeschritten. Der Jauhagel der Residenz stellte sich auf des Lästerers Seite und der Antrag des Ministeriums auf Absetzung des Mitzenius wurde nicht genehmigt.

In einem Brief vom 14. Juli 1868 hat Schlosser einen Freund, der vier Jahre vorher die Bordellkomödie des Mitzenius „Pensionat Birnmost" an den Pranger befördert hatte, ersucht, die Mitzeniussche Schandschrift zu besprechen. Der Freund lehnte die Bitte mit dem Bemerken ab, daß er nur etwas schreiben könne, was dem Pamphletisten den Triumph eines gewonnenen Preßprozesses bereiten könne. Da schrieb Schlosser den Leitartikel „Eine Lästerschrift" mit dem Eifer eines in heiligem Zorn gegen einen Baalspfaffen losfahrenden Propheten. Ein unverpestet Gemüt eines Ungläubigen kann nur mit Ehrfurcht von dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes reden. „Die gemeine Rede, eine Wiederholung der uralten Lästerung feindseliger Juden, bei der man meint, den Ahasverus grinsen zu sehen, öffnet nur den Blick in eine schauerliche Tiefe."

Dieser schauerlichen Tiefe gegenüber klingt es wie Hohn, daß der Lästerer mit einem Verweis davon kam. Entmutigt war der kleine Mann dadurch nicht, denn er schrieb 1870 seine Broschüre „Zur Aufklärung". Mitten im Krieg erschien dieses scheußliche Machwerk. Diesmal ging Schlosser mit Erfolg seinen Freund an mit der Bitte, „den M. zu den in meiner Kindheit bei den Gerichten noch üblichen Stockschlägen zu verurteilen. Schwer wird es Ihnen freilich werden, in dieser gewaltig ernsten, großen Zeit, wo einem schon eine Stunde vor Ankunft der Post das Herz kaum zu zügeln ist in seinem Verlangen nach den neuesten Nachrichten aus Frankreich."

An die schauerliche Tiefe wurde man zuletzt auch erinnert, als der zur Strafe nach Gießen versetzte Mitprediger Mitzenius durch Selbstmord endete.

In demselben Blatt, das mit Schlossers Zorn über die „Lästerschrift“ des Mitzenius begann, hat er am Schlusse die Trauernachricht veröffentlicht:

„Vater Vilmar

ist am 30. Juli aus der streitenden in die triumphierende Kirche eingegangen. Ein Mann von solcher Begabung an Geist und Herz, von solch unbeugsamem Glaubensmut wäre im Mittelalter ein Bernhard von Clairvaux geworden. In unserer Zeit hat er zu den Verkanntesten und Verlästertsten, das heißt aber auch von den Feinden des Reiches Gottes Gefürchtetsten und ebendamit ehrenvollst Anerkannten gehören müssen. In bescheidener öffentlicher Stellung ging sein gesegneter Einfluß in die ganze Christenheit deutscher Zunge und sein Name wird in der Kirchengeschichte unter den ersten genannt werden. Wir stehen mit trauerndem Herzen und nassen Augen, freuen uns aber seines ewigen Triumphes. Das „Kirchenblatt“, zu dem er in naher Beziehung gestanden, so daß man ihm manchmal die Ehre angethan, es ein „Vilmar'sches Organ“ zu nennen, hofft in Bälde, in einem ausführlichen Nekrolog ein Denkmal der Liebe setzen zu können.“

Kirchlich ging Schlosser denselben Weg wie Vilmar, politisch nicht. Wenn dieser dem Pfarrer von Reichenbach schrieb: „Wer von Preußen für die Kirche etwas hofft, der ist einfach ein Narr,“ so stimmte Schlosser damit überein und die letzten Jahrzehnte seines Lebens haben ihn in dieser Ansicht nur bestärkt. Auch die Art und Weise, wie Preußen mit der evangelischen Kirche in Kurhessen verfuhr, war beiden Männern ihrer kirchlichen Natur nach aufs äußerste zuwider, nur daß Schlosser insofern objektiver urteilte, als er die Verquickung von Kirchlichem und Politischem bei den treuen Hessen ins Auge faßte. In den Jahren nach 1866 hat Vilmar Schlossers „Kirchenblatt“ nicht selten zur Bekämpfung der heranbringenden preußischen Union in Anspruch genommen. Sein letzter Brief, drei Monate vor seinem Tode, schließt mit den Worten: „Mir liegen diese Dinge jetzt in voller Objektivität vor Augen als einem, der mit dem Leben abgeschlossen hat oder vielmehr eigentlich

ſchon geſtorben iſt. Zu einer perſönlich mit eingreifenden Thätigkeit werde ich es wohl gewiß nicht wieder bringen. Es hat Gott über mich Gericht gehalten und nach dem Drohworte durch den Mund des Propheten Amos mir die Sonne am hellen Mittag untergehen laſſen. Dabei wird es auch bleiben."

Die Mannentreue Vilmars gegen den letzten Kurfürſten war ein großartiger Zug in dem Charakter des unerſchrockenen Helden, hatte ihn der Kurfürſt doch aufs ſchwerſte gekränkt; Schloſſer nannte darum den grollenden Preußenfeind in Marburg mit Recht „den grimmen Hagen". Daß dieſer ſich in die neuen Verhältniſſe nicht finden konnte, erkannte Schloſſer rückhaltlos an, während er ſelbſt der Darmſtädtiſchen Regierung gegenüber frei war von dem Wunſche, dieſes Gemeinweſen möchte fortbeſtehen. Die kurheſſiſche Loyalität achtete er als eine urwüchſige Sache, der darmſtädtiſchen mißtraute er vielfach als einer Sache von zweifelhaftem Wert. In ſeinem Buche „Die Revolution von 1848" — beiläufig bemerkt nur in ſeinem perſönlichen Beſtandteil von Bedeutung, nicht aber als geſchichtliche Zuſammenſtellung — hat Schloſſer der gemachten Loyalität gegenüber bemerkt: „Wie ganz anders iſt eine wirkliche chriſtliche Loyalität, die Chriſtentreue gegen die Obrigkeit und den angeſtammten Fürſten! Ein erhebendes Beiſpiel erlebte ich im Jahre 1866 auf einem Miſſionsfeſte in Kurheſſen in der ſchönen, alten Stiftskirche zu Wetter. Der alte Vilmar ſprach da am Altar, auf den Knieen liegend, das Schlußgebet, dankte Gott für das Evangelium, das er uns gegeben hat, bat, daß er's nun nicht wieder nehmen möge, weil wir es nicht treu genug gebraucht, daß er uns nicht im Geiſtlichen erfahren laſſen wolle, was wir im Irdiſchen erfahren, was ihm als ſechsjährigem Kind ſchon einmal geſchehen (1806, wo der Kurfürſt fliehen mußte vor Napoleon) und was jetzt dem ſechsundſechzigjährigen Greis, der den einen Fuß im Grabe habe, noch einmal widerfahren. Als er ſeines entthronten Fürſten gedachte, der ihm wahrhaftig ſeine Treue ſchlecht belohnt, verſagte ihm die Stimme, Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er weinte laut und wohl an fünftauſend heſſiſche Bauersleute lagen auf den Knieen und ſchluchzten. Das war Heſſentreue! Mag man ſie „blind" nennen, wie den ganzen Heſſenſtamm, ehrwürdig iſt ſie, das wird niemand leugnen, der überhaupt noch weiß, was Treue

und daß Treue etwas Schönes, Großes, ja in gewiſſer Art und gewiſſem Sinn das Größte iſt.“*)

Nicht erſt mit Vilmars Tod, auch nicht infolge ſeiner Verſtimmung über 1866, vielmehr wegen der auch hier übermächtig gewordenen Gleichgiltigkeit der Konfeſſionellen ſind die Paſtoral-Theologiſchen Blätter Vilmars eingegangen. Schloſſer hat dem Herausgeber noch gerade vor Thorſchluß einen „prächtigen Artikel“ geliefert über „Das paſtorale Wirken unter dem bureaukratiſchen Regiment“ (Bd. 11. S. 74 Jan. bis Juni 1866). „Die Kirchenbureaukratie, die traurigſte Art des Staatskirchenregiments, unter der noch die meiſten deutſchen Landeskirchen ſchmachten, iſt neben der Paſtoren Schwachheit, Trägheit und Sünde das Haupthindernis für einen von Gott geſegneten Erfolg des Hirtenamtes, vielleicht ohne daß ſie es weiß oder will. Aber Thatſachen aus allerlei Ländern liefern den Nachweis dieſer traurigen Erſcheinung. —

Das Weſen der Bureaukratie beſteht darin, daß ſie das Regiment bloß nach äußerer Vorſchrift, Verordnung oder Geſetz führt, ohne innere Beteiligung, ohne den Glauben der Kirche, ſie iſt die ungeiſtliche Verwaltung der geiſtlichen Dinge. Es gibt hohe Kirchenregimentsbeamte, die jahrelang in keine Kirche gehen, denen das kirchliche Bekenntnis, der Inhalt des Evangeliums fremd iſt, die von veralteten Dogmen, ſagenhaften Wundern und dergleichen reden. Ihnen iſt nach Julius Müllers Wort die Kirche „nur das ſteinerne Haus mit der Kanzel, auf der ein Beamter der höheren Polizei ſteht und predigt.“ — Ein ſolcher kann ein ehrbarer, fleißiger, ja gewiſſenhafter Aktenſchreiber ſein, aber im Kirchenregiment iſt er untauglich und ſchädlich. Bureaukratie und reges, freies Glaubensleben ſind unverſöhnbare Gegenſätze. Der Bureaukrat hält alles auf Ruhe und Ordnung, ein gläubiger Pfarrer, der die Gemeinde ſo bewegt, daß die Wirtshaushelden ſchreien, iſt ihm zuwider, ein ungläubiger aber, der Gott läſtert, iſt, ſo lange er die Verordnungen und Reſkripte befolgt, wohlgelitten. Jener wird gemaßregelt, dieſer in Ruhe gelaſſen. — Die Bureaukratie iſt eng verbunden mit dem Liberalismus; denn ſo hölzern, feſtgerammt und verroſtet der Bureaukrat in Formen iſt, iſt er doch ein Mann

*) Wir ſtimmen dem mit den Vorbehalten, die wir vom nationalen Standpunkte machen müſſen, bei. D. L.

der Zeit und Umstände, auf die er ängstlich Rücksicht nimmt, um sich seine Stelle zu erhalten. Er will ein beliebter Beamter sein. — Die Bureaukratie ist eine schlimme Feindin der Kirche, denn ihr äußerliches, papiernes, mechanisches Geschäft ist dem feinsten, tiefsten, innerlichsten, von Gottes Geist getragenen Gemeinwesen der Kirche diametral entgegen. Die Kirche verträgt eher den härtesten Druck der Verfolgung als geistlose, äußerliche Behandlung ihrer tiefsten Interessen. Für die wahren Aufgaben der Kirche, die Führung der Seelen zum ewigen Leben durch im Glauben gegründete, vom heiligen Geist erfüllte Pfarrer hat das bureaukratische Kirchenregiment nicht das geringste Verständnis. — Durch Gottes Gnade, zum Teil gegen den Willen des Kirchenregiments hat das Evangelium doch so viel Boden nach der langen Zeit des Schlafes gewonnen, daß wenn die Landeskirche in Trümmer fällt, doch eine Anzahl lebendiger Steine da sind, die sich zu einer Kirche auferbauen lassen." —

Nach einem langen Sündenregister der Kirchenbureaukratie erklärt er: „Gläubige Christen verlangen ein persönliches Kirchenregiment, nur einer Person kann man begeistert nachfolgen, die unbedingt zum Glauben der Kirche steht. Es nützt nicht viel, wenn zuweilen einmal ein Gläubiger in ein bureaukratisches Kirchenregiment kommt, denn auch auf ihn legt sich der bureaukratische Mechanismus wie ein Bann. Er wird überstimmt und erlahmt bald. — Es ist unbestreitbar, daß in den meisten Ländern gerade die Kirchenbehörden viel weniger Vertrauen genießen als die Staatsbehörden, und zwar bei allen Parteien. Auch das erklärt sich aus der inneren Nichtbeteiligung der Kirchenbureaukratie an den Angelegenheiten der Kirche, welche die Ursache aller angeführten Übelstände in Jugendunterweisung, Seelsorge, Kirchenzucht, Kultus, Predigt, Sakramentsverwaltung, kurz in allen Zweigen pastoraler Arbeit ist."

Schonungslos und wahrheitsgetreu, mit heiligem Ernst, aber auch da, wo es sich giebt, mit Humor werden die tausend Schäden aufgedeckt. Man kann die ungenannten Personen und Orte mit Namen nennen, doch hat sich niemand gemeldet, um den Beweis anzutreten, daß er gemeint sei. Auch die südwestdeutschen Kirchenregimente, sofern sie überhaupt etwas erfahren haben von dem im Jahre 66 veröffentlichten Aufsatz, hatten so viel Klugheit, zu Schlossers Abrechnung zu schweigen.

Schlosſers Verlangen nach einem perſönlichen, oberhirtlichen biſchöflichen Kirchenregiment iſt in immer weitere Kreiſe gedrungen, erfreulicher Weiſe ſelbſt in die Kreiſe der „poſitiven Union.“ Er hatte an ſeinem im nahen Gronau wohnenden Freunde Dr. F. Haupt einen enthuſiaſtiſchen, durch Schlosſers Nüchternheit kaum zu zügelnden, doch den „Verhältniſſen“ gegenüber lenkſamen Epiſkopaliſten.

Im Jahre 1869 iſt von allen Seiten für die Neugeſtaltung der Landeskirche im Großherzogtum Heſſen gearbeitet worden. Auch das Kirchenregiment hatte ſich mit dieſer Angelegenheit befaßt. Da brach der Krieg mit Frankreich aus. Schlosſer ſagt darüber:

„Der Krieg iſt erklärt, die Rüſtungen ſind im vollſten Gang, hunderttauſende eilen zum Kampfplatz. Das alles iſt ſo überraſchend ſchnell mitten in das Erwerbs- und Genußleben unſres Volkes hereingekommen, daß man kaum die Wirklichkeit faſſen, aber auch, wenn das Geiſtesauge nicht ganz blind geworden iſt, den Finger Gottes nicht verkennen kann.

Es iſt eine Lage von ungeheuerem Ernſt. In unſrem Knaben- und Jünglingsalter war ſo ein Krieg gegen die Franzoſen, den Erbfeind des deutſchen Volkes, ein Gegenſtand idealer Begeiſterung. Die geraubten deutſchen Länder Elſaß und Lothringen müſſen wieder unſer werden. Und faſt regt ſich noch etwas von dieſer Begeiſterung in unſeren Herzen, aber ſie wird niedergehalten vom kühnen Flug; ein Lied von Arndt, Körner und Schenkendorf will uns nicht über die Lippen, und das Lied, das eben am ſtillen Abend die Bauernburſche vor meinem Feſter ſingen: „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb und Leben, mein deutſches Vaterland“ bringt mir heiße Thränen in die Augen. Draußen ſtehen die Gruppen der Frauen bis tief in die Nacht und reden von ihren Söhnen, die ſchon fort ſind. Als ich heute Morgen in der Predigt (17. Auguſt) vom Krieg geredet, war ein lautes Schluchzen durch die Kirche gegangen. Ein armes Weib war dageblieben und als die Kirche ſtille geworden, hatte ſie ſich vor dem Altar auf die Kniee geworfen und lange gebetet um ihren Sohn. Und wo iſt ein Haus, aus dem nicht ein Sohn, ein Neffe, ein Freund hinauszöge?

Das Furchtbare des Krieges ſteht vor vierzigjährigen Augen ganz anders da als vor zwanzigjährigen. Der Tod iſt der König der Schrecken, welche Ernte wird er halten, wie viel Jammer, Schmerz und Elend in hunderte von Familien bringen, wie viel tauſend Seelen vor den Stuhl des ewigen Richters bringen, in welchem Zuſtand, in welcher Bereitſchaft?

Vor fünfzig Jahren, als unſer Volk den Rieſenkampf mit dem Erbfeind aufnahm, erklangen die begeiſterten Schlacht- und Vaterlandsgeſänge von Arndt, Körner, Schenkendorf und riefen den Beiſtand des Herrn der Heerſcharen an. Aber den Gott, den man im brüllenden Dampf der Geſchütze angerufen und der ſich wunderbar offenbart hatte als den allmächtigen Helfer, den hat das Geſchlecht unſrer Zeit unter dem Rauch der Maſchinen und dem Rauſch irdiſcher Genüſſe gar bald vergeſſen; es hat die Abneigung, die im natürlichen, ſündigen Menſchenherzen gegen den heiligen Gott ſich regt, zu einem ingrimmigen Haß gegen alles, was göttlich iſt, aufwachſen laſſen. Und wenn wir daran gedenken, wie man gerade in den letzten Jahren nicht bloß die Kirche Gottes verläſtert, verhöhnt und verfolgt, ſondern auch die Grundlagen des Volkslebens und Volkswohles, Ehe und Schule, ihres religiöſen Charakters zu berauben mit wahrhaft fanatiſchem Eifer befliſſen geweſen iſt, dann will uns ſo bange werden vor dem, was kommen kann, und es iſt, als ſähen wir eine gewaltige Zuchtrute über unſer Volk ſich erheben.

Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht. Gehen wir mit gutem Mut den kommenden Kriegsereigniſſen entgegen. Der Krieg iſt ein gerechter. Das Vaterland wird angegriffen von einem frechen, übermütigen Feind, gerade von dem, von welchem einſt die Gottloſigkeit zu uns herüber gekommen iſt. Gehen wir aber in den Kampf als ein gerechtes Volk, nicht als ein ſelbſtgerechtes im Dünkel unſerer Fortgeſchrittenheit und Vortrefflichkeit. Ein gerechtes Volk iſt ein bußfertiges und gläubiges Volk. Gehn wir in den Kampf nicht ohne tiefe Beugung vor dem Herrn der Heerſcharen, der die Gewaltigen vom Stuhle ſtößt und die Niedrigen erhebt, der den Hoffärtigen widerſteht, aber den Demütigen Gnade giebt. Und dazu thue die Kirche das Ihre."

Kaum war der Krieg mit Frankreich ſieg- und ehrenreich zu

Ende geführt, so brach im Großherzogtum Heſſen mit hellen Flammen der kirchliche Verfaſſungsſtreit aus. Schloſſer war einer der Führer im Kampfe. In ſeiner Hand liefen die Fäden alle zuſammen, die zu einem erträglichen, möglichſt brauchbaren Gewand benutzt werden wollten. Es iſt hier — ſchon aus äußeren Gründen — nicht der Ort, auf Grund der von Schloſſer geſammelten Akten und überreichen Briefſchaften einen Abriß des Kampfes zu geben.

Als es trotz aller Gegenbemühungen zur Einführung der neuen Kirchenverfaſſung kam, erklärten einige der Kampfgenoſſen Schloſſers, daß ſie ſich wegen des Endziels auf keinerlei amtliche Mitwirkung einlaſſen könnten, andere erklärten, daß ſie ſo lange ihre Mitwirkung nicht verſagen würden, als die Geltung des Bekenntniſſes nicht angefochten oder beſeitigt werde, wieder andere meinten, daß ſie es nicht auf die geſetzliche, formelle Mißachtung des Bekenntniſſes, ſondern auf das dem Einzelnen in praxi zugemutete bekenntniswidrige Handeln ankommen laſſen würden, noch andere endlich begnügten ſich mit der ungehinderten Predigt und Sakramentsverwaltung.

Schloſſer konnte ſich ſeiner ganzen geiſtigen Anlage, ſeinem Charakter nach nur der Anſicht der an zweiter Stelle Erwähnten anſchließen. Er verfuhr mit der peinlichſten Gewiſſenhaftigkeit. Im Frühjahr 1871 erhielt er den einſtimmig an ihn ergangenen Ruf, als Leiter des Diakoniſſenhauſes und der Anſtalt für Epileptiſche nach Bielefeld zu gehen. Er ſchrieb darüber einem Freunde: „Ich würde es geradezu für Sünde gehalten haben, mich in der Gegenwart, im Angeſicht der bevorſtehenden Kämpfe, nach einer anderen Stellung auch nur umzuſehen, geſchweige denn ſie zu ſuchen. Ganz ohne alle Bemühung von meiner Seite, in einem Augenblick, wo mir das Herz ſehr ſchwer war um deswillen, was wir in Heſſen zu erwarten haben, kam jenes Anerbieten. Ich ſoll die Oberleitung eines Komplexes von in ſtarkem Wachstum begriffenen Anſtalten chriſtlicher Barmherzigkeit übernehmen. Es iſt eine Privatſtellung, hat aber gerade als ſolche für einen heſſiſchen Konſiſtorialpfarrer etwas ſehr Anziehendes. Die „weltliche Grundlage“ — wie ſeinerzeit Pfarrer W. bei Begründung einer „Darmſtädter Kirchenzeitung“ ſagte — iſt nicht glänzend, aber auch nichts weniger als kärglich, ſondern ganz dieſelbe, auf welcher hier mein

zeitlich Leben beruht; ich kann sagen: bei Heller und Pfennig dieselbe; sie bietet aber den großen Vorteil, daß ich, so Gott der Herr mir das Leben so lange erhält, meine Kinder in ausgezeichneten Schulen unterrichten lassen und bei mir behalten kann. Am Ende ist sie auf Grund der christlichen Liebe fester fundiert als auf Grund eines Großherzoglichen Dekretes. Überdies kommt mir's auch gar nicht darauf an, ich würde auch mit einem ganz geringen Einkommen zufrieden sein, da ich zur Not ohne alle Besoldung leben kann. Das Schönste ist das reiche christliche Leben der Gegend, die zu den gesegnetsten in Deutschland gehört. Aber —

Nun kommt ein Bedenken. Die Gegend liegt in Preußen (ältere Provinzen), hat also die Union, wenn auch in allerpositivster Gestalt. Die Gemeinden sind von Haus aus rein lutherisch, wo einige Reformierte sind, haben sie eigene Kirchen; der lutherische Glaube und das lutherische Bewußtsein sind sogar sehr intensiv, und es ist speziell im Plan, die Anstalten in wesentlich lutherischem Geist und nach spezifisch lutherischen Grundsätzen weiter begründen und leiten zu lassen. Ja ihr Ursprung liegt schon in einer Reaktion gegen das verschwommene unierte Wesen. So würde ich gerade speziell der lutherischen Kirche, freilich der noch in Banden gehaltenen, dienen. Der Umstand mit der Union ist darum wohl ein weniger schlimmer, aber er ist doch immerhin noch so bedeutend, daß ich noch nicht über ihn hinweggekonnt habe und sagen muß: wäre er nicht vorhanden, so wäre die Sache längst entschieden, ich hätte ohne alles Bedenken zugesagt.

Ich muß gestehen, daß es mir sehr erwünscht wäre, diesen häßlichen Kämpfen in Hessen aus dem Wege gehen zu können. Ich fürchte mich natürlich auch nicht im geringsten, aber ich habe einen fürchterlichen Ekel davor; es scheint mir alles eine Verschwendung von Zeit und Kraft. Ich werde mit meinen pastoralen Arbeiten nie fertig und soll mich auch noch in diese miserablen Katzbalgereien einlassen!

Durch meinen Weggang in der fraglichen Weise würde vielleicht auch unseren Brüdern in der Hessischen „Landeskirche" ihre Stellung etwas erleichtert. Es ist ungeheuer traurig, daß in dieser Verfassungsangelegenheit keine übereinstimmende Auffassung und Überzeugung, darum auch keine gleichen Entschließungen vorhanden sind.

Es ist darum die schlimmste Lage, in der wir uns noch befunden. Der Grund liegt zum Teil in der Zweideutigkeit des Verfassungsentwurfs. Von allen lutherischen Geistlichen des Landes kann ein Widerstand bis zum Äußersten nicht erwartet werden, ja nicht einmal von einer Mehrzahl. Es wäre auch schon gut, wenn nur zehn sich fänden. Wären es aber nur zwei, drei, die sich absetzen ließen, so wäre das schlimm für die Gesamtheit; man würde sagen: Seht, nur so wenige haben wirklich den Mut fester Überzeugung. Ich möchte recht gern unter den wenigen sein, ja wenn es sein sollte, der alleinige, aber das für mich ziemlich wohlfeile Martyrium könnte eben den anderen zu ihren Ungunsten ausgelegt werden. Ich dachte schon an eine freiwillige Resignation, — ehe ich jenes Anerbieten erhielt. Kommt's zum Scheiden und denke ich an die Freunde, die Verwandten, meine Gemeinde, ja nur an das Thal, in welchem ich nun schon neunzehn Jahre lebe und arbeite, so kommen mir schon jetzt die Thränen."

Die kirchlichen Konferenzen in jener Zeit hatten für Schlosser etwas Peinliches. Dagegen die Konferenzen des „Deutschen evangelischen Schulvereins" mußten für ihn etwas Anziehendes haben, denn hier sammelten sich Gleichgesinnte auf einem Boden, in dem noch nicht alle Hoffnungen begraben waren. Auf der in Frankfurt a. M. am 4. April 1872 zusammengetretenen hessischen Schulkonferenz hat Schlosser einen ganz vortrefflichen Vortrag „über nationale Erziehung" gehalten, ein Vortrag, der auf Beschluß der Konferenz gedruckt und neuerdings in die Sammlung von Vorträgen Schlossers aufgenommen worden ist. Was sagt er selbst von diesem Vortrag? „Mir hat's wenig genügt", heißt es in einem Freundesbrief, „ich glaubte, ich habe mich mit meinem in größter Eile hingeworfenen Vortrag blamiert, und war sehr erstaunt, als man den Druck desselben verlangte. Das hatte wohl seinen Grund in der Übereinstimmung mit jenen wider den modernen Kulturgötzen gerichteten Grundanschauungen."

In demselben Briefe teilt er mit, daß ihm die Centralleitung der Angelegenheiten der deutschen Gemeinden Augsburger Konfession in Paris angetragen worden sei; diese Leitung solle von Deutschland aus erfolgen; komme die Sache zustande, so werde er sein Amt aufgeben und nach Leipzig, Stuttgart oder Frankfurt ziehen müssen.

Ehe ſich Schloſſer ſchlüſſig machen konnte, ob es an ein Scheiden gehe, legte ihm Gottes Hand ein Scheiden auf, das ihn „vom Gipfel zeitlichen Glückes heruntergeſchleudert in die Tiefe.“ Am 2. Oktober 1872 wurde ihm der jüngſte Sohn, Rudolf, geboren. Drei Tage darauf ſtarb ihm ſeine Emilie, die treue Mutter ſeiner ſechs unerzogenen Kinder: „Sie hatte einen ſeligen Tod. Trotz großer körperlicher Schmerzen, trotz dem tiefen Weh des Scheidens, leuchtete in einzelnen Momenten, wo wir beteten, oder ich ihr ein Wort Gottes ſagte, ihr Auge wie das ganze Angeſicht in wahrem Himmelsglanz. Ihr erſtes Wort, als ich ihr die zuerſt gar nicht für wahrſcheinlich gehaltene Gefahr andeutete, war: „Ach Gott, ich bitt durch Chriſti Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!“ Ihr letzter Kampf, den man nach der Natur der Krankheit (Unterleibsentzündung) als einen langen, qualvollen vermutete, war kurz und leicht. Ihr letztes Wort ein „Amen“ zu dem Spruch: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel, noch Fürſtentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes uns ſcheiden mag von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt.“ Denke ich an ſie, ſo bin ich ruhig und mir iſt, als ſpräche ſie den Spruch, den ſie für unſeres kleinen Friedrich Grabſtein gewählt: „Mein Los iſt mir aufs liebliche gefallen.“ Sehe ich mich und meine Kinder an, ſo zerreißt mir der Jammer das Herz, und ich habe keinen Troſt als den, daß Gottes Wege und Gedanken höher ſind, als die unſeren, daß ſein Rat wunderbarlich iſt, aber alles herrlich hinausführt.“

Wie ergreifend klingt die Erinnerung an dieſen ſchweren Verluſt ſechs Jahre ſpäter in einer Rede beim Jahresfeſt der Kleinkinderſchule in Seckbach nach: „Ich habe an vieler Menſchen Grab geſtanden und habe ſelbſt den Jammer des Todes im eigenen Haus erfahren. Ich ſtand vor der Bahre, auf die man die treueſte Mutter legte, ſie hinauszutragen zum Friedhof in ihr letztes Ruhekämmerlein. Der Jammer zerriß mir das Herz und vielen, vielen der Anweſenden rollten Thränen über die Wangen. Und droben am Fenſter ſtanden die kleinen blauäugigen Blondköpfchen und ſchauten auf die Leute herab und auf die ſchönen Blumen und Kränze, die man der Mutter auf den Sarg legte, und lächelten. Das Kind weiß nichts von dem Tod und dem Schrecken des Todes

und das ſteht ihnen feſt: die Mama oder der Papa, das Brüderchen und Schweſterchen iſt im Himmel beim lieben Gott. Siehe, das iſt der Sieg des Kindergemütes über Welt und Tod."

Vier Wochen nach dem Tod ſeiner Frau erhielt Schloſſer von Konſiſtorialrat v. Bahder in Darmſtadt, ſeinem alten, treuen Freund, den er ſchon kannte, ehe derſelbe dem Antichriſtentum in Weinheim a. d. B. unerträglich geworden, die erſte Nachricht, daß er für die Stelle eines Geiſtlichen des evangeliſchen Vereins in Frankfurt a. M. in Ausſicht genommen ſei. Der Freund ſchreibt ihm: „Ich bin zu der Vermutung gekommen, daß Sie wahrſcheinlich den Antrag annehmen werden. Sie könnten ſich auch dort, wenn Sie es vorziehen, eine ländliche Wohnung in einer Vorſtadt mieten, hätten dabei aber in der großen Stadt die beſte Gelegenheit, Ihren Kindern einen angemeſſenen Unterricht zu verſchaffen. Sie ſelbſt würden, nach meiner Meinung, für die Art der Thätigkeit, die man dort von Ihnen verlangte, ganz beſonders geeignet ſein, und Sie fänden dort auch leicht einen anregenden und erquickenden Umgang, der Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Lage ganz beſonders zu gönnen wäre."

Ende Januar 1873 ſchreibt Schloſſer einem jüngeren, in der Nähe von Frankfurt wohnenden Freund: „Am vorigen Freitag bin ich um meinen Abſchied eingekommen und am Sonntag Vormittag hatte ihn der Großherzog, wie er meinem Grafen ſagte, ſchon bewilligt. Das geht ſchnell. — Sie wiſſen doch, daß ich nach Frankfurt gehe? Das Fehlen meiner guten Frau hätte mich genötigt, die älteſten Kinder auswärts zu thun, wozu ich mich nicht entſchließen konnte. In Frankfurt haben ſie trefflichen Unterricht. Die mir angebotene Stellung (Ev. Verein), Vorträge, Bibelſtunden, Jünglingsverein u. ſ. w. entſpricht ganz meinen Neigungen. Wolle mir Gott nur Kraft verleihen. Ich ſcheide dabei aus dem Heſſiſchen Gemeinweſen, nicht aber aus dem Brüder- und Freundeskreiſe."

Zwei Monate ſpäter heißt es in einem Briefe an denſelben Freund: „Noch iſt mir's furchtbar öde im Hauſe und der ſproßende Frühling draußen erfüllt mich mit tiefer Wehmut. Bald nach Oſtern gedenke ich überzuſiedeln. Meine Wohnung iſt in der Wißfrauenſtraße. — Ich habe ein neues Anerbieten nach Leipzig mit ausſchließlich litterariſcher Thätigkeit, bin aber nun an Frankfurt gebunden."

Vom 20. Mai 1873 an wohnte Schloſſer in Frankfurt. Als der benachbarte Freund ihn in den nächſten Tagen beſuchte, ſtand der fleißige Mann, umgeben von der Unordnung des Umzugs, am Stehpult und ſchrieb den am 5. Juni in Leipzig gehaltenen Vortrag auf der lutheriſchen Konferenz nieder: „Über die Abnahme des Studiums der Theologie.“ Aus der Unterhaltung der beiden Freunde über dieſes Thema floßen ſofort einige Illuſtrationen des Lebens in das Manuſkript über. Das war ſo Schloſſers Art. Mit ſeinem Sinn für das ihn umgebende Leben, für Großes und Kleines, in die Augen Fallendes und Unſcheinbares öffnete er jedem, der mit ihm ins Geſpräch kam, den Mund und in ſeinem ſtarken Gedächtnis hielt er nicht ſelten Erlebniſſe der Freunde feſt, welche dieſe ſelbſt bald vergeſſen hatten.

In Frankfurt iſt in Schloſſers Leben an die Stelle des Kampfes die Arbeit getreten, nicht die Ruhe; von dem bewegten, nach allen Seiten in Anſpruch genommenen täglichen Leben des fleißigen, unermüdlich thätigen Mannes, der immer wieder neue Arbeitsgebiete in Angriff nahm, werden ſich nur diejenigen eine richtige Vorſtellung machen können, die tagelang mit ihm in ſeinem neugebauten freundlichen Hauſe zu Sachſenhauſen in der Gutzkowſtraße verkehrt haben.

Von ſeinen Bibelſtunden im „Evangeliſchen Verein“ haben viele Männer und Frauen einen reichen Segen gehabt. Mit geſundem, doch maßvollem Realismus hat er die Bibel erklärt und mit dieſer Erklärung dem Volk lutheriſches Bewußtſein beigebracht. Das den Leſern des Kirchenblattes erklärte erſte Buch Moſe war es vorzugsweiſe, was ſeinen Bibelſtunden eine merkwürdige Anziehungskraft verlieh.*) Die Redaktion des „Kirchenblattes“ führte er von Frankfurt aus noch eine Zeit lang fort, doch nötigte ihn die Macht der äußeren Verhältniſſe, mit dem Schluſſe des Jahres 1874 dieſe Arbeit einem Freunde in Darmſtadt zu überlaſſen. Nun hatte Schloſſer volle Freiheit, den Geiſtlichen in und um Frankfurt im Predigen auszuhelfen, hin und her in Deutſchland anregende lebensvolle Vorträge zu halten und auf Miſſionsfeſten Feſtpredigten zu halten, wenn es irgend möglich war. Es ſeien

*) Sind vor Kurzem im Druck erſchienen bei Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. D. L.

hier die Vorträge erwähnt, welche er 1874 über die neuere christliche Poesie und „über die Fürsorge für die konfirmierte weibliche Jugend des Arbeiterstandes", im Winter 1875 über Göthes Iphigenie und in den nächsten Jahren über „Heimatliebe, Heimweh, Heimgang", über „Erholung im Lichte des Evangeliums und die Magdalenensache" in Frankfurt gehalten hat. Auswärtige Vorträge jener Jahre sind: „Von den letzten Dingen" (Bielefeld 1873), „Poesie und Christentum" (Stuttgart 1875), „Welche sozialen Verpflichtungen erwachsen dem Christen aus seinem Besitz?" (Magdeburg 1878, Kongreß für innere Mission), „Die Vagabundennot" (Bielefeld 1879), „Bild und Bildung" (Braunschweig 1879), „Versuchung, Prüfung, Anfechtung" (Barmen Pastoralkonferenz 1879), „Die Stadtmission" (Ansbach und Wiesbaden 1880), „Die Vagabundenfrage" (Gera, Thüring. Konferenz für innere Mission 1881), „Kirche und Sekten in unserer Zeit" (Berlin 1882).

Wie er über seine Vorträge dachte, ergiebt sich aus einem Briefe vom 10. Februar 1879, mit welchem er den Magdeburger Vortrag einem Freunde zur Anzeige schickte: „Sie werden keinen neuen Gedanken darin finden, nichts, das Sie nicht auch schon gedacht, auch ausgesprochen. Darauf kommt es aber bei solchen Sachen nicht an, die Hauptsache ist, daß man ein Bild der Zeit, unsrer gegenwärtigen Lage und der uns drohenden Gefahren entwirft, um den Optimismus zu zerstören, der in ganz unglaublichem Maße auch in christlichen Kreisen noch herrscht und in bedenklichster Weise im Wachsen ist, seitdem das Sozialistengesetz die sozialdemokratischen Vereine und Blätter hat verschwinden machen. Man glaubt jetzt schon, diese Feinde für immer los zu sein, und diesen traurigen Wahn den Leuten zu nehmen, ist eine Hauptaufgabe, die mir mit meinen Auseinandersetzungen hie und da gelungen. Auch weiß ich, daß mancher Reiche schon bedenklich geworden über die Weise seines seitherigen Lebens."

Im Oktober 1885 ist er dieser Frage nochmals näher getreten mit seinem Korreferat über „Besitz und Arbeit" auf einer Konferenz in Frankfurt.

Zu seinen vielen Arbeiten übernahm Schlosser im Jahr 1879 auch noch die Herausgabe des „Christlichen Bücherschatzes". Die christliche Litteratur war in den „Illustrierten Weihnachts-

katalogen" schwach vertreten und mit den Erzeugnissen zersetzender und auflösender antikirchlicher Bestrebungen vermischt, dem christlichen Haus sollte durch Zusammenstellung eines nur gute Bücher enthaltenden Verzeichnisses der Weg zu einem „Bücherschatz" gezeigt werden. Vom zweiten Jahrgang an kam ein „kritischer Jahresbericht" hinzu, an welchem sich eine stattliche Zahl von Mitarbeitern beteiligt hat. Im Sommer 1880 hat Schlosser in Hagenthal im Harz die Sache des christlichen Bücherschatzes wiederholt eingehend mit Martin v. Nathusius besprochen, der als Herausgeber des „Volksblattes für Stadt und Land" und der dasselbe fortsetzenden „Konservativen Monatsschrift" aus Erfahrung mitsprechen konnte. Schlosser wollte anfangs nur auf christlichem Gebiet Kritik geübt wissen, damit das Gute vor dem minder Guten empfohlen werden könne. Später ergänzte er diese Ansicht: „Das Gesamtgebiet der Unterhaltungslitteratur muß von uns beleuchtet, die Aufgabe des Bücherschatzes universeller gefaßt werden; er gewinnt damit auch Bedeutung für weitere Kreise und kann auch nur damit seiner Aufgabe genügen, der Christen Urteil zu rektifizieren, manchen Blick zu erweitern, anderer Gewissen zu schärfen bezüglich der Stellung, die sie zur weltlichen, meist nichtchristlichen, oft un- und widerchristlichen Unterhaltungslitteratur einnehmen. Etwas Gutes, das nicht wider das Evangelium ist, mag den Engen auch einmal empfohlen werden." — Daß Schlosser selbst mit Recensionen der von ihm in stillen Abendstunden gelesenen Bücher sich fleißig am „Bücherschatz" beteiligt hat, lehrt ein Blick in die zehn Jahrgänge seiner Redaktion.

Von Hagenthal schreibt er einem Freunde, daß sein Aufenthalt an dieser Stätte der Erholung „ein Erlebnis eigentümlichster Art" gewesen sei. Man hatte ihn selbstverständlich als Geistlichen in den Harz gerufen, damit er an den Angefochtenen und Schwermütigen unter den erholungsbedürftigen Christen Seelsorge üben könne. Daneben mußte er „wieder eine Art christlicher maitre de plaisir sein, auch in allerhand Ökonomischem wenigstens mit seinem Rate dienen." Er selbst hatte auch für sich auf Erholung gehofft, aber „Ruhe habe ich wenig gehabt, da mir mein halbes Amt nachgezogen kam." Alle Anfragen, Anmeldungen in den Frankfurter Anstalten mußte er von Hagenthal aus erledigen.

„Und wie jedesmal in meinen Ferien kamen allerhand Bitten, resp. Aufträge von solchen, die dachten: der hat jetzt Zeit, der kann einmal dies und das thun. Eines wollte ich thun, die Geschichte der inneren Mission in Hessen schreiben, die zugleich eine hessische Kirchengeschichte der letzten 25 Jahre ist. Ich glaube, ich soll es auch thun, denn vieles, vieles geht mit mir zu Grabe, keiner hat das Meiste so miterlebt, Lucius vielleicht ausgenommen, und der weilt nicht mehr in dieser Welt. Ich hatte mir das Material mitgenommen, habe aber keinen Federstrich thun können.“ — Man kann nur bedauern, daß Schlosser diese geschichtliche Arbeit vor der Menge täglicher Arbeiten nicht einmal in Angriff nehmen konnte. Wie sehr seine Zeit in Anspruch genommen war, ergiebt sich beispielsweise aus dem Zusammentreffen folgender in den November 1880 fallender Umstände. Auf den 10. November war von den evangelischen Konservativen Frankfurts in Verbindung mit dem katholischen Freiherrn von Fechenbach-Laudenbach eine soziale Konferenz aus konservativen Protestanten und mildgesinnten Katholiken in das gastliche Haus des Fabrikanten Georg Zimmer in Sachsenhausen zusammenberufen worden. Für den 9. November hatte Schlosser einen Vortrag in Elberfeld und für den 11. einen in Barmen übernommen. Da er den Hofprediger Stöcker von Berlin erwartete, und da er selbst unter den Einladenden war, so mußte er in der Nacht vom 9. auf den 10. nach Hause reisen, um am Abend des 10. wieder denselben Weg nach Barmen zurückzulegen. —

In derselben Zeit hat Schlosser einen Ruf als Superintendent nach Sondershausen bekommen. Sollte er annehmen oder nicht? Sollte er mit seinen vierundfünfzig Jahren die schwere Arbeitslast in Frankfurt einem anderen überlassen und das weniger beschwerliche Amt des Superintendenten eines kleinen Landes übernehmen? Er schrieb hierüber an eine Freundin: „Unser alter, ehrwürdiger Pfarrer Bonnet behauptet: wenn man eine Stelle, die man inne hat, verlassen soll, muß man sich auf der einen Seite gezogen, auf der andern geschoben fühlen. Das erste ist nun absolut nicht der Fall. Ich fühle mich glücklich in meinem hiesigen Beruf, den ich einst nicht gesucht, in den mich Gott der Herr hineingeführt hat. Ich habe mir hier eine zweite Heimat

gegründet, ein Haus gebaut, in dem ich immer zu bleiben hoffte. Meine Kinder sind durch Bande herzlichster Freundschaft an Frankfurt, durch Liebe zu den nächsten Verwandten im nahen Hessenlande an diese Gegend Deutschlands gebunden, sie würden mit schwerem Herzen zum drittenmale die Heimat wechseln und mir war es zu Mute, wie dem Abraham 1 Mosis 12, 1. Das dürfte aber keinen Ausschlag geben. Wichtiger ist, daß zu einem Teile des mir angebotenen Amtes, den bureaukratischen Arbeiten, mir nicht nur alle Neigung, sondern, wie ich glaube, auch der Beruf fehlt. Die Superintendentur, Visitation von Pfarrern und Lehrern, pastorale Ansprachen an dieselben und die Gemeinden, pastorale Beratung derselben, das gienge schon; aber Referat in einem Regierungskollegium: nun, es gienge zur Not wohl auch, wenn man in einem solchen Verständnis findet für die wahren Interessen und vom wahren Wesen der Kirche und (christlichen) Schule. Wenn das nicht der Fall ist, zerarbeitet man sich vergeblich, erlahmt und muß schließlich alles mit verantworten, was man vielleicht nicht gewollt, ja bekämpft hat. Daran ist einer meiner liebsten Jugendfreunde — Julius Göhring — zu Grunde gegangen im Oberkonsistorium zu Darmstadt. — —

Nun aber „geschoben" fühle ich mich hier gar nicht, im Gegenteil „gehalten". Man bittet mich zu bleiben, will mir Erleichterung verschaffen, ich soll mir einen Gehilfen suchen (etwa einen Kandidaten, der sich allmählich in die hiesigen Arbeiten hineinlebt). Während früher in ähnlicher Lage und Frage die Freunde einstimmig entweder ab- oder zurieten, sind jetzt die Meinungen geteilt. Da fühle ich denn doppelt schwer meine Vereinsamung."

Der „Evangelische Verein" in Frankfurt wußte, was er an Schlosser hatte, er hielt ihn darum fest. Man bewilligte ihm die Mittel, um einen Gehilfen anzunehmen und erhöhte sein eignes Einkommen, warum er gar nicht gebeten hatte. Welchen Eindruck sein Entschluß, in Frankfurt zu bleiben, unter den treuen evangelischen Christen dieser Stadt hervorrief, geht aus einem Briefe vom 30. Januar 1881 hervor, in welchem er sagt: „Heute Abend ist mir das Herz besonders voll, daß es ein klein wenig übergehen muß. Als ich nämlich um 9 Uhr nach der ersten Bibelstunde in den Jünglings- und Gesellenverein kam zu einer zweiten, stand ein

ſtattlicher Sängerchor im Saal und auf dem Katheder ein wunderſchöner Blumenſtrauß, man ſang und dann hielt ein Mitglied eine Rede und brachte mir — die Glückwünſche zu meinem Geburtstag am morgenden Tag und den Dank der achtzig Jünglinge, daß ich hier geblieben, oder wie er ſich ausdrückte, daß ich ihnen vom lieben Gott wiedergeſchenkt ſei. Ich konnte nicht ohne Thränen antworten, die anhängliche Liebe ergriff mich tief, zugleich das Gefühl, daß ich ſie doch nicht verdient; kann ich doch auch nicht anders als ſagen: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan haſt.“ — Übrigens habe ich bei ſolchen Erweiſen göttlicher Barmherzigkeit, beim Hinblick auf meine Unwürdigkeit, die mich niederdrückt, beim Gedanken an alle meine Verſäumniſſe ein ſeliges Gefühl in dem, was unſer Glaubensbekenntnis ſagt: ich glaube eine Vergebung der Sünden und Gottes Freundlichkeit, die ſich in ſolchen ſchönen Erlebniſſen beweiſt, iſt mir damit verbürgt. So hoffe ich denn von ſeiner Gnade, er werde mir's geben, daß ich meiner Miſſionsgemeinde ein treuer Hirte ſei.“

In dieſe Tage der Neubefeſtigung ſeiner Stellung in Frankfurt fällt Schloſſers Verlobung mit der Gräfin Julie Rehbinder in Karlsruhe am 24. Januar 1881, der Tochter des verſtorbenen kaiſerlich ruſſiſchen Marine-Offiziers Grafen Nikolai Rehbinder zu Reval in Eſthland. — Am 29. September 1881 wurde er mit der Erwählten getraut, die ſeinem Hauſe und ſeinem Herzen wieder das brachte, was ihm ſeit neun Jahren fehlte: warmer Sonnenſchein inniger, herzlicher Liebe. Sie hat das Herz der ohne Mutter aufwachſenden Kinder erſt ſich und dann dem Vater erſchloſſen, dem Vater, der im Drange der bis in die Nacht hineingehenden Arbeit ſeinen Kindern ſich wenig widmen konnte, und durch die zweite Mutter die jüngeren Kinder erſt kennen lernte.

Hat es der erſten Frau Schloſſers ſchwer gehalten, ſich in das reich angelegte Weſen, in das mannigfache Wiſſen und Thun des Mannes hineinzuleben, ſo war es ihm beſchieden, durch ein vollkommenes gegenſeitiges Verſtändnis und völliges Ineinanderleben mit der zweiten Frau ein Glück ohnegleichen zu erleben, da der Tag ſich zu neigen begann. Kurze Zeit nach der Verlobung traf ihn auf der Reiſe ein jüngerer Freund, und als dieſer ſeinen Glück-

und Segenswunsch von den freudestrahlenden Augen Schlossers beantwortet sah, fragte er: „Sie sind wohl sehr glücklich?“ Die Antwort war: „Ach, unendlich.“ Von diesem großen, unendlichen Glück konnte sich überzeugen, wer an Schlosser einen lieben, treuen Freund hatte und ihn in Frankfurt besuchte. —

Während der Frühlings- und Sommermonate sahen sich die Verlobten da und dort, einmal auch in Gernrode im Harz. Auch im Sommer 1881 war Schlosser als „Hauspastor“ nach Hagenthal gerufen worden, das sich seit einem Jahre aus einem stillen, familienartigen Erholungsort zu einem lauten lebhaften Sammelplatz mehr oder weniger müder Christen entwickelt hatte. In einem Briefe vom 5. Juli heißt es von der Reise: „Am Bahnhofe in Quedlinburg stand Nathusius, mir anzukündigen, daß ich am Mittwoch — also morgen — die Einweihung des neuen, großen Kurhauses und am Ende des Monats die Festpredigt am Jahresfest der Neinstedter Anstalten übernehmen solle. Das nennt man Erholung.“ — Am 7. Juli schreibt Schlosser: „Die Einweihungsfeier ist vorüber; es war eine ungemein zahlreiche Versammlung, Ihre Hoheit die Herzogin Witwe von Anhalt-Bernburg, im nahen Ballenstädt residierend, an der Spitze. Ein schweres Gewitter zog über das enge Waldthal, im großen Saale der Anstalt war es so dunkel, daß man mir zwei Lampen anzünden mußte, damit ich nur den Text der Festrede lesen konnte: „Ihr aber als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum“ 1 Petri 2, 5. Während der Feier leuchteten die Blitze und krachten die Donner. Ich hatte Sorge um die bei Gewittern so ängstlichen nervösen Frauen, aber es blieben alle ruhig und andächtig, und bald drang durch die geöffneten Fenster ein unbeschreiblich frischer, erquickender Lebenshauch, fast das versinnbildlichend, was die vielfach in heißer Arbeit ermatteten Seelen der anwesenden Gäste in Hagenthal suchen.“ — Mit „tiefem Dank gegen Gott“ verließ er auch diesmal den Harz.

Die Herausgabe der von Mühlhäußer und Geffcken 1876 begründeten „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ übertrug man 1881 neben dem Freiherrn E. v. Ungern-Sternberg Schlosser. — Auch daran war M. v. Nathusius

ſchuld.*) Schloſſer konnte bei ſeiner ausgebreiteten Bekanntſchaft leicht geeignete Mitarbeiter gewinnen. An Umſicht hat er es nicht fehlen laſſen. „Würden Sie nicht einmal eine „Chriſtliche Zeitfrage" behandeln?" fragt er im April 1881 einen ſeiner älteren Freunde. „Seit Mühlhäußers Tod und Geffkens Unwohlſein iſt die Herausgabe dieſer Broſchüren in die Hände von Ungern-Sternberg und meiner Wenigkeit übergegangen. Machen Sie mir auch Fragen namhaft, die wert ſind, einmal beſprochen zu werden, — recht bald. Ich wäre Ihnen ſehr dankbar dafür." Schloſſer ſelbſt hat im 2. Heft des 13. Bandes ſeinen 1880 in Barmen und Wiesbaden gehaltenen Vortrag „Fortſchritt, Fortentwicklung, Fortbildung im Kulturleben" den „Zeitfragen" einverleibt.

In die Jahre 1881 und 1882 fallen die Vorträge in Gera (Thüringer Konferenz für innere Miſſion) über die „Vagabundenfrage" und in Berlin über die „Kirche und Sekten in unſerer Zeit"; der letztgenannte iſt in die Sammlung Schloſſer'ſcher Vorträge aufgenommen worden. Eine Woche vor dieſem Vortrag (13. Juni 1882) hat Schloſſer in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg eine Miſſionsfeſtpredigt über Ezechiel 36, 22—27 gehalten, die raſch in zwei Auflagen verbreitet worden iſt und ſeine Predigtgabe wie nicht leicht eine andere Predigt nach allen Seiten hin kennzeichnet.

Das Jahr 1883 brachte freudige Erlebniſſe im Haus. Im März verlobte ſich die älteſte Tochter und im September wurde die jüngſte Tochter geboren. Von den beiden nächſten Jahren läßt ſich ſagen, daß ſie an Reiſen zu auswärtigen Feſtpredigten und Vorträgen nicht ärmer waren als die vorhergehenden. Dagegen erfolgten im Jahre 1886 faſt ausnahmslos Ablehnungen, wenn Schloſſer nach außenhin verlangt wurde. Dies hatte ſeinen Grund in einer ſchweren Krankheit. Im April jenes Jahres wurde der rüſtige, geſunde Mann von einer heftigen Bronchitis ans Krankenlager gebannt. Sechzehn Wochen lang war der fleißige, unermüdliche Arbeiter zur Ruhe verurteilt. Auf eine ſechswöchige Kur in Soden am Taunus folgte ein gleichlanger Aufenthalt im gaſtlichen Hauſe der Gräfin Schweinitz auf Hansdorf in

*) Das iſt ein Irrtum des Herrn Verfaſſers. Redakteur Dietz von Bielefeld hat Herrn v. Ungern-Sternberg auf Schloſſer hingewieſen. D. L.

Schleſien. Völlig erholt hat ſich Schloſſer von jener heftigen Krankheit nicht mehr. Von 1887 an fing ihm das Gehen an beſchwerlicher zu werden, und dies langſame, mühſame Gehen ließ ihn älter erſcheinen, als er war. Dazu kam, daß ihm bei längerem und lautem Sprechen die Stimme verſagte. Im Juli und Auguſt war er zu ſeiner Kräftigung in Lichtenthal bei Baden. Dieſer Aufenthalt hat es ihm ermöglicht, im Auguſt in Kaſſel bei dem Kongreß zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit und 4 Wochen ſpäter in Auerbach an der Bergſtraße bei der Konferenz der Berufsarbeiter für innere Miſſion Anſprachen zu halten, aber an beiden Orten haben ſeine Freunde den wehmütigen Eindruck bekommen, daß die Zeit ſeines Erdenlebens bald ablaufen werde.

Ein beginnendes Rückenmarksleiden, von deſſen Vorhandenſein er nichts ahnte, das ihm auch noch keinerlei Schmerzen oder Leiden verurſacht hatte, ließ für die nächſte Zeit Siechtum fürchten. Das hat ihm aber Gottes Gnade erſpart. Am vierten Advent 1889 hielt er noch die Weihnachtsfeier im Gefängnis zu Preungesheim. An demſelben Tage hatte er noch eine Andacht im Vorafyl für Magdalenen. Am darauffolgenden Montag hielt er noch eine Armenbeſcherung. Den Weihnachtsabend (Dienstag) feierte er mit ſeiner Familie ſo fröhlich und dankbar wie kaum jemals. Am erſten Weihnachtstag erwachte er mit leichtem Fieber. Es hielt ſehr ſchwer, ihn im Bett zu halten, denn er ſollte noch verſchiedenemale reden. Die Influenza war da. Zuerſt ſo leicht, daß er am Freitag und Samstag wieder aufſtehen durfte. Nun zeigte es ſich, daß die Beine den Dienſt verſagten. Nachdem er mühſam wieder zu Bett gebracht war, äußerte er: „Das legte ſich wie Nacht auf meine Seele, was ſoll werden, wenn ich nicht mehr gehen kann!“ Wie in prophetiſcher Eingebung ſagte ſeine Frau zu ihm: „Darum gräme dich nicht, das erſpart Gott dir ganz gewiß!“ In der Nacht trat wiederum Fieber ein. Am Sonntag Abend redete er zum erſtenmal irre, kam aber immer wieder gleich zur Beſinnung, wenn ſeine treue Pflegerin zu ihm ſprach. Am Montag und Dienstag wuchs das Fieber von Stunde zu Stunde. Am Montag hat er noch manchmal geſprochen, am Dienstag faſt nichts mehr. Abends begann der Todeskampf. Nach 9 Uhr rief der Arzt ihm ins Ohr: „Herr Pfarrer!“ Da antwortete er, wie aus weiter Ferne,

unendlich mühsam und fast unwillig: „Was soll ich noch?“ Während des angstvollen Kampfes zuckte er manchmal zusammen, wenn das tolle Schreien und Schießen der Neujahrsnacht an sein Ohr drang. Mit dem Glockenschlag sieben am 1. Januar 1890 ist der treue Knecht heimgeholt worden von seinem Herrn und Heiland. Charakteristisch für seine Treue ist, daß er noch am Sonntag den Korrekturbogen seiner letzten litterarischen Arbeit „Freiherr von Stein“ für das Januarheft der „Konservativen Monatsschrift“ durchsehen wollte. Da es nicht recht ging, war er erst dann beruhigt, als die von der treuen Pflegerin besorgte Korrektur glücklich abgeschickt war.

Am 4. Januar 1890 ist sein sterblicher Teil auf dem Sachsenhäuser Friedhof unter zahlreicher Beteiligung derer, die ihn lieb hatten, zur Erde bestattet worden.

Was Schlosser als Pfarrer der Gemeinden Bensheim, Schönberg und Reichenbach und als Vereinsgeistlicher in Frankfurt gethan und gelitten hat, darüber kann kein Mensch etwas Ausreichendes sagen, das weiß Gott allein. Wir wissen nur von äußeren Einzelheiten zu berichten. Nicht um sich zu rühmen — eitlen Selbstruhm kannte er nicht, denn es galt ihm stets um die Sache seines Herrn, nie um seine Person — wohl aber um fern und müßig Stehende anzulocken, hat er 1882 eine „Kurze Darstellung der Thätigkeit der inneren Mission in Frankfurt a. M.“ veröffentlicht, aus welcher man sich einen Begriff davon machen kann, was alles seine Thätigkeit in Anspruch genommen hat. Die rettende und die bewahrende Liebe in und um Frankfurt werden thätig im Rettungshaus zu Niedererlenbach, in den Kleinkinderschulen, in den Sonntagsschulen und Kindergottesdiensten, in einem Kinder-Siechenhaus, im Gefängnisverein, im Magdalenenverein, im Jünglingsverein und Lehrlingshaus, in der Herberge zur Heimat, im Feierabendhaus, im Verein christlicher Kaufleute, im Marthahaus, in der freiwilligen Armenpflege durch Diakonen, im Diakonissenhaus. Was Schlosser in allen diesen Arbeitsgebieten allein und in Verbindung mit anderen geleistet hat, ist ihm in die Ewigkeit nachgefolgt.

Wahrhaftig, er war ein treuer Haushalter im Reiche Gottes, ein treuer Arbeiter im Weinberg Christi, ein unermüdlicher Fischer

im Meer der Welt, eben deshalb aber war er kein vielgeschäftiger Macher, kein berechnender Streber. Er drängte sich nie vor und doch überragte er so viele. Wenn er aber etwas unternahm, so brachte er stets ein warmes, nachhaltiges Interesse für die Sache mit. Darum war bei ihm nichts unreif, verfrüht, aber auch nichts verspätet, verjährt. Frommes Thun und Leben standen ihm höher als korrekte Theorien. Die rechtgläubigen Theoretiker hat er liebreich geduldet, aber verkehrt hat er am liebsten mit Freunden, welche mit ihm auf einem Boden werkthätigen Christentums standen. In Reichenbach, auch schon in Schönberg, hatte er das Glück, treffliche Nachbargeistliche, wie Simon in Bensheim, Eckstein in Auerbach und Helferich in Beedenkirchen, zu seinen nächsten, besten Freunden zählen zu dürfen. Dem letztgenannten hat er beim fünfzigjährigen Amtsjubiläum unter der Überschrift: Soli Deo gloria ein „Denkmal dankbarer Liebe" gesetzt. Ein in der Erinnerung seiner Freunde vorzugsweise haften gebliebener Zug seines Wesens ist der unerschöpfliche Humor, mit welchem der sonst so tief ernste, strenge Mann in Stunden der Erholung die gesellige Vereinigung der Freunde zu beleben pflegte. Dabei kam ihm sein gutes Gedächtnis zu statten. Auch seine schriftstellerischen Arbeiten wußte er in ungezwungenster Weise mit seinem Humor zu würzen, ja den Mitteilungen seiner Freunde hat er ab und zu, wie die Maler sagen, Lichter aufgesetzt, die er der Type Humor entnahm. Im März 1867, als der norddeutsche Reichstag zusammengetreten war, erinnerte das „Kirchenblatt" an die am 28. März 1849 vollzogene deutsche Kaiserwahl im Frankfurter Parlament und an den dabei geäußerten Wunsch des Präsidenten Simson, „daß der Genius Deutschlands über dieser Wahl walten möge". Vilmar hat die vollendete Inhaltslosigkeit dieser Redensart in einem nachmals in dem dreibändigen Werke „Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands" abgedruckten Zeitungsartikel in unwidersprechlicher Weise nachgewiesen, und zu dem Nachweis Vilmars hat Schlosser die Anmerkung gefügt: „Was ist eigentlich der „Genius"? Die Frage ward auch einmal in den Tagen des Frankfurter Parlaments aufgeworfen und ein namhaftes Mitglied desselben gab die Antwort: „Was der Genius sei, wisse man eigentlich nicht; jedenfalls aber müsse er ein Kerl wie ein Hausknecht sein, denn man mute ihm alle möglichen

Dinge zu." — Der Reiseerinnerung eines seiner Mitarbeiter, in welcher erzählt war, daß in einer und derselben Kapelle der platteste Rationalismus eines Unionsfanatikers und der windigste Nihilismus eines deutsch-katholischen Sprechers an einem und demselben Morgen, nacheinander, aber innerlich in schönster Harmonie auf den Predigtstuhl gestiegen sei, gab Schlosser die Überschrift: „Eine sehr unierte Kapelle." — Als der Unionsfanatiker im städtischen Krankenhaus das heilige Abendmahl reichen wollte, war er entrüstet darüber, daß die Diakonissen neben das Kruzifix zwei brennende Kerzen gestellt hatten. „Die Lichter aus! Sonst verbrennt die Union!" rief Schlosser nach Mitteilung des Vorganges. — Die im Unglauben versunkene „Hessische Landeszeitung" nannte den Kirchenblattschreiber einmal den „kleinen David". Schlosser zog die Konsequenz. Er stattet „für diese ihm gewordene höchst ehrenvolle Bezeichnung" seinen „verbindlichsten Dank" ab. „Er spricht zugleich seine aufrichtige Bewunderung aus über die tiefe und klare Selbsterkenntnis der „Hessischen Landeszeitung" über die in jener Bezeichnung eingeschlossene, höchst zutreffende Vergleichung ihrer selbst und ihrer gesamten Partei mit des „kleinen David" großsprecherischem Gegner, dem Philister Goliath. Vergleiche Claudius' Gedicht „War einst ein Riese Goliath."

Schlosser hat auch im Privatleben seine Ehre mannhaft zu verteidigen gewußt. Wer in übermütiger Weise ihm zu nahe kam, dem hat er heimleuchten können, daß der Anmaßende ans Wiederkommen nicht dachte. So ruhig und gelassen er Gleichstehenden und Vorgesetzten gegenüber war im persönlichen Verkehr, bei gegebenem Anlaß konnte er scharf und schneidig einem Oberen gegenübertreten und Erklärungen abgeben, wie er sie schriftlich nie abgegeben hat. Andere machen es umgekehrt, sie sind schriftlich voll Mut und Schroffheit und persönlich die Fügsamkeit und Geschmeidigkeit selbst. Mit diesen Strebereigenschaften hatte Schlosser nichts zu thun. Darum ist der schlichte Mann auch frei geblieben von Titel und Würden, von Beförderung und Ehrerweisen. Man hat ihn nicht zum Kirchenrat ernannt, man hat ihm nicht die theologische Doktorwürde verliehen, man hat ihm kein Ordenskreuz angeheftet, während man mit diesen Herrlichkeiten solche ausgezeichnet hat, die ihm gegenüber wie Zwerge erscheinen.

Wie groß die Anforderungen waren, welche man außerdienſtlich an ihn ſtellte, mag aus einer Zuſammenſtellung vom Briefinhalt ſeines Nachlaſſes erhellen. Da ſoll er bei ſeiner „Allerweltsbekanntſchaft“ raten, ob ein junger Bielefelder ſich für die Aufnahme in eine Erziehungsanſtalt eigne; einem Landpfarrer ſoll er für eine „Erzählung“ einen Verleger verſchaffen; einem unbemittelten Schüler ſoll er den Eintritt ins Gütersloher Gymnaſium ermöglichen; für das lutheriſche Eikhof (Detmold) ſoll er ſich nach einem Pfarrer umſehen; für die „Reichspoſt“ nach einem Redakteur. Ein chriſtlicher Schriftſteller bittet um Mitteilungen von Erlebniſſen aus dem Herrſchafts- und Dienſtbotenverhältnis; ein Kirchenrat erſucht ihn, in den Vorſtand der Lutherſtiftung in Möhra einzutreten; ein Redakteur geht ihn um Nennung von Mitarbeitern an; ein theologiſcher Profeſſor erbittet ſich ſeine Mithilfe zu einer Arbeit über die Perikopen; ein Probſt wünſcht ſein Intereſſe für das deutſche Hoſpital in Odeſſa: eine Verleger trägt ihm die Herausgabe eines Kalenders an; eine Schriftſtellerin bittet ihn um Durchſicht eines von ihr geſchriebenen chriſtlichen Romans.

Wie oft hat er Freunden durch Darlehen aus der Not geholfen! Wie oft hat er kranken Freunden oder den kranken Kindern von Freunden eine leibliche Erquickung verſchafft! Wie oft hat er ſolchen, die ihm fern ſtanden, aus Verlegenheit und Bedrängnis geholfen, nicht bloß mit Rat, auch mit der That! Und ſolche Wohlthaten vollzogen ſich immer in der rückſichtsvollſten, liebevollſten Weiſe, um Chriſti willen! Darum werden ihn auch die Unterſtützten, die Erquickten aufgenommen haben in die ewigen Hütten!

Auf S. 3 und 4 iſt ſtatt Winzershauſen zu leſen: Wingershauſen.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVII. Heft 4.

Evangelische Arbeitervereine.

Von

Dr. phil. **Otto Märker**

in Potschappel (Kgr. Sachsen).

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Die wichtigste „Zeitfrage des christlichen Volkslebens“ ist unstreitig die soziale. Denn die soziale Frage ist nicht bloß eine wirtschaftliche („Magenfrage“), sondern im tiefsten Grunde eine religiös-sittliche Frage, welche für alle Gebiete des öffentlichen Lebens und alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft von größter Bedeutung ist. Um die Beantwortung dieser Frage mühen sich die edelsten Geister der Zeit, nach der Bewältigung der darin liegenden großen Aufgaben ringen die Mächte in Staat und Kirche. Wichtige Beiträge zur friedlichen Lösung der sozialen Frage hat die treue Gehilfin der Kirche, die innere Mission, geliefert, nicht bloß durch die einzelnen Werke der rettenden, bewahrenden und gewinnenden Liebe, sondern auch überhaupt dadurch, daß sie die Augen der Christenheit auf die vielfachen leiblichen, geistigen und geistlichen Schäden lenkte und das Gewissen der Kirche schärfte für die Arbeit an der Ueberwindung solcher Not. Auch die evangelischen Arbeitervereine wollen an ihrem Teile mitwirken zur Lösung jener brennendsten Zeitfrage. Die folgende Abhandlung soll zeigen, auf welche Weise diese Mitwirkung geschehen ist und geschehen kann.

Wir werden das, was wir über diese Vereine zu sagen für erwünscht halten, so ordnen, daß wir 1) ihre Geschichte, 2) ihre Notwendigkeit, 3) ihre Möglichkeit, 4) ihre Wirklichkeit oder praktische Gestaltung und 5) ihr Verhältnis zu anderen Vereinen besprechen.

1.

Die Geschichte der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands umfaßt noch nicht ein Jahrzehnt. Erst im Jahre 1882 entstand der erste evangelische Arbeiterverein, der sich mit der sozialen Frage beschäftigte und zwar in Gelsenkirchen (Rheinland-Westfalen). Die Entstehungsgeschichte dieses ersten evangelischen

Arbeitervereins im jetzt gewöhnlichen Sinne des Wortes berichtet der Kalender für die Evang. Arbeitervereine Rheinland-Westfalens vom Jahr 1887 (s. Lic. Weber, „Praktische Anweisung zur Begründung und Leitung evang. Arbeitervereine", Leipzig 1890, Braun) mit folgenden Worten: „Herr Fischer und einige seiner Freunde, welche im Frühjahr 1882 einem Vortrag des Kaplan Laaf in der „Germania" zu Gelsenkirchen beiwohnten, gewannen die Überzeugung, daß für einen gesinnungstüchtigen evangelischen Arbeiter kein Raum in einem christlich sozialen (katholischen) Verein sei; im Gegenteil erkannten sie, daß der Katholisierung unserer evangelischen Bevölkerung entschieden Einhalt gethan werden müsse. So kamen sie auf Umwegen zu dem Herrn Lehrer Bischoff, dem sie erzählten, was man im christlich-sozialen Arbeitervereine erstrebe, und daß sie sich entschlossen hätten, einen eigenen evangelischen Arbeiterverein zu gründen. Herr Lehrer Bischoff sagte seine Mithilfe gerne zu, stellte jedoch die ausdrückliche Bedingung, der neue Verein müsse eine friedliche Lösung der sozialen Frage anzubahnen suchen und einen dahinzielenden Paragraphen in seine Satzungen aufnehmen. Es sei ja sehr schön, wenn sich die evangelischen Glaubensgenossen zusammenschlössen und zusammenfänden in einem Vereine, jedoch könne letzterer nur dann seine Zwecke voll und ganz erreichen, wenn er mit allen Kräften dazu beitrage, den sozialen Frieden wieder herzustellen. Im Einverständnis mit Herrn Fischer und seinen Freunden wurden alsdann die einzelnen Paragraphen beraten und in ihrer Fassung zu Vereinssatzungen vereinigt, welche mit einigen unwesentlichen Umänderungen von sämtlichen nachher gegründeten Vereinen angenommen worden sind. So geschah es, daß schon am zweiten Pfingsttage 1882 der erste unserer Vereine ins Leben treten konnte. Als intellektueller Begründer desselben ist ohne Zweifel also Herr Lehrer Bischoff in Gelsenkirchen anzusehen . . . Nachdem dann der Verein unter Dach und Fach gebracht war, galt es, Mittel und Wege zu finden, um die in den Satzungen vorgezeichneten Ziele zu erreichen. Hierzu waren drei Stücke erforderlich: 1. die Gründung einer Vereinsbücherei, um der damals stark verbreiteten Schandlitteratur, die das gesittete Leben zu untergraben drohte, kräftig entgegenzuarbeiten; 2. öffentliche Vorträge im Vereine abhalten zu lassen, welche

geeignet waren, die dem Christentum und der Kirche entfremdeten Arbeiter heranzuholen, und 3. den Beweis zu liefern, daß es dem Vereine mit der Anbahnung friedlicher Verhältnisse wirklich ernst sei. Letzteres geschah durch Aufnahme von Besitzenden in den Vorstand." Aus diesem Bericht über die Anfänge der evangelischen Arbeitervereine folgt, daß die letzteren einem sozialen und einem konfessionellen Interesse ihre Entstehung verdanken. Man wollte auf Grund des evangelischen Glaubens das soziale Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, das durch die glaubens- und liebloſe Sozialdemokratie zu einem immer feindlicheren geworden war, zu einem friedlicheren gestalten helfen. Dem Gelsenkirchener Verein folgten bald andere auf gleicher Grundlage. Der scharfe Gegensatz, in welchen die Evangelischen Rheinlands und Westfalens durch die Herausforderungen des römischen Katholizismus gedrängt wurden und werden, förderte das evangelische Bewußtsein und begünstigte die Begründung evangelischer Arbeitervereine. Dieselben traten danach zu einem Verband zusammen. Über den gegenwärtigen Bestand der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands entnehmen wir dem am 26. Mai 1891 auf dem „Evang.-sozialen Kongreß" zu Berlin erstatteten und im „Evang. Arbeiterboten" abgedruckten Berichte des unermüdlichen Vorkämpfers für die Sache der ev. Arbeitervereine, P. lic. Weber in M.-Gladbach, die folgenden Mitteilungen. Der rheinisch-westfälische Verband zählt jetzt 80 Vereine mit 20710 Mitgliedern. Die größten Vereine des Verbandes waren nach der Statistik von 1888: Dortmund mit 1698, Essen (der ev. Bürger- und A.-V.) mit ca. 1200, Duisburg mit 872, Bochum mit 800, Gelsenkirchen mit 728, Altendorf mit 650, Schalke mit 600, Oberhausen mit 550, Herne mit 507, Hagen und Hörde mit 500, Witten mit 450, Elberfeld mit 400 und Eickel mit 390. Im Königreich Sachsen sind, soweit bis jetzt bekannt, 18 derartige Vereine mit nahezu 2000 Mitgliedern entstanden und zwar in Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau, Freiberg, Bockwa, Pölbitz, Eckersbach, Planitz, Niederhaßlau, Kirchberg, Oberlungwitz, Lugau, Friedrichsgrün, Deuben, Potschappel, Wilkau, Elsterberg, Eula. Wie schnell die Sache der ev. Arbeitervereine sich entwickelt, zeigt auch

Bayern, wo nicht mehr bloß 41 derartige Vereine bestehen, wie im Jahre 1890 zu berichten war (vergl. auch Ostertag, Helfen und Heilen, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1890), sondern — einer freundlichen Mitteilung des Herrn Pfr. Bohrer zufolge — bereits 50 vorhanden sind. Die Entstehung der ersten bayerischen Arbeitervereine reicht bis in die Jahre 1861 und 1848 zurück; aber sie beschränken sich*) auf die Pflege des christlich-patriotischen Sinnes, ohne Sozialpolitisches in ihr Programm aufzunehmen. § 1 der Satzungen des ev. Arbeitervereins in Nürnberg lautet: „Der ev. A.-V. in N. steht auf dem Boden des auf die hl. Schrift gegründeten ev. Bekenntnisses und hat den Zweck, auf Grund desselben unter seinen Mitgliedern christliche Sitte und Bildung zu pflegen und dieselben anzuleiten zu einem christlichen Wandel, zur Vaterlandsliebe und zur Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung ihres irdischen Berufes." Auch der „Protestantische Arbeiterverein" in Kaiserslautern läßt in seinen Satzungen das soziale Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern unerwähnt; als Zweck des Vereins gilt „Pflege des religiös-sittlichen Lebens, Förderung allgemeiner Bildung und Stärkung des Patriotismus." Dagegen beschäftigen sich die evang. Arbeitervereine Württembergs**) mit der sozialen Frage; wenigstens spricht es der Schramberger Verein in § 2 seiner Satzungen ausdrücklich aus mit den Worten: „Auf Grund des evangelischen Glaubensbekenntnisses und treuer Vaterlandsliebe soll der Verein ein Band des Zusammenhalts und ein Mittel geistiger Förderung mannigfacher Art sein und dabei besonders die sozialen Fragen und die wahre Hebung des Arbeiterstandes im Auge haben." Der evang. Arbeiterverein zu Erfurt stellt an die Spitze seiner Satzungen die Bestimmung: „Der Verein ist ein sozialer Verein". In Hamburg, Altona und Ottensen, den Hauptquartieren der Sozialdemokratie, bestehen „evangelisch-soziale Arbeitervereine". § 2 des Hamburger Statuts bezeichnet

*) Herr Pfr. Bohrer-Nürnberg schreibt den 3. Juli 1891 an den Verf.: „Eine in diesem Herbst zusammentretende Vertretung wird beraten, ob man nach dem Muster der rhein.-westfäl. Vereine nach der politischen Seite hin Stellung nehmen soll".

**) Einer gütigen Mitteilung des Herrn Stadtpf. Traub in Schramberg vom 2. Juli 1891 gemäß giebt es in Württemberg z. Z. 13 Ev. Arbeitervereine mit über 1000 Mitgliedern.

als Zweck: „die soziale Reformpolitik, wie sie vor allem von unserem Kaiser erstrebt wird, zu vertreten und zu fördern; zur Wahrung oder Wiederherstellung eines friedlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern nach Kräften mitzuwirken, berechtigte Interessen und Ansprüche des einen wie des andern Teils zu unterstützen, unberechtigte zu bekämpfen."

Da die evang. Arbeitervereine keine rein politischen Vereine sind, so war auch der Zusammenschluß zu Kreis-, Provinzial- und Landesverbänden und die Begründung des Gesamtverbandes der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands gesetzlich zulässig. So entstanden der Rheinisch-Westfälische Verband, welcher sich in Kreisverbände gliedert, der Württemberger Verband, der Bayerische Arbeitervereinsbund, der Mitteldeutsche Verband, welcher die evang. Arbeitervereine in der Prov. Sachsen, Herzogtum Anhalt und den Thüringer Staaten umfaßt und seine Geschäfte für je 3 Kalenderjahre durch den Vorort leitet (für 1891—93 ist Erfurt gewählt). Im Königreich Sachsen, wo Herr Präsident v. Berlepsch Exc. dieser Bewegung besonders nahe steht, ist die Begründung eines Landesverbandes geplant, ebenso in der Provinz Schlesien. Der Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands ist am 6. Aug. 1890 in Erfurt begründet worden. Das provisorische geschäftsführende Komitee (P. Werth-Schalke, Vors.) und das „provisorische Preßkomitee" (P. Günther, Breslau, Vors.) des Gesamtverbandes haben bald darauf einen Aufruf erlassen, dem sich ohngefähr 450 Männer aus allen Teilen Deutschlands und aus allen Ständen anschlossen. Der „Aufruf an die deutsche evangelische Christenheit" lautete: „Am 1. Oktober d. J. ist das Sozialistengesetz außer Kraft getreten. Der Sozialdemokratie sind damit Thür und Thor vollends geöffnet. Keck und immer kecker erhebt diese Partei ihr Haupt und träumt sich schon als Herrin unseres Vaterlandes. Um so entschiedener tritt an alle Männer von wahrhaft evangelischer und vaterländischer Gesinnung die Forderung heran, mit Einsetzung ihrer ganzen Person an der Lösung der unserer Zeit durch das Evangelium gestellten Aufgaben mitzuarbeiten. Dazu gehört ein planmäßiger Zusammenschluß aller Kräfte, namentlich auch im Arbeiterstande. Angeregt durch die großen sozialreformatorischen Gedanken unseres jugendstarken Kaisers

haben ſich die Anfänge zu ſolchem Zuſammenſchluſſe ſchon gebildet. Es gilt nur, dieſe Anfänge zu ſtärken. Zu dieſem Zwecke haben die Unterzeichneten die Gründung eines Geſamtverbandes aller deutſchen evangeliſchen Arbeitervereine und ähnlicher, auf evangeliſch-patriotiſchem Grunde ſtehender Bürger-, Volks- und ſozialer Vereine bethätigt. Ein Ausſchuß, welcher Männer aus allen Teilen unſeres Vaterlandes umſchließt, wird einmal im Jahr zuſammentreten. In der Zwiſchenzeit wird ein geſchäftsführendes und ein Preßkomitee alle Verbandsangelegenheiten beſorgen. Unſere Bitte an Euch, Ihr deutſchen evangeliſchen Männer, iſt nun dieſe: Schließt euch zu dieſem großen Verbande mit uns zuſammen, damit wir mit vereinter Kraft den Kampf gegen die Sozialdemokratie auf der ganzen Linie aufnehmen können. Die Zeit iſt ernſt, der uns aufgedrungene Kampf rieſengroß. Wir verzagen aber nicht, denn die gerechte Sache muß ſiegen. Darum mit entrollter Fahne ‚Vorwärts'".

Die Zahl der in Deutſchland beſtehenden evangeliſchen Arbeitervereine iſt nach Mitteilung des „Ev. Arbeiterboten" 1891 Nr. 65 251 mit etwa 105000 Mitgliedern. Wahrlich eine ſtattliche Zahl!*)

Die bisherige Wirkſamkeit dieſer Vereine iſt zweifellos eine ſegensreiche geweſen. Dieſelben haben weſentlich dazu beigetragen, daß das evangeliſche Bewußtſein unter ihren Mitgliedern und Gäſten gegenüber den irreligiöſen und irrgläubigen Strömungen der Zeit geſtärkt und die Vaterlandsliebe gegenüber der vaterlandsloſen Sozialdemokratie gepflegt worden iſt. Auch iſt nicht bloß das freundliche Verhältnis der Vereinsmitglieder zu ihren Arbeitgebern gewahrt worden, ſondern auch in weiteren Kreiſen haben dieſe Vereine zur Förderung des ſozialen Friedens beigetragen. P. lic. Weber konnte auf dem „Ev.-ſozialen Kongreß" (1891 D. L.) die erfreuliche Thatſache mitteilen, es ſei weſentlich der entſchiedenen Erklärung des Rheiniſch-Weſtf. Verbandes gegen den letzten Bergarbeiterausſtand mitzuverdanken, daß derſelbe nicht ſo, wie es geplant war, zum Ausbruch gekommen wäre, und der Erfurter Verein hat im Schuhmacherausſtand verſöhnend und vermittelnd einzuwirken geſucht; auch

*) Dieſelbe iſt in ſtetem Wachſen begriffen. So wird z. B. in dem „Ev. Arbeiterboten" vom 14. und 21. Mai 1892 über zwei neuentſtandene ev. Arbeitervereine berichtet, über einen ſolchen in Speyer, welcher im Januar 1892 mit 55 Mitgliedern begann und ſchon über 300 Mitglieder hat und über einen in Buchholz bei Annaberg.

der „Ev.-soziale Arbeiterverein“ in Hamburg hat bei dem dortigen Cigarrenarbeiterstreik in friedlichem Sinne gewirkt. Überhaupt ist durch das Bestehen eines evangelischen Arbeitervereins den christlich-patriotisch gesinnten Arbeitern ein Halt und Schutz gegen das terrorisierende Auftreten der Sozialdemokratie gegeben. Auch ist durch die lehrreichen Vorträge, die allmonatlich oder alle 14 Tage, in manchen Vereinen sogar allwöchentlich gehalten worden sind, viel zur Aufklärung des arbeitenden Volkes über die wichtigsten Fragen des Lebens und der Zeit geschehen und die Beteiligung der verschiedenen Stände an der Mitgliedschaft oder wenigstens an den Bestrebungen dieser Vereine half zur Überbrückung der Kluft, welche den Arbeiterstand von der übrigen Bevölkerung vielfach trennt. Von diesem sozialen Gesichtspunkte aus ist es mit Freuden zu begrüßen, wenn hie und da der gegen die Sozialdemokratie gerichtete Verein „Ev. Bürger- und Arbeiterverein“ oder „Ev. Volksverein“ sich nannte. Ein Zeichen eingehenden Interesses für die sozialen Zustände ist auch der Fragebogen, den kürzlich einer der rheinischen Kreisverbände im Anschluß an einen Fragebogen des Bergischen Vereins für Gemeinwohl zur Ermittelung der Arbeiterverhältnisse den Vereinsvorständen zur allmählichen Ausfüllung übersandt hat. Die Zusendung solchen Fragebogens wird sicherlich manchem Verein Anlaß zu fruchtbaren Aussprachen gegeben haben. Auch ist zu erwähnen, daß der Vorstand des Rhein.-Westf. Verbandes am 30. November 1890 eine Eingabe an den Reichstag, die Sonntagsruhe und Frauenarbeit betr., gerichtet, und der Kreisverband ev. Arbeitervereine von Zwickau und Umgegend im Sommer 1891 eine Eingabe an die Reichsregierung beschlossen hat, angesichts der den Arbeiter besonders schwer drückenden Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel thunlichst Maßregeln zu treffen, welche geeignet sind, der bestehenden Teuerung abzuhelfen.*) Durch die Pflege des Gesangs und der Musik, sowie durch Errichtung von Büchereien ist manches geschehen zur Bildung und Bewahrung der Arbeiter.

Zu den volkswirtschaftlichen Maßnahmen, die zur Förderung der zeitlichen Wohlfahrt durch die ev. Arbeitervereine getroffen worden sind, gehört die am 30. Juni 1890 zunächst nur

*) Dadurch ist, wenn auch unbeabsichtigter Weise, wohl nur der freisinnig-sozialdemokratischen Agitation in die Hände gearbeitet worden. D. L.

für die Vereine in M.-Gladbach, Rheydt und Mülfort begründete „Hilfs-Kranken- und Begräbnis-Kasse Ev. Arbeitervereine (Eingeschriebene Hilfskasse)“ mit dem Sitze in M.-Gladbach. Diese Kasse, der auch andere Vereine oder Vereinsmitglieder noch beitraten, hat in der Zeit vom 14. Juni 1890 bis 1. April 1891 eine Gesamteinnahme von ℳ. 1769,97 gehabt, welcher eine Ausgabe von ℳ. 657,40 gegenüber stand, so daß am 1. April 1891 ein Kassenbestand von ℳ. 1112,57 blieb. Auch haben ev. Arbeitervereine Sparkassen und Unterstützungskassen begründet. Auch sonst hat es nicht an materiellen Hilfeleistungen durch die ev. Arbeitervereine gefehlt. Es sind z. B. gemeinsame Einkäufe von Kohlen und Kartoffeln u. s. w. in Menge vorgenommen worden, so daß die Mitglieder zu billigerem Preise Lebensmittel erlangen konnten. Neuerdings hat sich in dem Kölner Ev. Arbeiterverein ein „Wohnungs- und Konsum-Verein evang. Arbeiter, Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht“ gebildet, bei welchem es sich in erster Linie um die Beschaffung von Arbeiterwohnungen handelt (s. „Ev. Arbeiterbote“ 1891 Nr. 97). Sehr erfreulich ist auch die von Pfr. Arndt-Volmarstein herbeigeführte Begründung eines Feierabendhauses für alte Arbeiter und Arbeiterinnen Rheinlands- und Westfalens. Dem Arbeiter zu seinem Rechte zu verhelfen, oder Rat in Rechtsangelegenheiten zu erteilen, läßt sich der Chemnitzer ev. Arbeiterverein angelegen sein, indem in diesem an Mitgliedern starken Verein eine „Rechtsschutzkommission“ eingerichtet ist; der Dresdener Verein hat unter die Mittel zu seinen Zwecken auch „Vermittlung von Rechtsbeistand“ aufgenommen (§ 2 der Satzungen).

Ein besonders erfreuliches Bild eifriger und segensreicher Thätigkeit gewährt ein Blick in die dem Verfasser gütigst zugesandten Jahresberichte des Breslauer Vereins, welcher am Schlusse des Geschäftsjahres 1890/91 im ganzen 2473 Mitglieder zählte und in 9 Bezirke oder Gruppen mit einer Mitgliederzahl von 133 bis 441 sich teilt.

2.

Die Notwendigkeit, evangelische Arbeitervereine zu begründen, liegt darin, daß die Sozialdemokratie mit stets wachsendem Erfolge darauf ausgegangen ist und noch immer ausgeht, die Arbeitermassen für die gegen Thron und Altar gerichteten Bestrebungen

zu gewinnen. Würde sich dieselbe darauf beschränken, die Besserung der wirtschaftlichen Lage des arbeitenden Volkes mit allen Kräften und Mitteln, aber auf Grund der bestehenden Ordnung in Staat und Kirche zu erstreben, so würde die Begründung ev. Arbeitervereine nicht nötig sein; man würde es den Arbeitern nicht verargen, wenn sie ihre gemeinsamen Interessen gemeinsam vertreten und mit vereinten Kräften fördern wollten; ja man würde in Rücksicht darauf, daß die Arbeiter im Verhältnis zur gewaltigen Macht des Kapitals die Schwachen (aber nicht die „Enterbten", wie man früher selbst in Regierungskreisen sich auszudrücken beliebte) sind, den mächtigeren Staat zur Hilfleistung für die Schwachen aufrufen müssen, wenn er es nicht selbst thäte. Aber die Arbeitermassen lassen sich nicht daran genügen, daß unser Kaiser im Anschluß an die von Kaiser Wilhelm I. erlassene Botschaft vom Jahre 1881 mit arbeiterfreundlichem Eifer das gesetzgeberische Werk des Arbeiterschutzes fortsetzte und weiter fortführen will. Obgleich sie öfters die guten Absichten des Kaisers wenigstens privatim anerkennen, wähnen sie doch, daß nur, wenn das ganze Staatswesen mit der kaiserlichen Spitze und den fürstlichen Machthabern völlig umgestürzt und in den Sozialistenstaat verwandelt werde, die Bestrebungen des Arbeiterstandes Erfolg haben würden. Alles, was der gegenwärtige Staat zur Besserung der Lage des Arbeiterstandes thue und thun könne, sei nicht nennenswert, das ganze System der alten Weltordnung sei unfähig, „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" für alle Menschen herbeizuführen, darum „wert, daß es zu Grunde gehe." Da aber die jetzt herrschenden Klassen, die Träger der obrigkeitlichen Gewalt, wie die Inhaber kirchlicher Aemter und die Besitzer des von den Arbeitern erzeugten, eigentlich diesen gehörigen Reichtums nie freiwillig auf ihre Herrschaft, ihre Würde, ihren Reichtum Verzicht leisten würden, so müsse mit Gewalt diese alte Herrschaft gebrochen werden. Dieser Zweck gewaltsamen Umsturzes könne und müsse nur durch die den Führern ergebenen „Arbeiterbataillone" erstrebt und erreicht werden. Doch da die Arbeitermassen so lange nicht einig und willig zu solcher Gewaltthat sind, so lange sie noch auch nur zum Teil mit ihrer Lage einigermaßen zufrieden sind und dem alten Glauben anhangen, welcher Aufruhr verbietet und Gehorsam gegen die Obrigkeit gebietet

und durch die Furcht vor einem zukünftigen Weltgericht von der gänzlichen Unterdrückung der Stimme ihres Gewissens sich abhalten lassen, darum ist das unausgesetzte Streben der sozialdemokratischen oder sozialrevolutionären Führer sowie ihrer bewußten Gehilfen darauf gerichtet, die Zufriedenheit nicht aufkommen zu lassen, sondern die Lage des Arbeiters in den grellsten, wenn auch noch so unwahren, Farben als eine jämmerliche, elende, menschenunwürdige zu schildern und unter gehässiger Bekämpfung des Glaubens und der Gläubigen den Unglauben zur Geltung zu bringen, welcher das menschliche Ich zum alleinigen Gesetzgeber macht und dem Menschen Alles erlaubt. Mit den stärksten Ausdrücken wird die Zufriedenheit, welche die hl. Schrift in Verbindung mit der Gottseligkeit einen „großen Gewinn" nennt, als thöricht und lasterhaft geschildert. So sagte das „Sächs. Wochenblatt" (jetzt „Sächs. Arbeiterzeitung" genannt) wörtlich folgendes: „Die Zufriedenheit ist das schlimmste Laster. Keine Dummheit, keine Branntweinpest und kein anderes Laster kann so sehr ein Volk zurückbringen, als Zufriedenheit. . . . Dummheit läßt sich durch Belehrung aufheben, wenn nicht ein geistiges Fehl vorliegt, Zufriedenheit ist das sicherste Anzeichen eines schon gebrochenen Geistes, ist an und für sich schon ein geistiges Fehl, ein Wahnsinn der Selbsterniedrigung, das Gegenteil des Größenwahns, aber ebenso wie dieser das Zeichen einer Gehirnkrankheit." In Übereinstimmung mit diesen schändlichen Äußerungen sprach sich ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter mit Bezug auf die in der „Volksstimme" erschienene Empfehlung eines Mäßigkeitsredners kürzlich so aus: „Ich lehne hiermit die Verantwortung ab, da es mir nicht einfallen kann, einen Mann zu empfehlen, der dem Volke Genügsamkeit predigt." Die Schürung der Unzufriedenheit gelingt den falschen Volksführern nur dann, wenn das Volk die irdischen Güter und Genüsse für die Hauptsache hält, und das letztere ist nur dann der Fall, wenn es die himmlischen Schätze des göttlichen Wortes und Sakramentes verachtet. Darum und um die Gemüter zur Revolution willig zu machen, sucht die Sozialdemokratie vor allem den Glauben zu nehmen. Ein schlichter Bergmann sagte in einem Gespräch über die Sozialdemokraten zu dem Verfasser: „das Erste ist, daß sie auf den Glauben schimpfen thun." Zwar nach außen hin und offiziell

kleiden ſie ſich in die Schafskleider der Unſchuld und Neutralität. Das ſozialdemokratiſche Programm ſagt, Religion ſei Privatſache, d. h. jeder Arbeiter könne es mit der Religion halten, wie er es wolle. Dieſer Ton der Duldſamkeit wird hauptſächlich dann angeſchlagen, wenn es ſich um „Bauernfang" oder überhaupt Agitation auf dem Lande handelt. Vor den „dummen Bauern" ſoll ja nicht auf den Glauben geſchimpft werden; es könnte ſonſt leicht der Fall ſich wiederholen, daß die in ihrem Heiligſten angegriffenen Landbewohner von ihren kräftigen Fäuſten einen unliebſamen Gebrauch machten. Ja die aufs Land geſendeten Agitatoren haben ſogar die Weiſung erhalten, mitunter Bibelſprüche in ihre Reden einzufügen. Aber ſobald es zweckmäßig erſcheint, werfen die „reißenden Wölfe" die heuchleriſchen Schafskleider ab und offenbaren dreiſt ihren Unglauben, um die Arbeiter für denſelben zu gewinnen. Damit nun alle die kleinen Führer und Regierer der ſozialdemokratiſchen Partei an den oberſten Häuptern derſelben auch in dieſer Hinſicht Vorbilder hätten, nach denen ſie ſich richten könnten, haben die Parteihäupter auch ihren entſchiedenen Gegenſatz gegen Chriſtentum und Kirche ausgeſprochen. Liebknecht ſagt mit Bezug auf den Namen Gottes: „Die Verläſterung des Namens iſt nötig, um der Sache den Garaus zu machen." Und Bebel ſagte den 17. Januar 1872 im Reichstag: „Iſt erſt einmal die himmliſche Autorität untergraben, dann hört natürlich auch die irdiſche Autorität ſehr bald auf, und die Folge davon wird ſein, daß auf politiſchem Gebiete der Republikanismus, auf ökonomiſchem Gebiete der Sozialismus und auf dem Gebiete, was wir jetzt das religiöſe nennen, der Unglaube ſeine volle Wirkſamkeit ausübt." Daß die Sozialdemokratie die unverſöhnliche Gegnerin des Kaiſers und der Fürſten iſt, ſpricht ſie ſelbſt aus, früher offener und deutlicher als jetzt. Zwar ſind die Sozialdemokraten meiſtens nicht feindlich gegen die Perſon des Kaiſers oder Königs geſinnt; ſie beteiligen ſich wohl auch am Hurrahrufen, wenn der Landesherr eine Stadt beſucht, wie dies ein Chemnitzer Arbeitgeber an einem entſchiedenen, unter der verſammelten Menſchenmenge befindlichen Sozialdemokraten beobachtet hatte, der dem die Stadt beſuchenden Könige laut zujauchzte. Sind die Sozialdemokraten nicht bei einander, ſondern vereinzelt und verſtreut unter der Menge, ſo huldigen ſie dem

Könige, sei es aus liebgewordener Gewohnheit von der Militärzeit her oder weil sie sich vom Strome der patriotischen Begeisterung mitfortreißen lassen. Aber wenn sie versammelt sind oder sonst agitatorisch auftreten, dann vermeiden sie geflissentlich jedes Zeichen der Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter, wie auch die sozialdemokratischen Abgeordneten sich jeder derartigen Kundgebung auf dem Reichstage oder im Landtage entziehen. Denn sie meinen, daß die Monarchie doch nie für die Pläne des Sozialismus zu gewinnen, darum zu stürzen sei, um einer Präsidentschaft, deren Vertreter vom allein souveränen Volke gewählt werden müsse, Platz zu machen. Bezeichnet man sie deshalb als Revolutionäre, so geben dies die Einen zu, die Anderen aber suchen es abzuleugnen oder abzuschwächen, indem sie sagen, sie meinten, wenn sie von Revolution redeten, nur eine geistige Umwälzung, nicht eine blutige. Daher kommt es auch, daß im Volke jetzt die Meinung verbreitet ist, es werde der völlige Umsturz, den die Sozialdemokratie erstrebe, ganz ohne Blutvergießen vor sich gehen; nach Erlangung der Mehrheit im Reichstage werde die gegenwärtige Staatsmaschine außer Betrieb gestellt und durch eine ganz neue Ordnung ersetzt werden, das sozialdemokratische Heer, das gegen die Mitbürger nicht schießen werde, würde dann dem Kaiser den Gehorsam verweigern und ihn zur Abdankung zwingen, ähnlich wie die Abschaffung des Kaisertums in Brasilien ohne blutigen Bürgerkrieg erfolgt sei. Daß die brasilianischen Verhältnisse ganz anders liegen, als die deutschen, wird dabei übersehen. Aber auch, wenn die Verwandlung des deutschen Kaiserreichs in eine Republik so leicht sich vollziehen ließe ohne Blutvergießen, so wäre doch die Auflehnung des Heeres gegen den obersten Kriegsherrn die völlige Revolution. Die weiterblickenden unter den sozialdemokratischen Führern geben sich auch solcher Selbsttäuschung nicht hin, sondern wissen, daß der blutige Zusammenstoß nicht ausbleiben wird, wenn alle sozialdemokratischen Forderungen aufrecht erhalten bleiben.*) Macht man den Revolutionären deshalb Vorwürfe, so sagen sie: „Wenn es zum blutigen Zusammenstoß kommt, so sind nur die Fürsten daran schuld, die

*) Liebknecht sagt in seiner Schrift: „Die politische Stellung der Sozialdemokratie“: der Sozialismus sei eine Machtfrage, die in keinem Parlamente, die nur auf der Straße, auf dem Schlachtfeld zu lösen sei.

beharrlich den Forderungen des Volkes widerſtreben; danken ſie dann nicht freiwillig ab, ſo haben ſie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie mit Gewalt entſetzt werden." Die Möglichkeit gewaltſamer Entthronung deutete Liebknecht auch noch vor nicht langer Zeit ſehr verſtändlich an, als er in einer Berliner Volksverſammlung ſagte: „Haben wir erſt das Volk hinter uns und die Mehrheit im Reichstage, dann muß ſich entweder der Staat in einen ſozialdemokratiſchen verwandeln oder es giebt eine furchtbare Kataſtrophe, aus der aber die Sozialdemokratie als Sieger hervorgehen wird." Und im „Vorwärts", dieſem offiziellen Preßorgane der ſozialdemokratiſchen Partei, hat man die Dreiſtigkeit, zu behaupten, daß die Lehre von dem göttlichen Recht der Monarchen ſich nicht mehr ans Tageslicht wagen könne und nur noch von Irrenhäuslern oder heuchleriſchen Hanswurſten in ihren Conſequenzen verfochten werde. Und wie die Sozialdemokratie die Monarchie umzuſtürzen ſucht, ſo richtet ſie auch ihren mörderiſchen Haß gegen die Beſitzenden und Arbeitgeber. Das Schwert der Obrigkeit hindert ſie, ihr Meſſer ins Blut der Kapitaliſten zu tauchen, aber wirtſchaftlich die Unternehmer zu Grunde richten, iſt eine ihrer erſten und nächſten Aufgaben. In Nürnberg ſagte der Führer der Leipziger Buchdruckerbewegung (vergl. „Dresdener Journal" 1891, Nr. 285): „Die Buchdruckerbewegung iſt ein Klaſſenkampf in ſchärfſter Form . . . In dem entfeſſelten Sturme muß und ſoll die Unternehmerſchaft zu Grunde gehen." Und laut öffentlicher Erklärung der Dresdener Buchdruckereibeſitzer hatte der Vertrauensmann der Gehilfen zu ſeinem ehemaligen Prinzipale geſagt: „Wir wollen jetzt den Neunſtundenarbeitstag, das nächſte Mal verlangen wir den achtſtündigen, und dann werden wir den Prinzipalen diktieren, ob wir noch 6 oder 8 Stunden arbeiten wollen." Daß aber die Sozialdemokratie auch zum Blutvergießen bereit iſt, ſobald ſie Ausſicht hat, damit zu ihrem Ziele zu kommen, bezeugt u. A. die Thatſache, daß, als der Abgeordnete v. Stumm im April 1891 vor dem verſammeltem Reichstage den im „Vorwärts" abgedruckten Vers: „Und haut man die entmenſchte Brut millionenfach zu Brei, daß Henkersblut zum Himmel ſpritzt, dann bin ich auch dabei" den Sozialdemokraten vorhielt mit der Frage: Sind Sie dann auch dabei, Herr Auer?, weder dieſer noch ein anderer Sozialdemokrat

dieſem bluttriefenden Ausſpruche entgegentrat. Sie konnten es auch nicht, weil derſelbe mit den haßerfüllten Beſtrebungen der Sozialdemokratie übereinſtimmt. Wenn Bebel am 14. April 1875 im Reichstage erklärte, daß die Pariſer Kommune ſtellenweiſe noch mit einer Mäßigung verfahren ſei, die ſie vielleicht in einem ähnlichen Falle in Deutſchland ſchwerlich anwenden würde und auch ſonſt die Geſinnungsgemeinſchaft mit der mordenden, brennenden und verwüſtenden Pariſer Kommune kundgegeben wurde, ſo entſprechen ſolche Äußerungen zwar nicht mehr der gegenwärtigen „Taktik" der Partei, aber die Geſinnung der bewußten Sozialdemokraten iſt nicht im Geringſten eine andere geworden; ſie ſind wohl ſchlauer, aber nicht beſſer, wohl vorſichtiger, aber nicht gemäßigter geworden. Ihre Geſinnung iſt immer noch dieſelbe, wie ſie dieſelbe einmal ausſprachen mit den Worten Herwegh's:

„Die Liebe kann erlöſen nicht,
Die Liebe nicht erretten.
Halt du, o Haß, dein jüngſt Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten.
Bis unſre Hand in Aſche ſiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen,
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich haſſen."

Auch wenn der Arbeitgeber noch ſo wohlwollend und liebevoll iſt, der „richtige" Sozialdemokrat haßt ihn und hetzt gegen ihn. Die guten Werke der chriſtlichen Liebe werden verdächtigt und als Erzeugniſſe der Angſt geſchmäht. Die Thätigkeit des Unternehmers, ohne deſſen Eifer und Geſchick das Unternehmen ſtill ſtehen und Arbeitsloſigkeit eintreten würde, wird verachtet; nur die „Arbeit" gilt allein als Quelle des Reichtums. Die Sünden eines einzelnen Arbeitgebers werden aufgebauſcht und verallgemeinert, aber die Miſſethaten des Arbeiters werden verſchwiegen oder beſchönigt.

Dieſen gottesleugneriſchen, königsmörderiſchen, vaterlandsloſen, von Haß und Ungerechtigkeit erfüllten Beſtrebungen der Sozialdemokraten muß entgegengetreten werden und zwar gemeinſam nicht einſam. Einigkeit macht ſtark. Darum ſind evangeliſche Arbeitervereine mit der Loſung aus 1 Petri 2, 17: „Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König!" den ſozialdemokratiſchen Vereinen entgegenzuſetzen.

Man hat die Notwendigkeit derſelben verneint mit Hinweis auf die Kirche, welche allein mit den göttlichen Gnadenmitteln des Wortes und Sakramentes und durch die beſondere Seelſorge die rechte Hilfe bringen könne; wo Gottes Wort gehöret und die Sakramente recht gebraucht würden, und wo der Geiſtliche in liebevoller Seelſorge dem Einzelnen nachgehe, auch nach Kräften die leibliche Not zu lindern ſuche, da werde auch die Sozialdemokratie keine feſte Wurzel faſſen können. Aber wenn nun bereits die Sozialdemokratie in breiten Schichten des Volkes feſte Wurzel gefaßt hat, was dann? Wie ſind die Sozialdemokraten auf andere Wege zu bringen, oder wenn dies unmöglich, wie ſind die, welche in Gefahr ſtehen, den unabläſſigen, von Fabrik zu Fabrik, von Werkſtatt zu Werkſtatt, von Haus zu Haus getragenen Agitationen zum Opfer zu fallen, dieſer Gefahr zu entreißen und im Glauben zu feſtigen? Freilich, gäbe es nur kleine, überſehbare Parochien, wo der Seelſorger in ſteter Berührung mit ſeinen Parochianen bleibt und leicht Gelegenheit findet, auf jeden Einzelnen rettend oder bewahrend einzuwirken, dann bedürften wir nicht der evangeliſchen Arbeitervereine. Dem Bedürfniſſe, in zwangloſer Weiſe öffentliche Angelegenheiten oder Fragen der Zeit zu beſprechen, könnte durch Hausväterverſammlungen genügt werden. Aber da es große, induſtriereiche Orte mit zahlreicher Arbeiterbevölkerung giebt, wo es an ausreichenden geiſtlichen Kräften fehlt, und teils infolge dieſes Mangels, teils infolge der raſtloſen ſozialdemokratiſchen Verhetzung dahin gekommen iſt, daß die meiſten Arbeiter in Unglauben verſunken ſind, die Gnadenmittel Gottes verachten und von dem Einfluſſe der Kirche ſich fern halten, ſo ſollen die evang. Arbeitervereine, die ſich in weltlichen Lokalen verſammeln, dazu helfen, die verhetzten Arbeiter der Kirche wieder näher zu bringen, die noch Schwankenden dem ſtärkenden Einfluſſe des göttlichen Wortes zuzuführen und die glaubensfeſten Arbeiter zu ſammeln. Zwar werden ſolchen Vereinen nur diejenigen Arbeiter als Mitglieder ſich anſchließen, ja nur die ſich anſchließen dürfen, welche ſozialdemokratiſchen Vereinen nicht angehören und der Kirche noch nicht ganz entfremdet ſind. Aber da der gaſtweiſe Zutritt zu den Vereinsabenden, wo Vorträge im evangeliſch-ſozialen Sinne und freie Ausſprachen darüber erfolgen, auch Sozialdemokraten wie denen, die im Begriff

ſtehen, ſozialdemokratiſch zu werden, — auch die letzteren ſind zahlreich — völlig frei ſteht oder ſtehen ſollte, vorausgeſetzt, daß ſie ſich anſtändig betragen, ſo iſt damit den der Kirche entfremdeten Arbeitern zur Annäherung an die Kirche eine neue Gelegenheit gegeben, die ſie eher ergreifen als die Gelegenheit, im Hauſe Gottes das Wort des Herrn zu hören. Die anderen Arbeiter aber, die noch am Glauben feſthalten und Treue dem Kaiſer und Könige bewahren wollen, erlangen durch die evang. Arbeitervereine Halt und Schutz gegenüber dem mächtigen Vordringen der Sozialdemokratie. Der einzelne wohlgeſinnte Arbeiter würde ohne Zuſammenſchluß mit Gleichgeſinnten endlich doch der Verſuchung erliegen, an die große, ſtarke (ſozialdemokratiſche) „Arbeiterpartei“ ſich anzuſchließen, zumal da ihm vorgeredet wird, daß die Sozialdemokratie jedem ſeinen Glauben laſſe, keineswegs einen gewaltſamen Umſturz beabſichtige, ſondern nur die wirtſchaftliche Hebung des Arbeiterſtandes beabſichtige. Handelt es ſich um Gewinnung neuer Geſinnungsgenoſſen, ſo werden nur die nächſten Ziele genannt, die ja zum Teil berechtigt ſind, dagegen die letzten Ziele ſorgſam verſchwiegen. Sind aber die neuen Geſinnungsgenoſſen fähig zum Verſtändnis der letzten Ziele geworden, ſo werden ſie auch für dieſe bearbeitet. Dieſe letzten Ziele den noch werdenden Sozialdemokraten ſchonungslos aufzudecken, ſie vor dem Betreten dieſer verderblichen Wege zu warnen und im Widerſtande gegen den ſozialdemokratiſchen Terrorismus zu ſtärken, gehört zu den notwendigen Aufgaben der ev. Arbeitervereine. Welche Macht der von der Sozialdemokratie ausgeübte Terrorismus — auch eine Art „Schreckensherrſchaft“ — bei Ausſtänden und Agitationen iſt, zeigen viele Thatſachen. Wie oft werden Familienväter durch jugendliche Genoſſen, die für keine Familie zu ſorgen haben und ihren Aufenthalt ſchnell wechſeln können, vergewaltigt, daß ſie gegen ihren Wunſch und Willen am Ausſtande ſich beteiligen! Und wie heftig ſuchen ſozialdemokratiſche Geſellen den Mitarbeiter derſelben Werkſtatt, der noch nicht ganz der Ihrige iſt, für ihre Partei zu gewinnen! Ein junger Schneider N. in Z. arbeitete mit zwei ſozialdemokratiſchen Geſellen in der Werkſtatt eines nicht ſozialdemokratiſchen Meiſters; da N., den dieſelben auf alle mögliche Weiſe täglich bedrängten und beſchimpften (ſie ſagten u. A., ſein

Gehirn müsse doch verfault sein), nicht sich überreden ließ, sondern auf seinem gläubigen Standpunkte verharrte, kündigte ihm der Meister, um Frieden zu haben und die beiden anderen Schneider nicht einzubüßen. Terrorismus übt die Sozialdemokratie nicht bloß auf die Arbeiter, sondern auch möglichst auf die Meister und auf alle aus, die ihr irgendwie erreichbar sind. Besonders vergewaltigen sie auch die kleinen Geschäftsleute, deren Dasein zumeist von der Arbeiterklasse abhängt. Ein Krämer, sonst konservativ denkend, meinte doch um des Geschäfts willen zuweilen in der Schenke, wo die Sozialdemokraten verkehren, sich sehen lassen zu müssen. Und ein anderer kleiner Kaufmann erzählte, daß, seitdem er an einer konservativen Versammlung teilgenommen, die Zahl seiner Kunden merklich sich vermindert habe. Wenn nun selbst diese Kreise terrorisiert werden, wie groß wird erst die Vergewaltigung sein, mit welcher die sozialdemokratische Arbeitermasse die wenigen nichtsozialdemokratischen Arbeiter bedrängt! Begründer von evang. Arbeitervereinen werden zu erzählen wissen von dem Druck, der auf die Arbeiter ausgeübt wird, daß sie nur ja nicht derartigen Vereinen beitreten. Ein Bäcker und ein Porzellandreher, die unserem evang. Arbeiterverein beitraten, wurden von ihren Mitarbeitern in Verruf gethan. Die Mitglieder solcher Vereine haben fast sämtlich einen schweren Stand unter ihren Arbeitsgenossen. Aber gerade dies beweist die Notwendigkeit solcher Vereine, durch welche die sonst vereinsamten und darum schwachen Arbeiter aus der Vereinzelung befreit, zur Gemeinschaft gesammelt und im Widerstande gekräftigt werden. Wären diese Vereine wirkungslos, so würden sie nicht so heftig von der Sozialdemokratie bekämpft werden.

Vor allem kommt es darauf an, die im Bewußtsein der Arbeitermassen zerstörten Grundlagen des christlichen Glaubens wieder herzustellen. Den sozialdemokratischen Agitatoren ist die Ausbreitung des Unglaubens in weit größerem Maße gelungen, als die Verbreitung ihrer republikanischen und kommunistischen Grundsätze. Darin hat Göhre Recht, wenn er in seinem sonst manch Unreifes und Unrichtiges enthaltenden Buche: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche", die Behauptung aufstellt, daß die Arbeiter noch viel Anhänglichkeit an ihren sächsischen König und den deutschen Kaiser haben, aber fast

durchgängig den alten Glauben weggeworfen haben oder wegzuwerfen im Begriff stehen (S. 157). Es ist also notwendig, das Häuflein christlich gesinnter Arbeiter in einem Verein zu sammeln, damit sie an diesem eine Stütze zur Bewahrung ihres Glaubens und ihrer Königstreue haben und durch den Verein noch andere gewinnen, die sonst eine Beute der religions- und vaterlandslosen Sozialdemokratie werden würden. Der Gemeinschaft des Gottes*hasses* muß eine Gemeinschaft der Gottes*liebe* entgegengesetzt werden. Die Gottlosen vereinigen sich und die Gottseligen sollten ungeeint sein?! Die Vaterlandslosen rotten sich zusammen und die Vaterlandsfreunde sollten vereinzelt bleiben?! Den einzelnen Stab kann man leicht zerbrechen, aber das Bündel der Stäbe widersteht. Die einsame Kohle verlöscht bald, aber fügt man Kohlen zu Kohlen, so giebts ein mächtiges, anhaltendes Feuer. Diese einfache Wahrheit muß auch hier angewendet werden. Wir müssen ev. Arbeitervereine gründen und kommen damit auch dem Wunsche der wohlgesinnten Arbeiter entgegen. P. Lic. Weber sagte auf dem ersten Evang.-sozialen Kongresse (vergl. Bericht S. 90 f.): „Als ich jüngst an fünf großen Orten des evang. Nordwestens von Deutschland zur Begründung ev. Arbeitervereine gesprochen habe, trat mir überall aus den Stimmen der Arbeiter, die sich — abgesehen von den hineinkommandierten Sozialdemokraten — sehr freudig für den Gedanken aussprachen, der Grundton entgegen: „Es ist die höchste Zeit gewesen, daß man uns sammelte; wir wären sonst von der Sozialdemokratie zerrieben worden. Als Einzelne können wir bei der riesenmäßigen Agitation der Sozialdemokratie uns nicht behaupten. Und wir wollen doch auch unsere Stimme in geordneter Weise für die Verbesserung unserer Lage geltend machen. Darum freuen wir uns, daß man uns zusammenruft. Wir thun mit!" Die evang. Arbeitervereine sollen zu Bergungs- und Bildungsstätten werden für solche Arbeiter, die noch für Christentum und Vaterland zu haben sind oder gewonnen werden können.

Auch zur Wiederherstellung und Wahrung friedlichen Einvernehmens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind sie nötig. Die gemeinsamen Vergnügungen, welche die Arbeitsherren zuweilen ihren Arbeitern veranstalten, sind wohl gut gemeint, aber wenig nütze, ja können schädlich wirken. Der Festjubel verrauscht, die

Ernüchterung tritt ein, die schönen Stunden werden vergessen; und gedenkt der Arbeiter derselben, so meint er vielleicht, es wäre besser gewesen, die große Summe, die der Fabrikherr für das Vergnügen ausgegeben, zu einer Lohnerhöhung oder für eine Unterstützungskasse zu verwenden. Aber sofern gemeinsame Feste dazu dienen, die persönliche Berührung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu fördern, sind sie nicht zu verachten, wenn sie nur in richtiger Art gefeiert werden. Doch eine nachhaltige Besserung in diesem sozialen Verhältnisse muß auf dem Wege christlicher Belehrung und Erkenntnis herbeigeführt werden. Es muß auf beiden Seiten der Glaube gefördert und dadurch die Liebe gemehrt werden, welche den Andern nicht verachtet, sondern achtet, dem Reichen den Reichtum nicht beneidet oder zu nehmen sucht und dem armen Arbeiter den Lohn nicht ohne dringendste Not kürzt und überhaupt nicht karg bemißt. Ein Arbeiterverein, der solche Bestrebungen verfolgt und auch Arbeitgeber in seiner Mitte sieht, wird je länger, je mehr beitragen zur Ausfüllung der sozialen Kluft. Ist doch auch in solchen Vereinen Gelegenheit gegeben, die das soziale Volksleben bewegenden Fragen in einer nach beiden Seiten hin gerecht vermittelnden Weise zu besprechen, während die sozialdemokratischen Vereine von Haß und Ungerechtigkeit erfüllt sind. Diesen Vereinen müssen solche Arbeitervereine entgegengestellt werden, die nach dem Schriftspruch handeln: „Thut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König.“ 1 Petri 2, 17.

3.

Weil solche Vereine notwendig sind, darum müssen sie auch möglich sein. Wir sagen selbstverständlich nicht, daß in jeder Parochie oder gar in jedem Dorfe solcher Verein bestehen könnte. Denn nicht jede Parochie hat Fabrikarbeiter oder Bergarbeiter oder Handarbeiter in genügender Zahl, um den Zusammenschluß zu einem Vereine möglich oder empfehlenswert zu machen. Aber wo solche Arbeiter in großer Zahl sich finden, da findet sich auch die Sozialdemokratie ein und wo diese ihr Unwesen treibt, da muß ihr begegnet werden. Von der Kanzel herab ihr falsches wirtschaftliches System zu bekämpfen, ist unthunlich; von dieser heiligen Stelle aus sind die glaubens- und liebloſen Grundsätze, welche durch alle Schichten der

Bevölkerung hindurchgehen, mit Entschiedenheit zurückzuweisen, ohne die politische sozialdemokratische Partei als solche namhaft zu machen. Aber die evang. Arbeitervereine eignen sich dazu, die verkehrten volkswirtschaftlichen Ziele dieser Partei zum Gegenstand der Besprechung zu machen und dieselbe nach Ausscheidung dessen, was etwa wahr und berechtigt in ihren Forderungen ist, als höchst gefährlich und verwerflich zu kennzeichnen. Ist's in einem Orte nicht möglich, einen evang. Arbeiterverein zu begründen, vielleicht weil die maßgebenden zur Bekämpfung der Sozialdemokratie bereiten Persönlichkeiten des Orts einen anderen Namen wünschen, aus welchem schon ersichtlich sein sollte, daß der Verein evangelisch gesinnte Männer aus allen Ständen umfasse, so ists doch möglich, überhaupt einen derartigen antisozialdemokratischen Verein zu begründen. Der Gegner aber muß dabei frank und frei genannt werden. Man mag und muß dabei hervorheben, daß es sich nicht darum handle, die sozialdemokratischen Personen zu hassen oder dem Hasse zu empfehlen, sondern darum, ihre leitenden Grundsätze zu bekämpfen. Diese Bestimmtheit des Gegensatzes gegen die Sozialdemokratie macht die Bildung evang. Arbeitervereine nicht unmöglich, sondern erleichtert sie.

Entschiedenheit gewinnt und stärkt, Unklarheit zerstreut und verwirrt. Und sind es auch nur Wenige, die sich zu dieser klaren Stellung bereit finden, so wird doch durch die Beharrlichkeit und die Macht der Wahrheit eine Stärkung des Vereins erreicht werden. Die Verschweigung der Gegensätze könnte zur Folge haben, daß heimliche Sozialdemokraten in den evang. Arbeiterverein sich einschliechen und ihm das Grab bereiteten.

Die persönlichen Eigenschaften des Begründers und Vorsitzenden, sowie des Vorstandes überhaupt, welche Entstehen und Bestehen solchen Vereins möglich machen, sind besonders Klugheit und Einfalt, Unerschrockenheit und Festigkeit, Gerechtigkeitssinn und Freundlichkeit. Unklug wäre es, wollte man in dem Falle, wo man noch keines festen, starken Anhangs gewiß sein darf, eine freie öffentliche Versammlung zum Zwecke der Begründung eines evang. Arbeitervereins einberufen. Die sofortige Folge einer öffentlichen Aufforderung wäre massenhaftes Erscheinen der sozialdemokratisch gesinnten Arbeiter, welche die Bildung eines solchen Vereins durch

Reden und Lärmen verhindern würden. Wer es unternommen hat, in großen Arbeiterverſammlungen für Chriſtentum und Königtum einzutreten, wird die Erfahrung gemacht haben, daß es unmöglich iſt, die Arbeitermaſſen umzuſtimmen; es kommt wohl vor, daß ſie die Anſichten anders denkender ruhig anhören, aber Belehrung nehmen ſie nicht an, ſondern ſuchen nur für ihre Anſchauung zu werben. Es iſt darum zwecklos und zweckwidrig, bei Begründung evang. Arbeitervereine die Arbeitermaſſen einzuladen, weil der unausbleibliche Beifallsſturm, welcher dem zum Reden zuzulaſſenden ſozialdemokratiſchen Sprecher zu Teil werden würde, die noch ſchwankenden Arbeiter einſchüchtern müßte. Und gerade dieſe ſollen durch einen evang. Arbeiterverein gewonnen werden; ſie können auch gewonnen werden, wenn bereits ein ſolcher Verein beſteht, zu welchem ſie eingeladen werden. Um die Entſtehung ſolchen Vereins zu ermöglichen, muß man durch vertrauliche Einladungen zunächſt Vertrauensmänner aus dem Arbeiterſtande zuſammenrufen. Dieſer Vertrauensmännerverſammlung legt man dann den Plan vor und wenn ſie beſchließt, ihn zur Ausführung zu bringen, ſo richtet man ſich mit Hilfe der Vertrauensmänner oder anderer zuverläſſiger Perſonen durch ſchriftliche oder mündliche Einladungen an weitere Kreiſe, um nunmehr den Verein zu begründen. Nur muß man dann die Vorſicht anwenden, ein nicht ſehr großes Lokal zur erſten begründenden Verſammlung zu wählen, damit nicht Sozialdemokraten in großer Zahl ſich einſchleichen können. Verfaſſer hatte in ſeinem Wohnort perſönlich und ſchriftlich die einzelnen ihm als wohlgeſinnt bekannten Arbeiter zur begründenden Verſammlung eingeladen, und doch fand ſich eine nicht geringe Zahl von Sozialdemokraten ein. Auf die an einen Sozialdemokraten vor Eröffnung der Verſammlung gerichtete Bemerkung, daß er ja nicht eingeladen ſei, erwiderte er ganz beſcheiden: „Sie werden mich doch nicht hinausweiſen, bitte, weiſen Sie mir ein Plätzchen an, wo ich ſitzen darf.“ Ich wies ihm einen Sitzplatz an mit dem Bemerken, daß wir das Licht der Öffentlichkeit nicht zu ſcheuen brauchten. Nachdem ich nun die Verſammlung eröffnet hatte mit dem Hinweis darauf, daß das, was hier geredet werde, auf den Dächern geprediget werden könnte, und mit der Darlegung deſſen, was ein evangeliſcher Arbeiterverein bezwecke, erfolgte ein

sehr lebhaftes, aber in anständigen Formen sich bewegendes Wortgefecht mit den Sozialdemokraten, unter denen sich auch der redegewandte Vorsitzende des „Allgemeinen Arbeitervereins im Plauen'schen Grunde" befand. Hätte die Größe des Lokals das Eindringen der sozialdemokratischen Arbeitermassen ermöglicht, so wäre wahrscheinlich die Begründung des evang. Arbeitervereins durch massenhaftes Gebrüll vereitelt worden. Aber da das kleine Lokal nur etwa 70 Personen Raum gewährte, und in Folge dessen nur etwa 40 Sozialdemokraten außer den etwa 30 gutgesinnten Arbeitern erschienen waren, so nahm die Verhandlung einen ruhigen Verlauf. Trotz der anwesenden Sozialdemokraten, welche die Begründung eines evang. Arbeitervereins für überflüssig erklärten und zum Eintritt in den „Allgemeinen Arbeiterverein" aufforderten, erklärten sofort 15 Arbeiter durch Namensunterschrift auf einem herumgereichten Bogen ihre Bereitwilligkeit, zu einem evang. Arbeiterverein zusammenzutreten. Ist nun aber solcher Verein begründet, dann gilt es mit Unerschrockenheit, Festigkeit und Gerechtigkeit die Grundsätze des Vereins nach oben und unten zu vertreten, aber auch in Freundlichkeit und Leutseligkeit den persönlichen Verkehr mit den Arbeitern zu pflegen und ein friedliches Verhältnis zu den Arbeitgebern zu vermitteln, wo es gestört ist, und zu befestigen, wo es besteht. Wird der Verein in solchem Sinne geleitet, dann wird es auch möglich sein, ihn zu erhalten und zur Blüte zu bringen.

4.

Die Wirklichkeit oder praktische Gestaltung solcher Vereine wird nach den örtlichen Verhältnissen eine verschiedene sein. Aber alle derartigen Vereine müssen so gestaltet sein, daß durch sie der religiöse und patriotische Sinn gepflegt, die allgemeine Bildung der Mitglieder gefördert und das Verhältnis der Arbeitgeber und Arbeitnehmer als ein friedliches und freundliches erhalten werden könne. Zu den Mitteln für diese Zwecke gehören vor allem Vereinsabende mit öffentlichen Vorträgen*) über Religiöses und Vater-

*) Wem es an Stoff zu Vorträgen mangelt, findet guten Rat in dem Buche: „Ansprachen für ev. Arbeiter-, Bürger-, Volks- und Männervereine, zusammengestellt von Pf. lic. Weber in M.-Gladbach" 4 M, geb. 4 M 80 ₰. Themata zu Vorträgen giebt auch desselben Verfassers Broschüre: Praktische Anweisung S. 15 f.

ländiſches oder aus dem ſozialen Gebiete. Aber dieſe Vorträge dürfen nicht allzulang ſein, damit jedenfalls den Arbeitern Zeit für freie Ausſprachen übrig bleibe. Dieſe Ausſprachen ſind noch wichtiger als die Vorträge ſelbſt, welche hauptſächlich nur Anregung zur möglichſt regen Beſprechung des vorliegenden Gegenſtandes geben ſollen. Auch werden die chriſtlich und königstreu geſinnten Arbeiter durch ſolche Ausſprachen immer mehr befähigt und ermutigt, bei etwaigem Zuſammentreffen mit einzelnen Sozialdemokraten in der Werkſtatt oder in größeren Arbeiterverſammlungen den Glauben und die Monarchie durch Wort oder Rede zu verteidigen. Sind es auch erſt ſchüchterne, vielleicht mißlungene Verſuche, die ein ſchlichter Arbeiter mit ſeinem Sprechen im Vereine unternimmt, ſo unterſchätze man ja nicht dieſe Verſuche, ſondern helfe weiter durch freundliches Zureden und Geduld. Es iſt *ſchon viel* gewonnen, wenn überhaupt einmal ein Arbeiter gegen die Sozialdemokratie das Wort ergreift. Denn in manchen Gegenden iſt dieſe nahe daran, *alle* Arbeiter in ihrem Netze zu haben, auch die *kirchlich geſinnten*, weil man ihnen vorredet, daß man nur die Intereſſen der arbeitenden Klaſſen vertreten, aber die Religion unangetaſtet laſſen wolle. Aber in den Vorträgen hat man Gelegenheit, die letzten Ziele des demokratiſchen Sozialismus, die er ſelten enthüllt, rückſichtslos aufzudecken und ſo die Heuchlermaske der „Taktik“ von dem gottloſen, revolutionären Angeſicht herunter zu reißen. Dieſe Gelegenheit muß benützt werden. Wird ſie benützt und erwacht in Folge deſſen unter den Arbeitern der ſonſt ſchlummernde Gegenſatz gegen die Sozialdemokratie, ſo daß ſie ſich nicht ſcheuen, dieſen Gegenſatz auch auszudrücken, ſo iſt das ein guter Anfang, der Weiteres verheißt.*) Zur Beförderung ſolcher freier Ausſprachen dient auch die Einrichtung eines „Fragekaſtens“, in welchen ſchriftliche Anfragen von Vereinsmitgliedern oder Gäſten zum Zwecke öffentlicher Beantwortung hineingelegt werden können. Auch müßte man die vaterländiſchen Feſte und Gedenktage benützen, um patriotiſchen Sinn zu pflegen. Mag die Sozialdemokratie ſchimpfen über „Mordspatrioten“ und ſpotten über „St. Sedans-

*) An ſolche Anfänge könnten dann die auf dem letzten Evang.-ſoz. Kongreſſe verhandelten Beſtrebungen, tüchtige, redegewandte Arbeiter innerhalb der einzelnen Vereine zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie heranzubilden, angeknüpft werden.

tag", die evangelischen Arbeiter sollen sich dadurch nicht abhalten lassen, den Geburtstag des Landesvaters und des Reichsoberhauptes würdig zu feiern und am Sedanstage die Güte Gottes zu preisen, die so Großes an uns gethan hat.

Zur Förderung des Vereinslebens würde auch die Veranstaltung von Familienabenden dienen, zu welchen nicht blos die Angehörigen der Mitglieder, sondern auch andere Gäste einzuladen wären. An diesen Abenden biete man rednerische oder deklamatorische Vorträge und kleine Aufführungen, besonders aber auch musikalische Genüsse, um dem an sich berechtigten Bedürfnis nach edler Unterhaltung, Erholung oder Vergnügung gerecht zu werden und so einen Ersatz zu gewähren für das unedle und meist entsittlichende Vergnügen auf den öffentlichen Tanzböden. Die parochialen Familienabende, die hie und da von Zeit zu Zeit stattfinden, haben zwar auch ihren Segen, aber der gute Eindruck von solchen Familienabenden verliert sich so schnell, wenn sie nicht in dem Boden eines sich regelmäßig versammelnden Vereins wurzeln. Auch gemeinsame Ausflüge in der Sommerszeit sind zu empfehlen. Das Waldfest, das die Evangelischen Arbeitervereine des Plauen'schen Grundes im schönen Tharandter Walde feierten, hat uns gezeigt, wie auch solch ein Fest dazu dienen kann, die Mitglieder inniger zu verbinden und der guten, gerechten Sache in weiteren Kreisen Freunde zu gewinnen.

Wie die Vorträge, An- und Aussprachen einen bildenden Einfluß auf die Arbeiter ausüben, so kann auch durch Verbreitung von Schriften, wie durch Auslegen guter Bücher, Zeitungen und Zeitschriften im Vereinslokal die allgemeine Bildung und christliche Erkenntnis gefördert werden. Wir nennen z. B. den „Ev. Arbeiterboten" (erscheint wöchentlich zweimal in Hattingen), „Nachbar", „Stuttgarter ev. Sonntagsblatt", „Pilger aus Sachsen", „Deutscher Arbeiterfreund", „Ländlicher Arbeiterfreund" (besonders für landwirtschaftliche Arbeiterkreise), „Quellwasser" u. s. w. Da nun nicht anzunehmen ist, daß alle Vereinsmitglieder Bezieher solcher Blätter werden und doch das Lesen derselben dringend nötig ist als Gegengewicht gegen die gottlosen Schriften und Blätter der Sozialdemokratie, so richte man es so ein, daß man die auf Vereinskosten bezogenen Zeitschriften in mehreren Exemplaren unter

den Mitgliedern zirkulieren läßt. Als Flugblätter sind auch zu empfehlen die vom „Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westphalen“ herausgegebenen, die in dem Schriftchen von Lic. Weber: „Praktische Anweisung ꝛc.“ S. 25 ff. verzeichnet stehen. Ferner sollte die Begründung einer Vereinsbibliothek angestrebt werden, in welcher auch volkstümliche und leicht verständliche Schriften gegen den unter Sozialdemokraten weitverbreiteten Darvinismus und Materialismus nicht fehlen dürften.*)

Die Frage, ob und inwieweit Gesang und Gebet im Vereinsleben zur Anwendung kommen sollen, beantwortet sich am besten nach den verschiedenen örtlichen Verhältnissen. Werden die Mitglieder eines schon erstarkten evang. Arbeitervereins mit einander eins, jeden Vereinsabend mit Gesang und Gebet oder nur mit Gesang zu beginnen und zu beschließen, so mag man es getrost thun, unbekümmert um den Widerspruch derer, die draußen sind. Meint man aber annehmen zu müssen, daß durch solche Einrichtung noch im Glauben ungefestigte Arbeiter von dem Eintritt in den Verein abgehalten würden, so ist es besser, auf diese den glaubensfesten Mitgliedern erwünschte erbauliche Ausgestaltung zu verzichten, um desto mehr auf das Gotteshaus als das Bethaus hinzuweisen, zumal da Tabaksrauch und Biergenuß nicht recht stimmen zu der Andacht, die das rechte Beten erfordert oder wenigstens dieselbe sehr erschweren. Kirche und Kämmerlein bleiben doch die geeignetsten Stätten zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Aber bei den Festen des Vereins sollten Gesänge religiösen (und patriotischen) Inhalts nicht fehlen, die um so erhebender wirken, wenn Posaunenchöre sie begleiten. Doch muß alles vermieden werden, was auch nur den Anschein erwecken könnte, als sollten die Vereinsfeste den kirchlichen Gottesdienst ersetzen. Darum ist es zu rügen, wenn ein ev. Arbeiterverein in Nr. 44 des „Ev. Arbeiterboten“ von 1891 zur Beteiligung am Verbandsfeste auffordert mit der Bestimmung: „Sonntag den 7. Juni, 10 Uhr vormittags, Antreten im Vereinslokale zur Fahrt nach . . . . . 10½ Uhr Abmarsch zum Bahnhof . . . Vereinsabzeichen anlegen.“

*) Z. B. Wendt, Die Irrlehren des Darwinismus wiederlegt aus der Natur. H. Reuther in Berlin. Rauschenbusch, Sind Menschen und Affen stammverwandt? Hamburg, Verlag der Ev. Buchhandlg. der Niedersächs. Gesellschaft.

Zur Förderung des leiblichen Wohles der Arbeiter ist es nötig, bedrängten Mitgliedern aus der Vereinskasse Unterstützungen zu gewähren oder auch eine besondere Unterstützungskasse zu begründen. Zwar ist schon durch die neuere soziale Gesetzgebung für die kranken, geschädigten, alten und invaliden Arbeiter Fürsorge getragen worden, aber die gesetzmäßigen Unterstützungsgelder reichen doch in vielen Fällen nicht aus; darum sind auch noch private Kassen, wie die Kassen der Militär- und Kriegervereine oder besondere Kranken-, Begräbnis- und sonstige Unterstützungskassen vorhanden. Gehören die Mitglieder eines ev. Arbeitervereins bereits solchen Kassen an, so würde die Begründung einer besonderen Unterstützungskasse kaum nötig sein, aber der Verein müßte sich dann auch noch in seinen Satzungen bereit erklären, in außergewöhnlichen Notfällen helfend einzutreten. Auch würde dadurch die Errichtung von Sparkassen nicht überflüssig gemacht werden. Der Chemnitzer Verein hat jüngst eine Konfirmanden-Sparkasse eingerichtet für seine Mitglieder und Andere, welche an dem unter sozialdemokratische Leitung geratenen Konfirmanden-Sparkassen-Verein daselbst sich nicht beteiligen möchten. In größeren Städten würde einem starken ev. Arbeitervereine die Begründung eines eigenen Consumvereins zu empfehlen sein, zumal wenn es ihm möglich wäre, ein Vereinshaus, in welchem auch Lagerräume für die Waren des Konsumvereins eingerichtet werden könnten, für sich und verwandte Vereine zu erwerben.*) Auch sollte ein ev. Arbeiterverein die Vermittlung von Arbeit für arbeitslose Mitglieder sich thunlichst angelegen sein lassen, wie es der Magdeburger Verein thut. Der hat drei Arbeitsnachweisstellen für seine Mitglieder errichtet, die eine für die, welche bei Handwerksmeistern Arbeit suchen, eine andere für die, welche beim Kaufmannsstande oder in Fabriken Beschäftigung haben möchten, die dritte für die, die bei der Eisenbahn Beschäftigung oder Anstellung begehren. Der Ev. Arbeiterverein des Plauen'schen Grundes (Verband) hat für die Töchter seiner Mitglieder eine Dienstboten-Vermittlungsstelle errichtet und gedenkt später Arbeitsnachweis überhaupt daran anzuschließen.

*) Kleinere Vereine könnten durch gemeinsame Einkäufe manche Erleichterung den Mitgliedern verschaffen.

Die Frage, inwieweit die ev. Arbeitervereine auf die Beseitigung von Notständen und überhaupt auf die materielle Hebung des Arbeiterstandes hinwirken sollen, wird nach den örtlichen Verhältnissen verschieden beantwortet werden müssen. Wenn großstädtische, mächtige ev. Arbeitervereine die Beschaffung von billigen Arbeiterhäusern oder die Errichtung von Darlehenskassen u. s. w. zu ihren Aufgaben rechnen oder wenn ev. Arbeitervereine, seien es einzelne oder verbundene, so erstarken würden, daß es ihnen möglich wäre, einen eigenen Vertreter in den Reichs- oder Landtag oder in die Stadtvertretung oder in den Gemeinderat hineinzubringen, daß er die Interessen des Arbeiterstandes im evangelischen Sinne vertrete, so mag man dies ja mit allen Kräften zu erreichen suchen. Je mehr ein Verein in dieser Hinsicht erreicht, um so besser ist's. Und wenn es gelingen würde, ein gemeinsames evangelisch-soziales Programm für die ev. Arbeitervereine herauszuarbeiten, wie Herr Stadtpfarrer Traub ein solches erstrebt, der in Nr. 46 ff. des „Ev. Arbeiterboten" „Bruchsteine zu einem evang.-sozialen Programm" lieferte, so würden wir dies mit Freuden begrüßen, da ja nicht der Kirche es zugemutet wird, die als solche kein wirtschaftliches Programm aufstellen kann oder soll, sondern nur Grundsätze und Richtlinien für das ganze Volksleben hat. Die soziale Aufgabe der ev. Arbeitervereine ist nicht auf die Förderung der Sonntagsruhe und des Familienlebens zu beschränken, wie vorgeschlagen worden ist, sondern weiter zu fassen; sie umfaßt das ganze soziale Gebiet. Doch was für den einzelnen ev. Arbeiterverein aus diesem Gebiete als erstrebenswert und erreichbar zu bezeichnen ist, das richtet sich eben nach den örtlichen Verhältnissen. Die Hauptsache aber für jeden ev. Arbeiterverein ist und bleibt Pflege des christlich-vaterländischen Sinnes und des guten Einvernehmens der Arbeiter mit den Arbeitgebern.

Zur Mitgliedschaft sind vor allem Arbeiter im engeren Sinne des Wortes einzuladen, welche sich eines guten Rufes erfreuen, im Besitze der bürgerlichen und kirchlichen Ehrenrechte sich befinden und etwa das 20. Lebensjahr zurückgelegt haben. Junge Leute im Alter von 18—20 Jahren könnten als Vereinsgenossen ohne Stimmrecht zugelassen werden. Mit gutem Grund werden durch die Satzungen des Dresdener Vereins (vergl. z. B. auch die

des Erfurter und Dortmunder Vereins) ausdrücklich diejenigen ausgeschlossen, welche sozialdemokratischen Vereinen angehören. Die allermeisten ev. Arbeitervereine werden aber nicht bloß Arbeiter im engeren Sinne des Wortes, sondern auch die Angehörigen anderer Stände aufnehmen. Doch kommt dabei meistens der Name des Vereins, welcher doch deutlich zunächst nur auf den sog. Arbeiterstand hinweist, nicht zu seinem Rechte. Wenn die Satzungen des Zwickauer ev. Arbeitervereins die Bestimmung enthalten: „Als Arbeiter sind auch Beamte, Bedienstete und Handwerker anzusehen", so widerspricht dieselbe offenbar der Erwartung, die man bei dem Namen des Vereins haben muß; kein Mensch wird Beamte Arbeiter im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen, und zu den Arbeitern im weiteren und höheren Wortverstande gehören nicht bloß Beamte, Bedienstete und Handwerker, sondern die Angehörigen jeden Standes, auch ein König arbeitet. Ein anderer ev. Arbeiterverein bezeichnet als aufnahmefähig „jedes männliche Mitglied der evang. Kirche, welches im Vereinsgebiete wohnt, das 17. Lebensjahr vollendet hat und sich eines unbescholtenen Rufes erfreut"; ein württembergischer ev. Arbeiterverein nimmt als „ordentliches Mitglied" jeden unbescholtenen in . . . oder der nächsten Umgegend „arbeitenden oder ansässigen evangelischen Mann" auf, der 18 Jahre alt ist oder eine ordnungsgemäße Lehre durchgemacht hat und läßt im Unterschied hiervon „passives Mitglied" jeden evang. Einwohner von . . . . werden, der sich verpflichtet, einen Jahresbeitrag von mindestens 3 ℳ zu bezahlen; ein bayerischer ev. Arbeiterverein heißt jeden „unbescholtenen christlichen Mann", der das 18. Lebensjahr zurückgelegt hat, willkommen, ohne es statutarisch auszuschließen, daß Katholiken Mitglieder des ev. Arbeitervereins werden. Bei den Satzungen eines anderen Vereins befindet sich zwar die Bestimmung, daß Mitglied des Vereins „jeder Angehörige der christlichen Kirchengemeinde . . . ." werden kann, der ꝛc., im Einklang mit dem Namen des Vereins: „Christlicher Arbeiterverein zu . . .", kann aber nicht als genau und zutreffend bezeichnet werden, da es in . . . . wohl christliche Kirchen und evangelische oder auch katholische Kirchengemeinden, nicht aber eine „christliche Kirchengemeinde" giebt. Soll der Name „ev. Arbeiterverein" zu seinem vollen Rechte kommen, so müssen als ordentliche Mitglieder zunächst nur Evangelische

und Arbeiter im allgemein üblichen Sinne des Wortes gelten. Eine größere Bestimmtheit als die ev. Arbeitervereine, die jedem ev. Manne die Mitgliedschaft ohne weiteres zuerkennen, zeigen die Satzungen des großen ev. Arbeitervereins zu B. § 3 der Satzungen unterscheidet zwischen Vereinsmitgliedern und Vereinsfreunden und rechnet zu den ersteren auch die Handwerker. Letztere zu den „Arbeitern" zu rechnen, ist viel eher zulässig, als die Beamten, denn der Unterschied zwischen Handwerkern und Arbeitern ist ein sehr fließender. So sind z. B. Tischler, die in einer großen Möbelfabrik arbeiten, Handwerker und Arbeiter zugleich, und mancher kleiner Handwerksmeister ist genötigt, für Magazine zu arbeiten. Aber noch genauer und dem Namen des evang. Arbeitervereins entsprechender ist doch die Unterscheidung zwischen ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern, wie sie der Dortmunder Verein in seinen Satzungen macht. Durch diese Unterscheidung wird es möglich, einerseits dem Namen des „evang. Arbeitervereins" gerecht zu werden und gleichzeitig die Arbeitgeber und andere, die das Wohl der Arbeiter befördern wollen, zur Beteiligung einzuladen, ohne daß es nötig wäre, diesen Unterschied im Mitgliederverzeichnis hervorzuheben; man könnte es wenigstens in zweifelhaften Fällen dem Einzelnen überlassen, ob er sich als ordentliches oder außerordentliches Mitglied betrachten will. Denn die Rechte und Pflichten innerhalb des Vereins sind die gleichen. Klar unterscheidet auch der Rudolstädter Verein, indem er als Mitglieder bezeichnet Arbeiter und Arbeiterfreunde.

Letztere zur Mitgliedschaft zuzulassen, ist um so wichtiger, als bei Begründung ev. Arbeitervereine sehr selten ein Arbeiter zu finden ist, der zur Leitung des neu entstehenden Vereins sich eignete. Ist es möglich, einen Arbeiter zu finden, der festen Glauben und klaren Blick, auch Gabe zum Sprechen und Geschicklichkeit zur Leitung einer Versammlung hat, so ist es am besten, ihm die Begründung und Leitung des Vereins zu überlassen, wenn nicht zu besorgen ist, daß heimliche Sozialdemokraten eindringen, was bei Militär- und Kriegervereinen zuweilen vorgekommen ist. Meistens aber muß ein Geistlicher oder Lehrer oder ein anderer gebildeter Mann die Begründung und Leitung des Vereins in die Hand nehmen. Die übrigen Vorstandsmitglieder müßten dann entweder

sämtlich oder wenigstens zum größeren Teile dem sog. Arbeiterstande angehören. Ists möglich, so übergebe man wenigstens bei Bildung kleinerer Verbände den Vorsitz einem Arbeiter, während ein größerer Verband in der Regel durch Geistliche oder andere kundige Männer geleitet werden muß. Für große städtische Vereine würde es sich sehr empfehlen, die im Erfurter Verein bestehende Einrichtung zu treffen, wonach der zur Aufnahme sich Anmeldende ein Formular „Aufnahmegesuch" auszufüllen und zu unterschreiben hat des Inhalts: „Ich melde mich hiermit als Mitglied des Evangelischen Arbeitervereins an und bitte um Aufnahme. Ich bin geboren am . . . . zu . . . . bin evangelisch und im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte." Darunter kommt der „Name des Bürgen", welcher bescheinigt: „Für den obigen Aufnahmesuchenden übernehme ich die Bürgschaft seiner Würdigkeit." Wird der Angemeldete aufgenommen, so hat er einen Verpflichtungsschein zu unterzeichnen.

Der Verlust der Mitgliedschaft würde außer durch Wegzug, Tod oder mehrmonatliche unentschuldigte Versäumnis in Bezahlung des Mitgliedbeitrages auch durch „grobe sittliche Verstöße" und durch „Untreue gegen das evangelische Bekenntnis, als welche auch dies anzusehen ist, wenn ein evangelischer Vater seine Kinder in einem anderen als in dem Bekenntnisse der ev. Kirche erziehen läßt" (Zwickauer V.), herbeigeführt werden. Nach § 8 der Erfurter Satzungen sind auszuschließen „Mitglieder, bei welchen die Aufnahmefähigkeit nicht oder nicht mehr vorliegt. Insbesondere zählen hierzu Mitglieder, welche es offen oder heimlich mit sozialdemokratischen Anschauungen und Bestrebungen halten oder ihr evang. Glaubensbewußtsein verleugnen und überhaupt durch ihr Verhalten in Widerspruch mit den Vereinsgrundsätzen und -Bestrebungen treten."

Als monatlicher Mitgliedsbeitrag wird in manchen Vereinen 30 ₰ (z. B. Dortmund und Nürnberg), in anderen 25 ₰ (Breslau) oder 20 ₰ (Zwickau), in den meisten Vereinen nur 10 ₰ erhoben; letzteres dürfte das Empfehlenswerteste sein. Einige verlangen noch ein Eintrittsgeld oder einen Betrag für Aushändigung der Mitgliedskarte mit den Satzungen und ein Verein (Erfurt) fordert bei jedem Sterbefall im Falle der Auszahlung von Begräbnisgeldern von jedem Mitglied einen besonderen Beitrag von 5 ₰

Die regelmäßigen Verſammlungen finden in den größeren Vereinen an jedem Sonntage gegen Abend ſtatt; mindeſtens an einem Sonntage im Monat iſt ein Vortrag zu halten (Zwickau). Der Nürnberger Verein hat wöchentliche Zuſammenkünfte am Sonntag und an einem Wochentage Abend. Der Breslauer Verein hält in jedem Monat eine Hauptverſammlung ab, in welcher gewöhnlich ein Vortrag gehalten wird; außerdem finden dort in der Regel allwöchentlich einmal Zuſammenkünfte der Gruppen ſtatt. In Dortmund u. a. O. werden regelmäßige Verſammlungen am erſten Sonntage eines jeden Monats abgehalten und außergewöhnliche Verſammlungen durch den Vereinsvorſtand berufen. Der Schramberger Verein verſammelt ſich im Winter alle 14 Tage, im Sommer alle 3 Wochen. Andere Vereine, auch größere z. B. der Magdeburger, verſammeln ſich jeden Monat nur einmal. Davon ſind zu unterſcheiden die Hauptverſammlungen, welche jährlich einmal oder auch (Magdeburg) zweimal ſtattfinden, in denen die wichtigſten Vereinsangelegenheiten zur geſchäftlichen Erledigung kommen. Vereinsfeſtlichkeiten haben entweder kirchliche oder patriotiſche oder vereinsmäßige Veranlaſſung. Manche Satzungen enthalten die zwar für ev. Arbeitervereine eigentlich ſich von ſelbſt verſtehende, aber doch notwendige Beſtimmung, daß bei Vereinsfeſtlichkeiten Tanzvergnügen „in der Regel ausgeſchloſſen“ (Zwickau) oder „durchaus unſtatthaft“ (Dortmund) iſt. Manche Vereine haben auch einen Paragraphen, welcher zahlreiche Beteiligung bei dem Begräbniſſe eines Mitgliedes fordert, ihren Satzungen eingefügt. Die Vereinsſatzungen haben verſchiedenen Umfang, zuweilen auch noch einen Anhang, wie die Nürnberger eine „Sparkaſſen-Ordnung“ und „Ordnung für den Sängerchor.“

5.

Was nun das Verhältnis zu anderen Vereinen anbetrifft, ſo kommen zunächſt die kirchlich gerichteten, ſodann die politiſchen Vereine in Betracht. Man hat gemeint, daß wo ein ev. Arbeiterverein ſich bilde, ein etwa ſchon beſtehender ev. Männerverein ſich auflöſen könne, um in dem neuen Verein ſich fortzuſetzen, oder wenn man lieber den Männerverein beſtehen laſſen wolle, die Begründung eines Arbeitervereins unnötig ſei. Doch ſo ſehr auch

beide Vereine mit einander verwandt ſind, ſofern ſie beide vornehmlich die Stärkung des evangeliſchen Glaubensbewußtſeins, die Pflege des königstreuen Sinnes und die ſittliche Hebung ihrer Mitglieder erſtreben, ſo unterſcheidet ſich doch der ev. Arbeiterverein von den bisher durch die innere Miſſion angeregten und begründeten Männervereinen dadurch, daß derſelbe ſich die beſondere Aufgabe ſtellt, durch Zuſammenkünfte und durch Vorträge aus dem Gebiet der ſozialen Frage zur Aufklärung und Beſſerung beizutragen und auf das Verhältnis zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in friedlichem Sinn einzuwirken, alſo mitzuhelfen an der rechten Ueberwindung der ſozialen Wirren. Daher kommt auch die Verſchiedenheit in der Mitgliedſchaft beider Vereine. Zur Mitgliedſchaft eines ev. Arbeitervereines ſind beſonders Arbeiter und Arbeitgeber anzuwerben, ohne daß andere Stände ausgeſchloſſen ſind, zur Beteiligung an einem ev. Männerverein ſind ausdrücklich die chriſtlich Geſinnten aus den verſchiedenen Ständen einzuladen, ohne daß der Unterſchied zwiſchen Arbeitern und Arbeitgebern in den Beſtrebungen des Vereins irgendwie hervortritt.

Noch weniger kann der ev. Arbeiterverein durch einen evang. Jünglingsverein oder dieſer durch jenen überflüſſig gemacht werden, da der Jünglingsverein als ſolcher mit dem ſozialen Problem ſich nicht zu beſchäftigen hat. Wird freilich ein Männer- oder Bürger- oder Volksverein oder ein chriſtlich-patriotiſcher Verein begründet mit der ausgeſprochenen Abſicht, dieſelben Beſtrebungen zu verfolgen, wie ſie der ev. Arbeiterverein verfolgt, dann wird die Gründung eines beſonderen ev. Arbeitervereins überflüſſig, denn dann iſt dieſelbe Sache nur unter einem anderen, den ſpeziellen ſozialen Zweck nicht andeutenden, allgemeinen Namen vorhanden, wie ja auch andererſeits der Fall vorkommt, daß ein Verein ev. Arbeiterverein heißt, ohne daß er die Erhaltung und Förderung eines friedlichen Verhältniſſes der Arbeitgeber und Arbeitnehmer als Vereinszweck in ſeine Satzungen aufgenommen hätte, wie z. B. der Nürnberger ev. Arbeiterverein, vergl. § 5 ſeiner Satzungen.

Das Verhältnis der evang. Arbeitervereine zu den politiſchen Parteien beſtimmt ſich nach der Stellung dieſer Parteien zum Chriſtentum, zur Monarchie und zur ſozialen Frage. Eine entſchieden ablehnende Stellung nehmen unſere Vereine

natürlich der sozialdemokratischen Partei gegenüber ein, welche Thron und Altar zertrümmern und auf diesen Trümmern ihren Sozialistenstaat aufbauen möchte. Dieser Gegensatz darf nicht verschleiert werden. Die Sozialdemokraten machen auch kein Hehl aus ihrer Feindschaft gegen die Weltordnung der himmlischen und irdischen Autoritäten, so darf auch der im Gegensatz gegen die Sozialdemokratie begründete evang. Arbeiterverein diesen Gegensatz nicht verschweigen. Da ferner der Liberalismus als Gegner des positiven Christentums und einer von parlamentarischen Mehrheiten unabhängigen Monarchie sich erwiesen hat und das Zentrum in erster Linie die Interessen des nach Weltherrschaft lüsternen Papstes und der katholischen Kirche verfolgt, so ergiebt sich für die Mitglieder des evang. Arbeitervereins die Verpflichtung, die konservative Partei nach Kräften zu unterstützen, welche immer für die evangelische Kirche eingetreten ist und eintritt, die Monarchie schützt und stützt und zur Besserung der sozialen Verhältnisse willig und fähig ist. Nur wird der evang. Arbeiterverein als solcher nicht mit der konservativen Partei sich identifizieren, da diese zwar in den höchsten Prinzipien mit jenem übereinstimmt, aber sich im übrigen nicht auf die Wiederherstellung und Wahrung des friedlichen Einvernehmens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer beschränken kann. Doch die Übereinstimmung in den höchsten Zielen muß bezeugt werden. Darum können wir es nicht billigen, wenn der evang. Arbeiterverein in Frankfurt a. M. seine Satzungen also beginnt: „Der Evang. Arbeiterverein zu Frankfurt a. M. hat zum Zweck die Pflege der Interessen der arbeitenden Bevölkerung auf Grund der evangelisch-christlichen Weltanschauung und vaterländischer Gesinnung. Er schließt keine politische Parteirichtung aus und läßt seinen Mitgliedern volle Freiheit bei den öffentlichen Wahlen". Wohl kann und wird ein evang. Arbeiterverein seinen Mitgliedern die gesetzmäßige Freiheit nicht verkümmern, aber er wird in den Zeiten der Wahl seine Stellung zu den politischen Parteirichtungen aussprechen und seinen Mitgliedern den Rat geben, demjenigen Reichstags- oder Landtags- oder Gemeinderatskandidaten die Stimme zu geben, welcher den von den evang. Arbeitervereinen verfolgten Bestrebungen am nächsten steht und dies wird in der Regel der konservative Kandidat sein.

Doch nun zum Schluß. Der Einsender eines Aufsatzes im „Evang. Arbeiterboten“ 1891 Nr. 94 erzählt: „Vor Jahren wohnte ich einer sozialdemokratischen Versammlung in Nürnberg bei und hörte in derselben eine Rede, welche voll war von dummen und widerwärtigen Dingen. Nach dem Schluß derselben unterhielt ich mich mit einem Sozialdemokraten, welcher an unserem Tische saß und fragte ihn, wie er denn eigentlich zu seinen traurigen Anschauungen gekommen sei. ‚Seit einigen Jahren glaube ich nicht mehr an einen lebendigen Gott‘ erwiderte er. Darauf ich: ‚Nun freilich, wenn Sie nicht mehr an einen lebendigen Gott glauben, dann ist alles möglich, dann werden Sie sich auch nicht scheuen, mich tot zu schlagen, vorausgesetzt, daß Sie 1000 Thaler dadurch gewinnen‘. ‚Allerdings‘ entgegnete ganz ruhig der Sozialdemokrat, ‚wenn ich die gewisse Sicherheit hätte, von der Polizei nicht belästigt zu werden und ich könnte Ihnen tausend Thaler abnehmen, ich würde Sie ganz ruhig totschlagen. Was liegt denn daran?‘ Diese Äußerung des ruchlosen Sozialdemokraten beleuchtet klar und scharf die Konsequenzen der sozialdemokratischen Weltanschauung, welche auf völliger Glaubenslosigkeit beruht und rücksichtsloseste Selbstsucht erzeugt. Wer also seinen Glauben hoch hält und seine Kirche schätzt, sein Volk und Vaterland lieb hat, beteilige sich in irgend einer Weise an dem Kampfe gegen die gottesleugnerische und menschenfeindliche, glaubens- und liebloſe Sozialdemokratie. Der Kampf ist schwer, die Aufgabe, diesen Dämon zu überwinden, riesengroß. Aber vereinte Kräfte können mit Gottes Hilfe viel thun zur Lösung dieser Aufgabe. Und zu den Vereinigungen solcher gegen die Sozialdemokratie gerichteten Kräfte gehören die evangelischen Arbeitervereine.

Wir schließen mit den Worten Schillers, welche der ehrsame Handwerker auf dem Titelblatte der Satzungen des Nürnberger evang. Arbeitervereins in seiner entfalteten Papierrolle trägt: „Doch der Segen kommt von oben“.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVII. Heft 5.

Die Frau und das Universitätsstudium.

Von

H. Kerſten.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belſer'ſchen Verlagshandlung.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Unter der großen Zahl mehr oder minder brennender Zeitfragen beanſprucht nicht zuletzt die ſog. Frauenfrage die allgemeine Aufmerkſamkeit. Dieſe Frage, ſo wenig neu ſie iſt, wird doch in unſeren Tagen mit erneutem Eifer auch in Deutſchland aufgenommen und in verſchiedenem Sinne erörtert. Indem wir eine allſeitige Bekanntſchaft hiermit vorausſetzen dürfen, heben wir für unſeren Zweck nur kurz hervor, daß die Vorkämpfer dieſer Sache in ihren letzten und äußerſten Zielen auf eine völlige ſoziale und politiſche Gleichſtellung der Frau mit dem Manne ausgehen: auf möglichſt allen Gebieten des rein geiſtigen wie des praktiſchen Lebens, in Kunſt und Wiſſenſchaft, auf gewerblichem und wirtſchaftlichem Gebiete, in Verwaltung, Recht und Politik ſoll das Weib zum unbeſchränkten Wettbewerb mit dem Manne zugelaſſen werden bezw. mit ihm gleichberechtigt ſein. (Die Geſamtheit dieſer Beſtrebungen wird bekanntlich auch mit dem Ausdruck „Frauenemancipation" bezeichnet; eine begriffliche Trennung von „Frauenfrage" und „Frauenemancipation", wie ſie neuerdings von ſolchen verſucht wird, welche ein beſonderes Gewicht auf die „Verſorgung" der Frau legen und die „Frauenfrage" einfach die „Frage der Verſorgung der Frau" nennen wollen, läßt ſich mit Rückſicht auf die auch in letzterem Falle verfolgten weitgehenden Ziele nicht durchführen.)

Man kann ſchon auf Grund allgemeiner Erwägungen über die Berechtigung derartiger Beſtrebungen ſehr im Zweifel ſein; man kann ſtreiten, ob die „Frauenfrage" überhaupt eine wirkliche und notwendige, und nicht bloß eine „ſogenannte", eine künſtlich erzeugte iſt. Vom chriſtlichen Standpunkt aus aber wird man ſogar unbedenklich dieſe Frage als in ihrem Kern durch die Bibel längſt gelöſt betrachten, lange bevor ſie in der Neuzeit mit viel Geräuſch erhoben und erörtert wurde. Wie ſich das ganze Verhältnis des Weibes zum Manne auf dem Boden des Chriſtentums geſtalten

soll, darüber lassen uns die biblischen Vorschriften nicht im Zweifel. Mulier taceat in ecclesia! (Diese Auffassung kommt auch in der christlich gesinnten Tagespresse zu gebührendem Ausdruck; wir verweisen auf den Artikel „Die Frauenfrage" in der Zeitung „Das Volk" vom 3. Nov. 1891, ohne jedoch den Ansichten des Verfassers in allen Punkten beizustimmen.)

Dies ist im großen und ganzen richtig, wird man sagen, aber so ins einzelne können jene Vorschriften nicht gehen, daß man nicht bei diesen oder jenen Ansprüchen, welche das weibliche Geschlecht heutzutage für sich erhebt, noch besonders zu prüfen hätte, inwieweit sie etwa doch begründet und zulässig seien. „Man muß den Forderungen des Zeitgeistes und der Gesittung unseres Zeitalters Rechnung tragen." Wohl, dies kann und soll in sehr sachlicher Weise geschehen, und doch kann und soll ebenso der Geist der biblischen Lehren als oberster Gesichtspunkt hierbei leitend und maßgebend sein.

Ein solcher besonderer Anspruch nun, der nur einen Teil der ganzen „Frauenfrage" bildet, bezieht sich auf die Zulassung der Frauen zu den Universitätsstudien und den gelehrten Berufsarten. Es soll unsere Aufgabe sein, diese Forderung, welche von den Vertretern der „Frauenfrage" hartnäckig festgehalten und auch in Deutschland immer stärker verfochten wird, etwas näher anzusehen 1) auf ihren Ursprung und Charakter, 2) auf die Gründe, welche für dieselbe geltend gemacht werden, 3) auf ihre Bedeutung für die Universitäten. Es liegt nahe, daß wir dies mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Bestrebungen in unserem deutschen Vaterlande thun werden. —

I.

Zuerst also Ursprung und Charakter dieser Forderung.

Wer die ganze sog. „soziale Frage" nur als „Magenfrage" ansieht, wird leicht auch in der ganzen Frauenbewegung einfach das Bestreben finden, die Lage der Frau in materieller Hinsicht zu verbessern. Danach würde es sich vor allem um die Eröffnung neuer und ausreichender Erwerbsquellen für das weibliche Geschlecht handeln angesichts des Mißverhältnisses, daß in vielen Kulturstaaten ein beträchtlicher Ueberschuß von Frauen besteht, welche unverheiratet

und unversorgt bleiben. Diese Auffassung ist nicht frei von Einseitigkeit. Richtig ist, daß z. B. in Deutschland fast 1 Million Frauen mehr als Männer gezählt werden, und da von den letzteren obendrein eine größere Zahl die Ehe aus diesen oder jenen Gründen meidet, so bleibt allerdings ein ziemlicher Prozentsatz weiblicher Personen übrig, welche genötigt sind, auf eigene Hand für ihren Lebensunterhalt und für eine selbständige Lebensstellung zu sorgen. Aber auch den günstigsten Fall angenommen, daß beide Geschlechter sich an Zahl die Wage hielten, und daß im Verhältnis nur wenige Frauen von der Ehe ausgeschlossen blieben, würde damit die „Frauenfrage" mit allen ihren Forderungen verschwinden? Ist es völlig wahr, wenn behauptet wird: „Gebt allen Frauen den Platz an der Seite des Gatten, den Wirkungskreis in der eigenen Familie, und sie werden dankbar sein und nicht daran denken, aus der althergebrachten Sphäre engbegrenzter Weiblichkeit herauszutreten"? — Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bieten das Beispiel, daß dort das umgekehrte Verhältnis bestand und besteht, wie bei uns: auf je 1000 Männer kommen dort nur 965 Frauen (Zählung von 1880), in Deutschland auf je 1000 Männer 1039 Frauen (Zählung von 1885). Hiernach ist für das weibliche Geschlecht die Aussicht, durch Heirat dem eigenen Nahrungserwerb überhoben zu werden, dort jedenfalls im ganzen größer als in Deutschland und auch den meisten andern europäischen Ländern. Trotzdem hat die Frauenbewegung nirgends einen günstigeren Boden gefunden und nirgends größere Erfolge errungen als in Nord-Amerika. Wie erklärt sich dies? Man hat gesagt: Gerade die Minderheit, in der die Frauen sich dort befinden, hat eine größere Wertschätzung derselben im Gefolge gehabt. In dem Maße, als sie sich um die gewöhnlichen und alltäglichen Arbeiten erleichtert sahen, — bei dem sonstigen Wohlstande des Landes — wuchs das Bewußtsein ihrer freieren und selbständigeren Stellung im Staate. Mit dem gesteigerten Selbstbewußtsein erhöhten sich die Ansprüche. Dies würde jedoch nicht zur Erklärung genügen, wenn nicht diesen Ansprüchen ein Staatswesen entgegengekommen wäre, welches auf einer sehr andersartigen Grundlage errichtet ist, als die alten Staaten Europas. Aber in jenem republikanischen Lande mit der denkbar freiesten Verfassung hat der Grundsatz des „Gehen lassen, machen lassen"

seit jeher nur ein sehr lockeres Band um seine Angehörigen gelegt und auf gesellschaftlichem, politischem und auch religiösem Gebiete vielfach Erscheinungen gezeitigt, die sich als arge Übertreibungen und Ausschreitungen herausstellen. Wohl zeichnet sich Nord-Amerika durch seine wirtschaftlichen Leistungen aus, aber diese allein bedingen noch nicht eine höhere geistige und sittliche Stellung des Volkes. Der Nord-Amerikaner hat eine ausgeprägte Sucht nach materiellem Gewinn, und das hiermit zusammenhängende Streben nach möglichster Freiheit für das Wollen und Können des Einzelnen dient häufig nicht den Interessen der Allgemeinheit. Das Übertriebene und Unnatürliche in vielen dortigen Verhältnissen bleibt aber wiederum nicht ohne nachteilige Rückwirkung auf das nordamerikanische Volk und seine fernere Entwicklung. Unnatürlich muß es uns auch erscheinen, daß die Frauen dort zu einer Rolle zugelassen werden, in welcher sie ihre ganze Bestimmung und ihren natürlichen Beruf weit überschreiten. Frauen sind dort nicht nur Ärztinnen und Apothekerinnen, sie bekleiden auch die Stellen von Rechtsanwälten, Richtern, Verwaltungsbeamten, Lehrern an Knabenschulen, ja selbst von Predigern. Allein in den verschiedenen Abteilungen der Bundesverwaltung zu Washington sind mehr als 1200 weibliche Beamte in Thätigkeit; die Lehrkräfte an den öffentlichen Schulen aber bestehen zu mehr als zwei Drittel aus Frauen.

Und bei diesen „Frauen in Amt und Würden" handelt es sich nicht nur um unverheiratete. Wenn aber Frauen auf diese Art Ämter und Stellen selbst in der Ehe noch bekleiden, so beweist dies eben, daß hierbei denn doch noch andere Beweggründe vorliegen, als die „Versorgung." — Man denke sich eine solche Frau in ihrem Verhältnis zu Mann, Familie und Hausstand. Das Bild, welches Schiller in seiner „Glocke" vom Wesen und Wirken der Hausfrau gezeichnet hat, kehrt sich in allen Zügen um. — Nimmt man nun zu dem, was den Frauen in Nord-Amerika zugestanden wird, noch ihr aktives und zum Teil auch passives Wahlrecht, so ist leicht vorstellbar, welch großen Einfluß das weibliche Geschlecht auf das nordamerikanische Volksleben, das private, wie das öffentliche, ausübt. Man kann sich hierbei denken, daß eine Frau, wenn sie in das öffentliche Leben gestellt wird, um so stärker eine gewisse

Eigenart ihrer weiblichen Natur entfaltet, welche schwerlich von Vorteil für die Allgemeinheit ist: wir meinen ihre ganze subjektive Denk- und Sinnesart. Dazu kommen die etwaigen Nachteile einer Minderwertigkeit der Leistungen an den vielen und oft wichtigen Stellen, wo weibliche Kräfte anstatt der männlichen öffentlich wirken. — Es ist nur selbstverständlich, daß den Frauen zugleich mit dem Zutritt zu den verschiedensten Ämtern auch die Gelegenheit zu besonderer fachwissenschaftlicher Ausbildung gewährt worden ist. Und so sind nicht nur den Frauen die amerikanischen Hochschulen geöffnet, sondern es bestehen auch daneben noch besondere female colleges, Frauenuniversitäten. —

Nach allem Gesagten ist es klar, daß vor anderen Staaten in Nord-Amerika geistig irgend selbständige und dazu herrschbegierige Frauen leicht Raum finden, die ihrem Geschlecht gesetzten natürlichen und gesellschaftlichen Schranken zu erweitern oder zu durchbrechen. Die dortigen Verhältnisse setzen solchen Bestrebungen keinen Widerstand entgegen, ja, sie begünstigen dieselben sogar und locken sie hervor. Daher gerade dort die große Zahl von ebenso eifrigen als glücklichen Verfechterinnen der Frauensache. Unter ihnen tritt besonders hervor Amalia Blöomer, geb. 1818 zu Homer im Staate New-York, welche auch als verheiratete Frau noch für die Erweiterung der Frauenrechte kämpfte, verschiedene Schriften hierüber veröffentlichte und 1849 die ausschließlich den Interessen der Frauen gewidmete Zeitschrift „The Lily“ gründete. (In diesem Blatte trat sie auch für eine besondere weibliche Tracht ein, welche, aus langer Bluse und weiten Beinkleidern bestehend, sich der Männerkleidung nähern sollte. Urheberin dieser Tracht war allerdings Elisabeth Smith Gerrit, welche sich zuerst öffentlich in derselben zeigte. Weil aber Amalia Bloomer diese Tracht selbst annahm und lebhaft empfahl, so wurde ihr Name auf dieses Kostüm übertragen, und als „Bloomerismus“ bezeichnet man die ganze sich daran anschließende Bewegung, durch welche die Frauenemanzipation in Nord-Amerika eingeleitet wurde.) Es ist sehr bemerkenswert, wie weit gerade verheiratete Frauen sich an diesen Bestrebungen beteiligen; und zugleich kennzeichnet nichts die Sache besser, als daß solche Frauen auch in der Ehe nicht ihre Genüge und die Erfüllung ihres natürlichen Berufes finden, sondern darüber hinaus

ſich und andern ihres Geſchlechtes noch „höhere Ziele“ ſetzen zu müſſen glauben. Man kann über die wahre Natur dieſer Bewegung nicht lange in Zweifel ſein: ſie iſt am allerwenigſten in Nord-Amerika eine „Brotfrage“, ſondern hat einen deutlich politiſchen Charakter. Dieſen Grundcharakter wahrt ſie ſich auch in den übrigen Ländern, auf welche ſie ſich übertragen hat, nur daß ſie ſich in ihrer Form den beſonderen ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen eines jeden Landes anpaßt. Denn man darf Nord-Amerika als das eigentliche Urſprungsland dieſer Bewegung anſehen. Zwar hat dieſelbe ſchon in dem republikaniſchen Frankreich eine Vorläuferin gehabt, aber das allzu revolutionäre Weſen der letzteren hinderte zugleich ihre Ausbreitung.

Dieſe erſte Bewegung begann in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts im engſten Zuſammenhang mit der Revolution, an welcher ja die Frauen den regſten Anteil genommen haben. Wir erinnern an die Frau von Staël-Holſtein und Olympia de Gonges, an deren Namen ſich die berüchtigte „Erklärung der Frauenrechte“ knüpft. Schon damals ging die Forderung ſeitens der Frauen auf allgemeine Gleichberechtigung mit den Männern und auf Zulaſſung zu allen Ämtern. Da man es auch äußerlich dem männlichen Geſchlecht durch Anlegung von Männertracht gleich thun wollte, wurde das Treiben ſelbſt dem National-Konvent zu arg und es kam zur Schließung der politiſchen Frauenklubs. Auch weiterhin, als die Revolution in Frankreich in unſerem Jahrhundert (1830 u. 1848) ihr Haupt wieder erhob, knüpften ſich Emanzipationsbeſtrebungen der Frauen an dieſelbe und traten zugleich enger in Verbindung mit dem erſtarkenden Sozialismus. In den ſozialiſtiſchen Lehren des Grafen Saint-Simon (Saint-Simonismus) und ſeiner Anhänger hatten die auf die „Frauenemancipation“ gerichteten Forderungen die Grenzen des Möglichen längſt überſchritten, und die Lehre ſeines Schülers Enfantin von der Weibergemeinſchaft führte ſchließlich ein polizeiliches Einſchreiten herbei. Auch das Auftreten der Schriftſtellerin George Sand wirkte in dieſem Sinne.

Alle dieſe Beſtrebungen, wenn ſie auch keinen unmittelbaren Erfolg hatten, haben doch im Geheimen fortgewirkt, ſie haben ſich mit gleichartigen Beſtrebungen in anderen Ländern, wo immer

dieſelben auftauchten, die Hände gereicht und ſich gegenſeitig verſtärkt. Auch in Frankreich hat die Bewegung der Frauen denſelben die Hörſäle der Univerſitäten geöffnet. Sie ſind den Männern inſofern gleichgeſtellt, als ſie ebenſo zu einem regelrechten Studium und zur Erlangung der Doktorwürde zugelaſſen werden, wenn ſie das Baccalaureats-Examen abgelegt haben, welches etwa unſerer Gymnaſialreifeprüfung entſpricht. Auch zur Ausübung des ärztlichen Berufes ſind ſie berechtigt. —

Unter den europäiſchen Ländern iſt jedenfalls England dasjenige, wo die weiblichen Emancipationsbeſtrebungen die meiſten ſichtbaren Erfolge erzielt haben. Dies nimmt vielleicht nicht ſehr wunder von einem Lande, welches durch Stammesverwandtſchaft und eine gewiſſe Ähnlichkeit der Verhältniſſe dem nordamerikaniſchen Freiſtaat vor anderen Ländern naheſteht. Es haben ſich denn auch die Erfolge der nordamerikaniſchen Frauenbewegung in keinem andern europäiſchen Lande getreuer wiederholt, als in England, wenn auch nicht im vollſten Umfange. Auch hier haben die Frauen nicht nur das Stimmrecht bei Gemeindewahlen errungen (wenigſtens gilt dies für die, welche einen ſelbſtändigen Erwerb haben und Steuer zahlen), ſie haben auch Ausſicht, dasſelbe für die Parlamentswahlen zu erlangen. Ebenſo haben ſie den Zutritt zu Staats- und Gemeindeämtern, höheren wie niederen, gewonnen. Im Jahr 1881 waren über 3000 weibliche Beamte im Staatsdienſt und etwa ebenſoviel im Gemeindedienſt thätig. Ihre fachwiſſenſchaftliche Ausbildung dürfen ſie an den „University colleges“ ſuchen, von denen 4 ausſchließlich für Frauen beſtimmt ſind. An ihnen ſtudierten im Jahre 1884 im eigentlichen England (mit Ausſchluß von Schottland und Irland) 270 Frauen.

Neben dieſen „colleges“ welche Univerſitätsbildung gewähren, beſtehen dort noch 10 eigentliche Univerſitäten, welche vor den erſteren auch das Recht der Diplomerteilung voraus haben. Von dieſen Univerſitäten gewähren Dublin und Edinburg den Frauen gleichfalls Zutritt. Daneben bietet wieder die beſondere „Medical school for women“ in London Gelegenheit zur Ausbildung von weiblichen Ärzten. Auch werden an einigen Univerſitäten Frauen zu wiſſenſchaftlichen Prüfungen zugelaſſen, die beſonders für ſolche eingerichtet ſind, welche keine Univerſität beſucht

haben. Auch das Gebiet der Schriftstellerei und das Lehr- und Erziehungsfach erhalten ein amerikanisches Gepräge bei dem großen, ja selbst überwiegenden Anteil, welchen die Frauen sich hieran zu verschaffen gewußt haben. Kurz, es macht sich auch beim englischen Volke die Einwirkung der Frauen auf die äußeren und inneren Lebensverhältnisse immer mehr geltend, ähnlich wie in Nord-Amerika. — Einen durch die freidemokratische Verfassung des Landes gut vorbereiteten Boden fanden die Bestrebungen zu gunsten des Frauenstudiums in der Schweiz. Die erste Universität, welche Frauen zuließ, war Zürich; die anderen Universitäten folgten nach. Auch das eidgenössische Polytechnikum in Zürich ist den Frauen zugänglich. Die schweizer Universitäten erhielten den zweifelhaften Vorzug, gern von Ausländerinnen besucht zu werden, solchen nämlich, denen das eigene Vaterland für ihre Studien bezw. politischen Umtriebe zu wenig Raum gestattete. Hat doch überhaupt das republikanische Schweizerland wiederholt einen Tummelplatz abgegeben für fremdländische politische Auswanderer und deren Agitationen. Wie wenig man in der Schweiz die Frage des Frauenstudiums nach ihrer bedenklichen Seite beachtet, geht auch daraus hervor, daß im Jahre 1891 an einer schweizer Hochschule ernstlich erwogen wurde, ob man nicht dem Antrage eines weiblichen Doctor juris Folge geben und die Antragstellerin als Lehrerin an dieser Hochschule zulassen solle. Zwar wurde der Antrag zunächst abgelehnt, aber die Bedenken gegen Zulassung weiblicher Universitätslehrer waren nicht so allgemeine und grundsätzliche, daß nicht früher oder später die Wiederholung eines solchen Antrages Aussicht auf Erfolg haben könnte.

Auch in Schweden haben seit einer Reihe von Jahren schon die Frauen das Recht, an den Universitäten zu studieren. Es ist selbst ein Schwede, der über seine studierenden Landsmänninen folgendes sehr bezeichnende Urteil fällt: „Sie gehören, soviel wir wissen, ausnahmslos dem radikalen Lager an, sie sind die „Söhne" der Zukunft, sie sind die „Männer" der Reformen. An sie schließen sich durch ein natürliches Verwandtschaftsgesetz die studentischen, maskulinen Feinde des Bestehenden auf dem politischen, religiösen und sittlichen Gebiete an." Wir entnehmen diese Worte dem Aufsatz: „Studentinnen" von C. L. Sündbeck, Upsala, in Nr. 4 der

„Akadem. Blätter“ vom 16. Mai 1891. Wir werden auf diesen Aufsatz, welcher in vorzüglicher Weise die Nachteile des Aufenthaltes von Frauen an Universitäten und die verderbliche Wirkung des Zusammenstudierens der beiden Geschlechter schildert, im letzten Abschnitt dieses Beitrages zurückkommen.

Es folgt Rußland, welches mit seiner strengen und allen freiheitlichen Regungen so abholden Regierungsform den geraden Gegensatz zu dem Lande bildet, von welchem wir ausgiengen, zu Nord-Amerika. Um so mehr kann es auffallen, daß auch hier den Frauen das Studieren an den Universitäten gestattet ist. Freilich hat man wohl in diesem widerspruchsvollen Lande, wo Despotismus und Nihilismus in erbittertem Kampfe liegen, kaum geahnt, wie sehr man mit jenem Zugeständnis an die Frauen der Ausbreitung des Nihilismus unter der studierenden Jugend Vorschub leisten würde. Es ist bekannt, wie der Aufenthalt und das Studieren an Universitäten vielfach jungen Russinnen nur als Deckmantel gedient hat zu einem innigeren Verkehr mit gleich radikal gesinnten Studenten und zu gemeinsamen geheimen Bündnissen. Zu diesem Zweck suchten sie mit Vorliebe die schweizer Universitäten, vor allem Zürich auf, um durch den Aufenthalt im Auslande sich und ihr politisches Treiben der Aufmerksamkeit der russischen Behörden möglichst zu entziehen. Zwar hat eine Verfügung der russischen Regierung diese Studentinnen von dort zurückgerufen, aber in Rußland selbst bleibt ihnen das Studieren gestattet. Von dieser Erlaubnis wird ein ziemlich ausgedehnter Gebrauch gemacht; im Jahre 1886 studierten an den russischen Universitäten 779 Frauen. Auch eine größere Zahl von Mädchengymnasien sind eingerichtet und Fachschulen zur Ausbildung weiblicher Ärzte. Eine Anzahl weiblicher Doktoren sind amtlich angestellt zum Unterricht der Frauen in der Heil- und Arzneikunde.

Man weiß, welche Not Rußland mit seinen Universitäten und seiner studierenden Jugend hat. Alle Überwachungsmaßregeln vermögen nicht die geheimen politischen Umtriebe unter den Studierenden zu verhindern; bald hier, bald da kommt es zu hartem Einschreiten gegen Einzelne, oder auch selbst zu zeitweiliger Schließung ganzer Universitäten. Bei all diesen Unruhen aber scheint das weibliche Element keine geringe Rolle zu spielen, ja wohl eine größere und

verderblichere, als man durch die der Zensur*) unterliegenden russischen Zeitungsnachrichten erfährt.

Es ist dem russischen Nihilismus eigen, daß er seine Vertreter in erster Linie unter den Gebildeten findet, unter Studierten und Studierenden, und zwar ebenso unter Frauen, wie unter Männern. Gerade aber die Beteiligung der Frauen erscheint für Rußland sehr verhängnisvoll. Wenn anders wir den Lehren der Geschichte glauben dürfen, so gewinnen politische Bewegungen in dem Maße an Unklarheit, Leidenschaftlichkeit und Gefährlichkeit, als Frauen in irgend hervorragender Weise daran teil nehmen. Das lehrreichste und schrecklichste Beispiel bietet die französische Revolution. — Man hat für die Entstehung des Nihilismus einerseits zwar die staatlichen Verhältnisse Rußlands verantwortlich gemacht, hat aber andererseits die Verbreitung desselben gerade unter den Gebildeten dadurch zu erklären gesucht, daß Rußland für eine höhere geistige Kultur noch nicht reif sei, daß seine Gebildeten, unfähig die Ergebnisse westeuropäischer Wissenschaft zu vertragen und zu verdauen, daneben ohne wahre Religiosität und Sittlichkeit, sich noch in einem halbbarbarischen Zustande befänden. In ihren Köpfen dränge sich ein Fülle unklarer und leidenschaftlicher Ideen, die sich stürmisch in die Wirklichkeit umzusetzen suchten. Aufs äußerste Maß werde die Gährung gebracht durch die Unzufriedenheit mit den staatlichen Zuständen. Dies mag teilweise oder auch ganz richtig sein. Um so schlimmer, wenn bei so wenig abgeklärten Verhältnissen auch Frauen sich in den Hörsälen der Universitäten den Schein der Wissenschaftlichkeit erwerben dürfen, um auf Grund dessen sich zur Umgestaltung oder selbst zum Umsturz der staatlichen Ordnung und der menschlichen Gesellschaft berechtigt zu halten. Es ist sicher, daß neben der Verfolgung solcher Ziele für viele ein ernstes Fachstudium, welches auf wirkliche Ausübung einer gelehrten Berufsart vorbereiten oder dem reinen Zwecke höherer Geistesbildung dienen soll, erst sehr in zweiter Linie kommt. — Wir glauben, daß sich die Frau nicht weiter von ihrer ganzen Bestimmung entfernen kann, als hier geschieht.

*) Für Petersburg und Moskau besteht keine Zensur im gewöhnlichen Sinne des Wortes. D. L.

Die römiſchen Veſtalinnen, die Prieſterinnen der Veſta hatten auf dem Herde ihrer Göttin das „heilige Feuer“ in ſtetem Brande zu erhalten. Eine ähnliche bedeutungsvolle Aufgabe erkennen wir der chriſtlichen Frau, zumal der Hausfrau, zu: in ihrer edelſten Geſtalt erſcheint ſie uns als treue Hüterin chriſtlicher Art und alter, guter Sitte im Heiligtum der Familie; und in Erfüllung dieſer Aufgabe erſcheint ſie, ſofern ſich der Staat auf die Familie gründet, als eine wahrhaft ſtaatserhaltende Kraft, als ein wirkſamer Schutz gegen das Eindringen ſtaats- und kulturfeindlicher Gewalten. Wo bleiben aber Familie, Staat und menſchliche Geſellſchaft, wenn ſtatt deſſen die Frau nicht nur die ihrem Geſchlecht geſetzten göttlichen und natürlichen Grenzen zu durchbrechen ſucht, ſondern auch ſelbſt eifrig Hand mit anlegt, die von Religion, Sitte und Kultur aufgeſtellten Ordnungen hinwegzuräumen? Niemals aber wird der Kampf erbitterter werden, als wenn die Frau obendrein mit dem Anſpruch auf Gelehrſamkeit und wiſſenſchaftliche Bildung in die Schranken tritt. In dieſer Geſtalt ſteht die Frau als traurigſtes Zerrbild ihres Geſchlechtes vor uns.

Nun, ſo ſchlimm dies iſt, hören wir einwenden, bei uns in Deutſchland wenigſtens liegen glücklicherweiſe weder ruſſiſche noch amerikaniſche Zuſtände vor. Wohl, unſere ſtaatlichen und bürgerlichen Verhältniſſe, wenn wir ſie mit denen der genannten und anderer Länder vergleichen, gewähren immer noch Befriedigung und Beruhigung; aber wer iſt ſo vertrauensſelig, die Augen zu verſchließen vor den mancherlei geheimen oder offenen Beſtrebungen, welche auch unſere Verhältniſſe umzugeſtalten ſuchen? Daß insbeſondere auch die Frauenbewegung bei uns immer ſtärker wird, ſteht jedenfalls außer Frage. Da die andern Ziele dieſer Bewegung, vor allem die rechtliche und politiſche Gleichſtellung der Frauen mit den Männern, bei uns in abſehbarer Zeit keine Ausſicht auf Verwirklichung haben, ſo ſtellt man zunächſt die harmloſer ausſehende Forderung der Zulaſſung von Frauen zu den Univerſitätsſtudien in den Vordergrund. Da aber auch dieſe Forderung in ihrer Ausdehnung auf alle Studiengebiete bezw. gelehrte Berufsarten leicht noch auf Widerſtand ſtoßen könnte, ſo verlangen die vorſichtigeren Verfechter dieſer Sache vorläufig wenigſtens die Zulaſſung zum mediziniſchen Studium. Hierbei ſucht man ſo

mancherlei Gründe für die Möglichkeit und selbst Notwendigkeit weiblicher Ärzte beizubringen, daß auch viele solche Leute, welche nicht gerade Freunde eines weiblichen Gelehrtentums sind, den Frauen doch das ärztliche Studium freigegeben wissen möchten. Mit diesen Gründen werden wir uns später noch zu beschäftigen haben. Vorerst aber gilt es, die wahre Art und Bedeutung dieser Forderung klar zu stellen. — Es ist ein stark ausgeprägter Zug des Deutschen, für die verschiedensten Zwecke nachdrücklicher durch Gründung von Vereinen zu wirken. Und so haben sich denn auch zahlreiche Vereinigungen von Frauen an den verschiedensten Orten Deutschlands gebildet, die sich ganz in den Dienst der Frauensache gestellt haben (so der Verein „Frauenwohl" und der „Lette-Verein" in Berlin, der „Deutsche Frauen-Verein Reform" in Weimar, dazu der „Allgemeine Deutsche Frauenverband" mit dem Sitze in Leipzig). Der „Lette-Verein" z. B. hat sich nach dem Wortlaut seiner Satzungen zur Aufgabe gestellt, „die Beseitigung der Vorurteile und Hindernisse, die der höheren Bildung und Erwerbsthätigkeit der Frauen im Wege stehen." Sicher ist die Thätigkeit dieses Vereins und anderer ähnlicher sehr anerkennenswert und zeitgemäß, so weit es sich darum handelt, die Lage der Frauen, denen die Ehe versagt bleibt, besser zu gestalten, und zwar, indem man ihnen Mittel und Wege zeigt, sich durch eine selbständige Erwerbsthätigkeit ein gesichertes Dasein zu begründen. Aber über den Umfang und die Grenzen des Gebietes, auf welches sich die weibliche Erwerbsthätigkeit erstrecken soll, kann man wesentlich anderer Meinung sein. Denn wie sich zeigt, verstehen jene Vereine ihre Aufgabe auch dahin, das Wirkungsgebiet des weiblichen Geschlechts auf diejenigen Berufsarten auszudehnen, welche ein Universitätsstudium voraussetzen. Alle Einwände, die sich füglich dagegen erheben lassen, betrachtet man als zu beseitigende „Vorurteile" und „Hindernisse." In erster Linie hat man dabei den ärztlichen Beruf im Auge. Und so hat es der „Allg. d. Frauenverband" unternommen, an die Landtage aller deutschen Staaten ein Gesuch zu richten, um dieselben für die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Studium und Beruf zu gewinnen. Von dem Erfolg hat man nichts weiter gehört. (Nur die Universität Leipzig hat, als einzige unseres Wissens

im deutschen Reiche, unter gewissen Bedingungen auch Frauen den Zutritt zu akademischen Vorlesungen gestattet und hat damit die Vergünstigung, welche bekanntlich auch sonst einzelnen Privatpersonen, Beamten, Offizieren u. s. w. gewährt wird, auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt. Selbstverständlich gelten auch solche Frauen in Leipzig nicht als eigentliche Studentinnen, sondern nur als „außerordentliche Hörer". Diese Vergünstigung ist jedoch nicht so neu, wie man nach einer jüngst durch die Zeitungen gegangenen Nachricht glauben könnte. Danach sei die Universität Leipzig den Frauen, welche sich in Deutschland akademische Bildung aneignen wollen, jetzt ein wenig entgegengekommen. Es dürften gegenwärtig 20 Studentinnen, meist Amerikanerinnen und Engländerinnen, den akademischen Vorlesungen beiwohnen, doch nur nach besonderer Vorstellung vor den betreffenden Dozenten und nach besonders erwirkter Eintrittserlaubnis; dieser Eintritt werde auch nur unentgeltlich gewährt. Unter solchen Bedingungen haben jedoch bereits im Jahre 1879 einzelne Frauen die Leipziger Vorlesungen besucht, wie Verfasser aus eigener Anschauung berichten kann.) Weiter wird sich der Leser erinnern, daß im vorvorigen Jahr der „D. Frauenverein Reform" eine Eingabe an den Reichstag gerichtet hat, worin „die Zulassung des weiblichen Geschlechtes zur Ausübung des ärztlichen Berufes" verlangt und im Anschluß daran die Forderung gestellt wird, „das medizinische Studium auf deutschen Universitäten dem weiblichen Geschlecht zugänglich zu machen." Auch dieses Gesuch fand nicht den Beifall der Mehrheit und wurde abgelehnt. Als eifrige Fürsprecher desselben aber traten bezeichnender Weise gerade die sozialdemokratischen Abgeordneten hervor; auch war es ihre erklärte Absicht, für das Zustandekommen einer neuen und umfangreicheren diesbezüglichen Eingabe ihrerseits wirken zu wollen. In der That ist nun eine neue derartige Eingabe unterwegs und wird demnächst dem Reichstag wieder vorliegen. Nach dem Vortrag einer süddeutschen Dame in einer Berliner Frauenversammlung „über den gegenwärtigen Stand der Ärztinnenfrage" zählte diese Eingabe gegen Mitte Oktober vorigen Jahres bereits 50000 Unterschriften, darunter 12000 von Männern und 138 Ärzten. Auf die Männer käme danach noch nicht der 4. Teil der Unterschriften, und wenn Zahlen beweisen, so läge hier aller-

dings der Beweis vor, daß jene Forderung nicht eben allzusehr den Beifall der Männer bei uns in Deutschland findet, natürlich von solchen abgesehen, die auf einem radikalen Boden stehend alles und jedes gut heißen, was irgend geeignet erscheint, auf die heutige Gesellschaftsordnung in ihrem Sinne abändernd einzuwirken. Freilich ist von vornherein die überwiegende Beteiligung der Frauen an einer Sache erklärlich, welche dem eigensten Interesse des weiblichen Geschlechtes in verschiedener Hinsicht dienen soll. Aber man erinnert sich hierbei wohl auch jener Äußerung des jetzigen Reichskanzlers, die er unlängst im Reichstage that: „Man weiß, wie leicht heutzutage Eingaben zustande gebracht werden.“ Die Mehrheit läßt sich oft urteilslos zu den besonderen Zwecken der Minderheit gebrauchen. Wir meinen, und es liegen bestimmte Anzeichen dafür vor, daß es sich für die Urheber einer Eingabe, wie der in Rede stehenden, nicht zuletzt darum handelt, die ganze Frauenfrage in Deutschland mehr in Fluß zu bringen. — Der erwähnte Vortrag jener Dame ist auch sonst beachtenswert, indem er über Wege und Ziele der deutschen Frauenbewegung Aufklärung giebt und zugleich einige sehr bezeichnende Äußerungen enthält. Rednerin weist darauf hin, daß die Frauenfrage eine Kulturfrage sei und die Lösung derselben nur noch eine Frage der Zeit. „Die Ärztinnenfrage“ bezeichnet sie als „Sorgenkind“ der Frauenbewegung und versichert, daß man auch in Deutschland bereits diesem Sorgenkinde Beachtung schenke, was schon ein großer Fortschritt sei. Man sollte nun erwarten, daß Rednerin die Ärztinnenfrage zwecks besserer Begründung auch unter dem Gesichtspunkt der Brotfrage näher behandeln würde, als dem vielleicht wichtigsten Gesichtspunkte, aber ein Eingehen auf diese Seite der Sache vermissen wir (soweit wir uns auf die vorliegenden Zeitungsberichte verlassen dürfen). Statt dessen erhebt Rednerin laute Klage über die „geistig gebundenen Frauen.“ Sie fährt fort: „Wir erstreben das Recht der geistigen Freiheit, das uns zugestanden werden muß.“ Diese, wiewohl nicht neuen, Schlagworte kennzeichnen auch hier die tiefere Bedeutung der ganzen Bestrebung. Zwar erklärt Rednerin, daß die vorliegende Frage keine „Parteisache“ sei, während die maßgebenden Behörden und Landesvertreter bemüht seien, „die Ärztinnenfrage den Sozialdemokraten an die Rockschöße zu hängen.“

Aber man braucht nicht alle Verfechterinnen der Frauen- und Ärztinnenfrage für ausgesprochene Anhängerinnen der Sozialdemokratie zu halten und kann doch die Ueberzeugung gewinnen, daß dieselben, wenn nicht bewußt, so unbewußt den Sozialdemokraten in die Hände arbeiten. Kann man sich des Gedankens an eine gewisse Verwandtschaft der beiderseitigen Bestrebungen enthalten angesichts der lebhaften Unterstützung, welche die Sozialdemokraten der Ärztinnenfrage angedeihen lassen? Kann man es angesichts alles dessen, was das sozialistische Parteiprogramm für die „Frau der Zukunft" fordert? Die Sozialdemokraten haben über diese ihre Ziele durch Wort und Schrift die Mitwelt nicht im Zweifel gelassen: die „geistige Knechtschaft" der Frau und die Notwendigkeit ihrer „Erlösung" aus derselben bilden auch bei ihnen eine ständige Redewendung. In diesem Punkte wenigstens begegnen sich unbestreitbar die Pläne der Sozialisten — und der „Frauensache", es fragt sich höchstens, wessen Pläne die weitestgehenden sind. Nur ist das Vorgehen der Frauen ein weniger stürmisches; ja die angeführte Rednerin ermahnt sogar, „aus praktischen und diplomatischen Gründen langsam und bittend vorzugehen, denn ein Gefangener, der voller Zorn an seinen Stäben rüttelt, wird dadurch nicht mehr Aussicht auf Befreiung bekommen." Auch hier der Vergleich der Frauen mit „Gefangenen"! Bei dieser Kampfesweise werden an die Stelle der Gewaltsamkeit Vorsicht und Ausdauer gesetzt, zwei gut gewählte Kampfesmittel, welche schon mehr Siege errungen haben, als stürmische Heftigkeit. —

Das bekannte Wort Bebels: „Die Zukunft gehört dem Arbeiter und der Frau", wird leicht solchen als ein verheißungsvolles Orakel gelten, die sich in der Rolle der „Bedrückten" und „Unfreien" sehen zu müssen glauben und keinen Sinn für das haben, was das Christentum an Menschenrechten und -pflichten auch den Armen und der Frau gebracht hat. „Wer da weiß", heißt es in dem oben erwähnten Aufsatz „Die Frauenfrage" in der Zeitung „Das Volk", „in welcher Sklaverei das alte Heidentum, die Zeit vor Christus überhaupt, das Weib hielt, wie dasselbe zu den allerunwürdigsten und niedrigsten Diensten herangezogen ward — und mit jenen Zeiten diejenigen vergleicht, in denen das Christentum Wurzel schlug in einem Gau oder Lande, dem muß es in

die Augen ſpringen, wie das unwürdige Verhältnis zwiſchen Mann und Weib je länger je mehr geheiligt und veredelt ward, und das Weib in gleicher Weiſe wie der Mann erlöſungsbedürftig und erlöſt vor Gott und Menſchen ſittlich gleichberechtigt neben den Mann geſetzt ward. Das iſt das Verdienſt des Chriſtentums!“ Wir fügen hinzu: mit der ſittlichen Stellung hob ſich auch die ganze geiſtige Stellung der Frau. Der Staat, und zwar der chriſtliche Staat, hat es als zu ſeiner Aufgabe gehörig erkannt, für die geiſtige Bildung auch des weiblichen Geſchlechtes Sorge zu tragen; er hat, bei uns in Deutſchland jedenfalls, den Schulzwang der Volksſchule für beide Geſchlechter geſchaffen und damit auch für die Frau ein gewiſſes Bildungsmaß für nötig erachtet, ohne welches das Leben des Einzelnen, wie der Geſamtheit einer gedeihlichen Fortentwicklung nicht fähig iſt. Darüber hinaus findet das weibliche Geſchlecht in Deutſchland reichlich Gelegenheit, ſich in der einen oder andern Weiſe weiter auszubilden. In Lehranſtalten beſonderer Art, die den Zweck von Fachſchulen haben, kann es Kenntniſſe und Fertigkeiten für eine ſpätere praktiſche Thätigkeit erwerben. (Wir erwähnen unter den zahlreichen derartigen Anſtalten nur die Handels-, Gewerbe- und Zeichenſchule des „Lette-Vereins“ in Berlin, welche ſehr Tüchtiges leiſtet und ſehr ſegensreich wirkt.) In anderen höheren Bildungsanſtalten vermag es auch im allgemeinen Wiſſen auf einen Standpunkt zu gelangen, auf dem es zu einem ſelbſtändigeren Urteil befähigt wird und zu einem freieren Überblick über alle ſolche Dinge, die unſeres Erachtens überhaupt im weiblichen Geſichtskreis liegen können. Auch über die Ziele der höheren Mädchenſchulen hinaus giebt es in Deutſchland Anſtalten, welche dem bereits erwachſenen weiblichen Geſchlecht eine allgemeine Weiterbildung vermitteln (ſo das Viktoria-Lyceum in Berlin, das Damen-Lyceum in Breslau, das Alice-Lyceum in Darmſtadt). Dazu bieten die verſchiedenſten Kunſtanſtalten den Frauen alle Gelegenheit, ihren etwaigen künſtleriſchen Neigungen gerecht zu werden.

Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß unſere heutigen weiblichen Lehr- und Erziehungsanſtalten nicht in vielen Punkten noch ſehr verbeſſerungsbedürftig wären. Aber bei allen zukünftigen Verbeſſerungen wird man der beſonderen Natur und Beſtimmung des weiblichen Geſchlechtes Rechnung tragen müſſen. Gerade die

vielen Mißerfolge und Mängel im höheren Mädchenschulwesen, über die man heute so viele Klagen hört, haben die gemeinsame Ursache, daß man den Unterschied der Geschlechter zu wenig berücksichtigt und beim Mädchenunterricht zu sehr den Knabenunterricht als Muster befolgt. —

Soweit es sich also um die mögliche Erlangung praktischer Kenntnisse, künstlerischer Fertigkeiten und einer höheren Geistesbildung für das weibliche Geschlecht bei uns in Deutschland handelt, wer hält sich da für berechtigt, von „geistiger Knechtschaft" der Frauen zu reden? Wir meinen, nur diejenigen, welche die Grenzen der weiblichen Rechte weiter hinausrücken wollen, als sich mit der ganzen Bestimmung des weiblichen Geschlechtes und der natürlichen Ordnung der Dinge verträgt.

Gerade bei solchen, die sich als Erlöser und Befreier der Frauen aus der „geistigen Gefangenschaft" aufspielen wollen, findet sich öfters ein äußerst mangelhafter Sinn ebenso für das geschichtlich Gewordene und dessen Wertschätzung, wie für die ewigen Ziele, welche der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zu Grunde gelegt sind. Es fehlt ihnen das tiefere Verständnis für die gesonderte Bestimmung und die getrennten Aufgaben, welche einem jeden der beiden Geschlechter, des Mannes und der Frau, zugleich durch ihre verschiedene natürliche Organisation und durch die sittliche Weltordnung gesetzt sind. Ein Beispiel hierfür bildet Bebel in seinem berüchtigten Buche: „Die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", wo er sich müht, Bibelstellen, welche von der Stellung der Frau handeln, für seine Zwecke umzudeuten und nachzuweisen, wie wenig das Christentum der Frau gerecht werde. Wohl scheint sein Hauptzweck hierbei, die Frauen leichter für seine Sache zu gewinnen, in der Voraussetzung, daß, wer die Frauen gewonnen hat, viel gewonnen hat. Wir halten uns jedoch nicht für verpflichtet, uns mit seiner Auffassung hier näher auseinanderzusetzen; um so weniger, als wir damit unsere ursprüngliche Aufgabe zu sehr erweitern würden. Uns interessieren die sozialistischen Lehren hier nur soweit, als sie sich mit denjenigen Bestrebungen berühren, die den Frauen den Zutritt zur Universität und den freien Mitbewerb auf dem Gebiete der gelehrten Berufsarten eröffnen wollen. Müssen wir auf das Vorhandensein einer

ſolchen Berührung noch näher eingehen? Wir behaupten nochmals: es iſt ſehr kurzſichtig, zu glauben, daß man ſich mit der Freigebung des ärztlichen Studiums zufriedenſtellen laſſen würde. Schon heute, wo auch dieſes nächſte Ziel noch nicht einmal erreicht iſt, erheben ſich öffentlich Stimmen auf jener Seite, die ihre Forderung auch auf die übrigen Studiengebiete ausdehnen. „Nicht allein die Bahn frei für weibliche Ärzte", ſo läßt ſich eine Frau B. W. Zell (in einem Aufſatz „Weibliche Ärzte" in der „Deutſchen Warte" vom 19. Dez. 1891) vernehmen, „ſondern für jeden wiſſenſchaftlichen Beruf, zu dem die Frau ſich tüchtig erweiſt." Letzteres würde aber die Frau, nach Meinung der Verfaſſerin, überhaupt in jedem Berufe thun „und ſei er noch ſo ſchwer und verantwortlich."

Da die Ausübung gelehrter Berufsarten das Beſtehen gewiſſer Prüfungen vorausſetzt, zu allererſt der Reifeprüfung an einem Gymnaſium bezw. einer anderen höheren Lehranſtalt, ſo ſtände hier den Frauen von voruherein ein ſehr bedeutendes Hindernis entgegen, deſſen Beſeitigung man gleicherweiſe ernſtlich anſtrebt. „Wir müſſen", ſo heißt es in dem eben erwähnten Aufſatz weiter, „Frauengymnaſien haben, auf denen das Reifezeugnis zu erlangen iſt." (Wenn wir nicht irren, hat bereits auch ein diesbezügliches Geſuch ſeitens eines Frauenvereins im vorigen Jahre der preußiſchen Regierung vorgelegen). Kein Zweifel, daß mit der Errichtung von Frauengymnaſien der Weg ſehr geebnet wäre, auf dem die Frauen zu den verſchiedenen gelehrten Berufsarten gelangen könnten.

Auffallend iſt das geringe Verſtändnis, welches man bei uns in Deutſchland für die allgemeinere und tiefere Bedeutung dieſer Sache vielfach an den Tag legt. So wenn E. v. Hartmann ſich in der „Gegenwart" über die „Jungfernfrage" dahin ausſpricht: was die Zulaſſung der Mädchen zum akademiſchen Studium anlange, ſo ſei freundliches Entgegenkommen die einzige der Männer würdige Haltung. Auch von einem Teile der Preſſe gilt das eben Geſagte. Es giebt Zeitungen und Zeitſchriften, die keineswegs politiſch links gehende Anſichten vertreten, auch im ganzen Gegner der Frauenemancipation ſind, aber doch ſolchen Frauen, „die ſich geiſtig fähig und kräftig dazu fühlen", den Zutritt zu

Universitätsstudien gestattet sehen möchten, einmal damit dieselben ihre „wissenschaftlichen Neigungen" befriedigen könnten, sodann damit ihnen der Weg zu einer „anständigen Lebensversorgung" nicht verschlossen würde. In letzterer Hinsicht denkt man zwar besonders an Ärztinnen und Apothekerinnen, hält aber wohl auch die Zulassung zu diesem oder jenem anderen Fache noch der weiteren Erwägung wert. Bei einer so harmlosen, und, man möchte sagen, naiven Auffassung dieser Sache erscheint die Frage des Frauenstudiums einfach losgelöst von der allgemeinen Frauenfrage; es fehlt die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges und das Verständnis dafür, daß die erste Frage als Teil der zweiten notwendig auch den Charakter der letzteren trägt.

Andere Zeitungen, die sich für „unparteiisch" und „über den Parteien stehend" ausgeben, glauben, von ihrem „erhöhten" Standpunkt aus der Frage eine günstige Seite abgewinnen zu können, und stellen sich freilich eben hierdurch, mit oder ohne besseres Wissen, in den Dienst einer gewissen Partei. In ihnen finden sich Aufsätze, welche mit Vermeidung jedes politischen Seitenblicks den Leser über die Möglichkeit und Notwendigkeit weiblicher Ärzte auch bei uns in Deutschland durch allgemeine Vernunftgründe belehren und ihm das „ungerechte Vorurteil" deutlich machen sollen, welches bei uns immer noch die Frauen vom Universitätsstudium ausschließt. Ein solcher Aufsatz ist der oben erwähnte über „Weibliche Ärzte" in der „D. Warte", noch besonders beachtenswert, weil von einer Frau geschrieben. Hier lesen wir die für die ganze Art der Beweisführung charakteristische Behauptung, „daß diese große Frage allen Klardenkenden doch längst als entschieden gelten müßte." Aber gerade das große, mächtige deutsche Reich, heißt es weiter, das doch die Fahne der Aufklärung und Geistesfreiheit voranzutragen bestimmt sei, stehe hier zurück hinter anderen Staaten, und das Volk der „Dichter und Denker" verwehre seinen weiblichen Angehörigen, im eigenen Lande akademisch-fachwissenschaftliche Ausbildung zu suchen. Die letztere Redewendung ist auch eine sonst oft gehörte. Nur vermissen wir stets den Beweis, daß der Vorgang anderer Länder für Deutschland durchaus maßgebend sein müsse. Mit gutem Grund hat sich Deutschland bisher ablehnend verhalten gegenüber einer Frage, deren große soziale und politische

Tragweite im Ausland eben vielfach unterschätzt worden ist. Aber wenn andere Staaten Einrichtungen von zweifelhaftem Werte treffen, so ist das ihre Sache. Sollen wir eine Neuerung bloß deswegen bei uns aufnehmen, weil sie aus dem Auslande kommt? Dies kann selbst dann nicht entscheidend sein, wenn diese Neuerung in einer größeren Zahl auswärtiger Staaten zu finden ist; denn nicht immer ist die Wahrheit bei der Mehrheit. Wenn Deutschland wirklich auf geistigem Gebiete und in wissenschaftlichen Dingen anderen Ländern vorangeht und „bestimmt ist, die Fahne der Aufklärung und Geistesfreiheit voranzutragen", so wird man umgekehrt erwarten, daß es seinerseits anderen Ländern zum Muster und Vorbild dienen kann. In der That braucht sich Deutschland mit seiner Wissenschaft und seinen Universitäten dem Ausland gegenüber nicht in den Schatten zu stellen. Was bedeutet auch der so zahlreiche Besuch deutscher Universitäten seitens der Außerdeutschen und Außereuropäer? Welches andere Land sieht heute unter seinen Studenten so viele Ausländer wie Deutschland? Wir meinen, es bedeutet dies seitens des Auslandes eine stillschweigende Anerkennung des Vorzugs und der Überlegenheit Deutschlands. Was werden aber die deutschen Hochschulen gewinnen, oder was werden sie verlieren, wenn sie ihre Hörsäle auch für das weibliche Geschlecht öffnen sollten? Werden sie sich auf ihrer bisherigen Höhe erhalten? Diese Frage werden wir im letzten Abschnitt dieses Beitrages zu beantworten haben. —

Mit dem bisher Gesagten glauben wir den wichtigsten Charakter der Bewegung zu gunsten des Frauenstudiums dargelegt zu haben: er zeigt sich in dem tiefgehenden Bestreben, die Stellung der Frau in Staat und Gesellschaft, und rückwirkend auch in der Familie, wesentlich abzuändern im Sinne einer völligen Gleichordnung mit dem Manne. Eine wahrhaft gefahrdrohende Bedeutung aber gewinnt dieses Bestreben in der Begegnung und teilweisen Verschmelzung mit den sozialistischen Irrlehren. Hier liegt der Schwerpunkt aller Bedenken. Eben dieser Seite der Sache mußten wir unsere Aufmerksamkeit zuerst zuwenden, sie ist bestimmend für den Charakter des Ganzen und wichtig genug, um einem anderen Gesichtspunkt vorangestellt zu werden; wir meinen der Brotfrage. Letztere ist es, welche denen als ausreichende Erklärung des Ganzen dienen soll,

die jene anderen Beweggründe verkennen oder auch — verschweigen. Wir werden ihr im nächsten Abschnitt die nötige Beachtung zu schenken haben.

II.

Wir kommen zu den Gründen, welche man für die Forderung des Frauenstudiums geltend macht.

Man sucht hierbei nachzuweisen einmal die Befähigung des weiblichen Geschlechtes für das Studium bezw. seine Tüchtigkeit zur Ausübung gelehrter Berufsarten, sodann die Notwendigkeit einer Erweiterung des Arbeitsfeldes für die unverheiratet bleibenden Frauen zwecks ihrer Versorgung.

1) Zuerst die Befähigung. Man kann heute oft genug die Frage hören: „Warum sollen Frauen nicht auch studieren können? Warum sollen sie nicht die Stellen von Ärzten und Apothekern, ja auch wohl von Richtern und Beamten ausfüllen, wie in Nord-Amerika geschieht?“ Hierauf antworten wir zunächst kurz: Weil Frauen keine Männer sind, nicht körperlich und nicht geistig; und wo dennoch eine Nebeneinanderstellung in dem in Rede stehenden Sinne geschieht, ist es sehr in Frage, wie weit damit den Interessen der Allgemeinheit und auch den Interessen der Frauen selbst gedient wird. Die Bibel nennt das Weib „den schwächeren Teil“, und die Wahrheit dieses Satzes wird ebenso durch die allgemeine Erfahrung, wie durch die Lehren der Wissenschaft bestätigt. Einzelne gegenteilige Meinungen von dieser oder jener Seite vermögen hieran nichts zu ändern, so wenig wie einzelne Ausnahmen, welche auch hier nur zur Bekräftigung der Regel dienen. Wozu sehen wir den Unterschied der Geschlechter gesetzt? Wozu die Verschiedenheit in ihren körperlichen und geistigen Anlagen? Wir finden auf unserem Standpunkt nur diese Antwort, daß die natürliche Einrichtung der Dinge zugleich eine gottgewollte ist. Die körperliche und geistige Verschiedenheit der Geschlechter, indem sie eine Verschiedenheit ihrer Bestimmung und ihrer Aufgaben bedingt, dient den höheren Zwecken der sittlichen Weltordnung. Es heißt aber diese Zwecke verkennen, wenn man den Unterschied aufzuheben sucht und der Frau Aufgaben stellt, zu denen sie nicht berufen ist. Wir dürfen uns zugleich überzeugt halten, daß das Ankämpfen gegen die gesetzte Ordnung der

Dinge auch hier in seiner Wirkung zurückfällt auf die, welche es unternehmen oder begünstigen. Die Erfahrung lehrt dies denn auch schon in Bezug auf unsere Frage und wird es in Zukunft noch mehr lehren. Der vorstehende Abschnitt bot uns Gelegenheit, sehr wichtige und allgemeine Nachteile in dieser Hinsicht kennen zu lernen, und das sind nicht die einzigen, wie wir sehen werden. —

Man wird von solchen, die für die Frau den „Befähigungsnachweis" zu gelehrten Studien und Geschäften erbringen wollen, gern auf die Zahl bedeutender Frauen hingewiesen, die in Altertum, Mittelalter und Neuzeit sich geistlich und wissenschaftlich hervorgethan haben. Dies beweist, daß es zu den verschiedensten Zeiten Frauen gegeben hat, deren Geistesgaben über das Durchschnittsmaß mehr oder minder beträchtlich hinausragten. Aber soll hieraus notwendig folgen, daß die geistig befähigteren Frauen — und diese kämen doch allein in Frage — lediglich weil sie geistig befähigter sind, und mit Außerachtlassung der vielen wichtigen Gegengründe zur Ausübung gelehrter Berufsarten zugelassen werden müßten? Und, soweit es sich um einen nötigen Nahrungserwerb handelt, sollten da nicht gerade Frauen mit größeren Geistesgaben auf jedem anderen Gebiete, welches ihren natürlichen Anlagen und Kräften mehr entspricht, mit dem größten Erfolge thätig sein? Was aber die „hervorragende wissenschaftliche Bedeutung" einzelner Frauen betrifft, so fragen wir doch dagegen: Welchen Anteil haben die Frauen vom Altertum bis zur Jetztzeit an den wirklichen Fortschritten der Wissenschaften? Verdanken wir ihnen neue Ideen und epochemachende Entdeckungen? Haben sie irgend einer Wissenschaft neue Bahnen gewiesen? Sind sie reformatorisch aufgetreten? Wir meinen, ein weiblicher Aristoteles, Leibnitz, Luther, Melanchthon, Newton, Kant, Goethe müßte erst noch geboren werden.

Aber wir gehen sogleich bis an die äußersten Grenzen, erwidert man uns; man braucht nicht ein solcher Geisteshelд zu sein, um sich in einem wissenschaftlichen Beruf doch mit Erfolg versuchen zu können. Wohl, wir behaupten damit auch nur, daß die wahre Pflege und gedeihliche Fortbildung der Wissenschaften wie die ganze Beherrschung der geistigen Interessen doch ausschließlich oder vorwiegend dem männlichen Geschlechte vorbehalten scheint. Zu dieser

Behauptung fordert die Meinung solcher heraus, die das weibliche Geschlecht gleicherweise hierzu befugt und befähigt erachten. In letzterem Sinne wird in dem mehrfach angeführten Aufsatz von Frau B. W. Zell ausgeführt, daß, wenn man selbst auf den „anatomischen Urgrund" der behaupteten Nichtbefähigung zurückgehen und zugeben wolle, daß das Gehirnquantum der Frau allerdings ein kleineres sei als das des Mannes, so sei doch andererseits durch nichts erwiesen, daß das erste nicht doch ausreiche für eine umfassende Gedanken- und Geistesthätigkeit. Es sei aber auch nur zu natürlich, daß zur Zeit das weibliche Gehirn ein geringeres Volumen aufweise als das männliche, da „die Denkthätigkeit der Frauen seit Jahrtausenden unterdrückt" worden sei, und sich doch jeder Teil des menschlichen Körpers je nach dem Grade seiner Benutzung mehr oder weniger entwickle. „Nach einigen Jahrhunderten dürfte der Unterschied völlig ausgeglichen sein, und jedenfalls ist es für den Anatomen schon von Jahrzehnt zu Jahrhundert hochinteressant, diesbezügliche vergleichende Untersuchungen anzustellen."

Hier hätten wir also zugleich den eigentlichen Grund für die etwaigen bisherigen Minderleistungen der weiblichen Denkkraft gegenüber der männlichen. Verfasserin entlehnt ihre Beweisführungen dem Gebiet des Darwinismus, auf welches wir ihr wohl nicht zu folgen brauchen. Aber es ist beachtenswert, daß die Frauen auch die Lehre Darwins für sich ins Feld zu führen beginnen. Hätte Darwin recht, so würde sich als Folge der „Anpassung" nicht nur das Gehirn, sondern im Zusammenhang damit auch der übrige Organismus der Frau allmählich so abändern, daß es heute noch nicht abzusehen wäre, wie weit sich die „Frau der Zukunft" „vorteilhaft" ausnehmen würde (vergl. hierzu: „Die geschichtl. Entwickl. d. Descendenztheorie" v. Dr. Dennert in Bd. XV. Heft 8 der „Zeitfragen" S. 393 u. f.).

Jedenfalls tritt aber auch heute schon bei gelehrten Frauen jenes eigentümliche Wesen in verstärktem Maße hervor, welches man öfters bei gelehrten Männern als Folge langer und angestrengter Studien beobachtet: ein scheues Insichgekehrtsein und ein sonderbares, unsicheres Verhalten zur Außenwelt. Andere gelehrte Frauen sind auffällig durch eine Art, die man „emancipiert" und excentrisch nennt;

ihre Verleugnung des wahrhaft Weiblichen geht sehr weit und findet einen entsprechenden Ausdruck in den Reden und Schriften, mit denen sie für die „Befreiung" ihres Geschlechtes kämpfen.

Man hat ferner behauptet, daß verhältnismäßig viele weibliche Gelehrte und Doktoren einem Siechtum, einem frühzeitigen Tod oder dem Irrsinn verfallen seien, weil die wissenschaftliche Beschäftigung zu aufreibend ist. Es wäre für die weitere Beurteilung des Frauenstudiums jedenfalls sehr von Belang, wenn über Lebensdauer und Todesursache weiblicher Gelehrter genauere statistische Ermittlungen vorlägen, und zwar mit Berücksichtigung der besonderen Ämter und Berufsarten, soweit sie solche ausgeübt haben. Insbesondere auch dürften solche Angaben in Bezug auf weibliche Ärzte sehr wertvoll sein. Denn die Frage, ob sich Frauen zu Ärzten eignen, ist keineswegs schon durch den Hinweis entschieden, daß in Nord-Amerika, England und anderwärts so und so viele weibliche Ärzte „mit Erfolg" thätig seien. Es wäre doch auch notwendig, zu wissen, wie sich diese Thätigkeit auf die Dauer in ihrer Rückwirkung auf die Ärztinnen selbst äußert. Soweit sich aber übersehen läßt, treten alle Nachteile, welche aus einer angestrengten und andauernden Denkarbeit hervorgehen können, beim weiblichen Geschlecht in weit stärkerem Maße hervor, als sie es beim männlichen thun.

Allein auch gesetzt, daß es die weibliche Verstandesthätigkeit im ganzen der männlichen gleichthun könnte, so werden doch die Erfolge in der praktischen Ausübung gelehrter Berufsarten noch durch andere Geisteseigenschaften mit bedingt. Es handelt sich vor allem um Thatkraft, ruhige Umsicht und Sachlichkeit. Namentlich was die letztgenannte Eigenschaft betrifft, so macht sich beim weiblichen Geschlecht ein entschiedener Mangel bemerkbar, der oft genug schon für die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse von großem Nachteil ist. Es ist in dem stark ausgebildeten Gefühlsleben der Frau begründet, daß ihre Urteilskraft sehr unter dem Einfluß ihres persönlichen Empfindens steht. Daher pflegt sich in ihren Urteilen über Personen und Verhältnisse oft mehr ihre eigene Zuneigung oder Abneigung auszuprägen, als eine unbefangene, rein sachliche Überlegung. Diese äußerst charakteristische weibliche Eigenschaft läßt sich kürzer und besser nicht bezeichnen als mit den Worten Schillers:

„Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil ist seine Liebe, wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib."

Eine derartige, im tiefsten Geistesleben der Frau gegründete Subjektivität des Denkens und Handelns pflegt auch durch die logische Schulung des Verstandes nicht genügend aufgewogen zu werden, wie das Beispiel vieler selbst hochgebildeter Frauen beweist. Man denke sich nun die Frau in einer Stellung, welche ihrem Träger eine strenge Sachlichkeit und Unparteilichkeit zur ersten Pflicht macht, in der Stellung eines Rechtsanwaltes, Richters oder Verwaltungsbeamten! Man erinnere sich ferner aus der Geschichte des unheilvollen politischen Einflusses von Frauen auf die Geschicke Einzelner wie ganzer Völker, und denke sich die Frau an dem verantwortungsvollen Platze eines Staatsmannes, Politikers und Diplomaten! Eine solche öffentliche und amtliche Wirksamkeit der Frau — wir wiesen bei Nord-Amerika schon darauf hin — erscheint in ihren Folgen ganz unberechenbar. —

Wir kommen zurück zu den Ärztinnen. Wie ein jeder Beruf nach seiner Art noch besondere Ansprüche an den stellt, der ihn ausüben will, so nicht zuletzt der ärztliche. Die dankbarsten und zugleich schwierigsten Aufgaben der ärztlichen Kunst liegen jedenfalls auf dem Gebiete der Chirurgie. In den Händen der geistvollsten und geschicktesten Operateure hat dieser Zweig der Heilkunst in unserer Zeit die glänzendste Entwicklung erfahren. Aber es gehört eben Geist und Geschick, ruhige Sicherheit und überlegenes Wissen dazu, um ein guter Operateur zu sein, und wie wenig Ärzte können sich einer Genialität auf diesem Gebiete rühmen. Wie steht es hier nun mit den Frauen? Sind sie solch schweren und verantwortlichen Aufgaben gewachsen, welche alle Geisteskräfte zum äußersten anspannen? Hierzu ist unseres Erachtens doch etwas mehr erforderlich als daß sie sich, wie es in einem Aufsatz der „Gartenlaube" (1890, Nr. 10) von Züricher Medizinerinnen heißt, in den praktisch-anatomischen Aufgaben — wo es sich nur um das Präparieren von Leichenteilen handelt — durch feine und säuberliche Arbeit vorteilhaft auszeichnen. Mit diesen Worten nämlich spricht sich dort Dr. H. v. Meyer, Professor der Anatomie in Zürich, zu Gunsten weiblicher Ärzte aus. Er betrachtet die Ärztinnenfrage nur vom Standpunkt des Mediziners, jedoch

auch so nicht ausführlich noch allseitig genug. Wenn etwas bewiesen werden soll, so möchte man vor allem wissen, wie sich die Medizinerinnen in den chirurgischen Kliniken und bei Operationsfällen bewähren und wie es später in ihrer Praxis damit ist. Und wenn sich die Thätigkeit der Ärztinnen, wie doch vorauszusetzen, in erster Linie auf das Gebiet der Frauenkrankheiten zu erstrecken hat, so handelt es sich eben hier bekanntlich nicht selten um schwierige operative Eingriffe.

Gerade die Behandlung der Frauenkrankheiten ist es, welche als besonderer Grund für die Zulassung weiblicher Ärzte noch angeführt wird. Man sagt, daß nach vielfachen Beobachtungen die dem weiblichen Geschlechte eigentümlichen Krankheiten in neuerer Zeit auffallend an Häufigkeit zunehmen. Viele Frauen würden durch eine schwer zu überwindende Scheu vor ärztlicher Untersuchung bezw. Behandlung seitens eines Mannes zurückgehalten, ärztliche Hilfe überhaupt oder doch rechtzeitig in Anspruch zu nehmen; sie verfielen einem unheilbaren Siechtume oder gingen an qualvollen Leiden bald zu Grunde. Daran mag etwas Wahres sein, und die wünschenswerte Schonung des weiblichen Zartgefühles in solchen Fällen dürfte an sich wohl einen Grund für die Zulassung von Ärztinnen abgeben. Freilich finden sich dagegen auch Frauen, denen es an Zuversicht zu dem Wissen und Können weiblicher Ärzte fehlt. Verfasser hat selbst aus dem Munde hochgebildeter und feinfühlender Frauen die Äußerung gehört, daß sie sich in einem irgend schwierigen Falle der Behandlung eines weiblichen Arztes nicht anvertrauen möchten.

Außerdem ist wohl beachtenswert, was selbst eine so eifrige Verfechterin der Ärztinnensache wie Frau B. W. Zell hervorhebt, daß nämlich *nicht* der Hinweis auf die Bedeutung weiblicher Ärzte für Frauenkrankheiten *das wesentlichste* bei dieser Sache sei, sondern „ein anderer, größerer Gesichtspunkt“: die Erschließung eines weiteren Wirkungskreises und einer neuen Ernährungsquelle für die Frauen.

Man hat, um dem Verlangen nach weiblichen Ärzten für Frauenleiden entgegenzukommen, die Errichtung besonderer Anstalten vorgeschlagen, um weibliche Ärzte oder wenigstens ärztliche Hilfskräfte in Gestalt „gelehrter Hebammen“ heranzubilden, wie dies

zum Teil in andern Ländern geschieht. Dagegen ist jedoch, selbst von Freunden der Ärztinnensache, eingewendet worden, daß damit mittelbar eine „Aufmunterung" zum Studium für die Frauen gegeben wäre, welche nicht zu rechtfertigen sei bei den derzeit noch sehr unbestimmten Aussichten auf eine befriedigende Laufbahn. Dasselbe Bedenken würde auch in Bezug auf die Errichtung besonderer Frauengymnasien gelten. —

Noch ein weiterer Umstand ist sehr bemerkenswert. Man hat darauf hingewiesen, daß die andauernde Beschäftigung mit medizinischen Dingen, besonders mit anatomischen und chirurgischen, leicht zu einer gewissen Verhärtung und Verrohung des Gemütes führe und dem Wesen zarter Weiblichkeit am allerwenigsten entspreche. Auch dieses Bedenken erscheint nicht unbegründet. Denn wer Gelegenheit hat, die jungen Mediziner auf der Universität zu beobachten, wird häufig genug an ihnen eine gewisse cynische Art finden, die oft in sehr gesuchter Weise zur Schau getragen wird. Wir möchten nicht glauben, daß die weiblichen Mediziner hiervon ganz unberührt bleiben könnten, so wenig man auch auf der anderen Seite dieses Bedenken gelten lassen will. Es erscheint uns doch wie eine Überhebung, zu behaupten, „daß die Frau, welcher das ‚Ewigweibliche' in irgend einer Lebensphase und unter irgend welchen abnormen Verhältnissen verloren geht, die wahre Weiblichkeit nie besessen hat." Aber vielleicht haben schon alle diejenigen Frauen die „wahre Weiblichkeit" nie besessen, die sich entschließen, im anatomischen Secirsaal und am chirurgischen Operationstisch in Gemeinschaft mit Männern zu hantieren!.

Nach der Ansicht jener Dame, mit deren Vortrag wir uns im ersten Abschnitt näher beschäftigten, liegt der Gegnerschaft gegen weibliche Ärzte gerade in Deutschland dies mit zu Grunde, daß man hier „ein zu großes Zartgefühl" für die Frau habe bezw. ihrerseits ein solches voraussetze. Man kann sich versucht fühlen, diese Auffassung von der „Ärztin" auf die „Patientin" zu übertragen: was hier von der ersteren gesagt wird, könnte wohl ebenso von der letzteren gelten. Dem Ernst der Sache gegenüber ist vielleicht die Scheu der Patientin vor ärztlicher Behandlung seitens eines Mannes eine ungerechte, und sie darf sich auch weiterhin getrost den Händen bewährter und tüchtiger Frauenärzte anvertrauen, an denen in

Deutſchland glücklicherweiſe kein Mangel iſt. Wir wollen allerdings dem weiblichen Geſchlecht in Deutſchland die ſchöne Zierde des Zartgefühles erhalten wiſſen, und meinen, daß dem die ärztliche Behandlung der Frauen durch Männer immerhin weniger entgegenwirkt als die Ausbildung weiblicher Ärzte an unſeren Univerſitäten und in Gemeinſchaft mit Männern.

Aber nicht bloß bei den Ärztinnen, auch in jeder anderen öffentlichen Berufsthätigkeit der Frauen erſcheint die Seite ihres Weſens gefährdet, welche nur in den engeren Grenzen ſolcher Wirkungskreiſe, zu denen die Frau von Natur geeignet iſt, wirklich gedeihen kann: die echte und rechte Weiblichkeit. — Es widerſtrebt entſchieden dem deutſchen Gefühle und der deutſchen Auffaſſung vom Weſen der wahren Frau, ſich dieſelbe auf dem Lehrſtuhl einer Univerſität, vor den Studenten vortragend zu denken, oder im Sitzungsſaal der Geſchworenen als öffentlichen Ankläger, Richter oder Verteidiger, oder auf der Rednertribüne des Reichstags im Wortgefecht mit einem Gegner, oder gar auf der Kanzel der Kirche als Prediger. Es iſt ein anderes Ideal des Weibes, welches im deutſchen Volksgeiſt lebt und in der deutſchen Kunſt ſeine Verherrlichung gefunden hat, und es iſt ſicher nicht das Bild eines weiblichen Gelehrten, welches den Dichter zu den Worten begeiſtern konnte: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan"! Man braucht nicht das Ideal des Weibes im Sinne mittelalterlicher Romantik zu überſpannen und wird doch zugeben, daß mit der ſich vollziehenden Emancipation des Weibes auch eine nüchterne und triviale Auffaſſung des Weiblichen in der Kunſt und im Gemütsleben des deutſchen Volkes Platz greifen würde. Das „Ewigweibliche" „zieht nicht mehr hinan", es weckt nicht mehr Begeiſterung, es iſt auf den Schauplatz des Alltäglichen herabgeſtiegen. — Man darf dem deutſchen Volke nachrühmen, daß es in der Pflege des Idealen vor anderen Völkern vorhergeht.*) Und ſoll es ſich den Sinn für ideale Güter nicht mit allen Kräften zu erhalten ſuchen als ein wertes und hohes Geſchenk der Gottheit? Es iſt ſehr zu fürchten: wenn ſich die Stellung der Frau zum Manne zukünftig in der angeſtrebten Weiſe in Deutſchland abändern ſollte, ſo wird auch

*) Heute erſcheint das doch recht zweifelhaft. D. L.

der deutſche Volkscharakter eine Wandlung erleiden nicht zu ſeinem Vorteile. —

Was wir bisher an Bedenken gegen das Frauenſtudium vorgeführt haben, folgt aus der Betrachtung der beſonderen geiſtigen Natur des weiblichen Geſchlechtes. Wiewohl nun die geiſtigen Eigenſchaften in vielfacher Wechſelbeziehung zu den körperlichen ſtehen, ſo kommen doch die letzteren in mancher Hinſicht noch beſonders in Frage.

Vor allem ſtellt der anſtrengende ärztliche Beruf große Anforderungen an die Kräfte des Körpers. Was Opferwilligkeit und Hingabe bei dieſem Berufe betrifft, ſo werden es die Frauen hieran gewiß nicht fehlen laſſen, es entſpricht dies nur einem Grundzuge ihres Weſens. Aber das *Können* liegt nicht immer bei dem *Wollen*. Es iſt hier ein hohes Maß körperlicher Leiſtungsfähigkeit erforderlich, um eine umfangs- und ſegensreiche Thätigkeit entfalten zu können, und jedenfalls ein höheres Maß, als bei dem bloßen Dienſt der Krankenpflege. Der ähnlich anſtrengende Beruf der *Lehrerin* erlaubt uns in dieſer Hinſicht einen Schluß auf den Beruf der Ärztin zu machen. Man wird zugeben, daß das Geſchäft des Lehrens und Erziehens durchaus der natürlichen Beſtimmung der Frau entſpricht. An die Mutter tritt die Aufgabe heran, daß ſie erſte Erzieherin und Lehrerin ihrer Kinder ſei, und niemand wird beſtreiten, daß auch die Frau im allgemeinen als Lehrerin und Erzieherin anderer Kinder ſegensreich wirken kann. Dies gilt vor allem, wenn ihr Wirkungskreis ein enger iſt, wenn ſie Gouvernante, Privatlehrerin und dergl. iſt. Erweitert ſich derſelbe beträchtlich, hat ſie in der Schule jahrelang mit vollen Klaſſen zu arbeiten, ſo erlahmt ihre Kraft raſcher, als die des Mannes. Es zeigt ſich dann, daß ihr Körper nicht die erforderliche Widerſtandskraft beſitzt, um es in einer ſo aufreibenden Thätigkeit auf die Dauer dem Manne gleichthun zu können. Daher heute vielfach Behörden ihre frei gewordenen Schulſtellen lieber mit Lehrern als Lehrerinnen beſetzen. Auch in anderen Berufszweigen (ſo beim *Telegraphendienſt*) ſtellt ſich der Vergleich der körperlichen Widerſtandsfähigkeit von Mann und Frau zu Ungunſten der letzteren heraus.

Eine nicht unwichtige Rolle ſpielt hierbei diejenige Eigenſchaft,

welche man Nervosität nennt und welche dem weiblichen Geschlecht vor dem männlichen zukommt. Dieselbe ist einer gleichmäßigen Seelenstimmung hinderlich und beeinträchtigt die für eine zielbewußte Thätigkeit erforderliche Ruhe und Sicherheit. Umgekehrt sind eine anstrengende Gedankenarbeit und eine verantwortungsvolle Berufsthätigkeit sehr geeignet, Nervosität zu erzeugen, oder die vorhandene stark zu erhöhen. Und wenn behauptet wird, daß die Nervosität bald bei all den Frauen schwinden dürfte, welche von dem „aufreibenden Kleindienst" einer Haushaltung befreit, sich einem größeren und bedeutenderen Wirkungskreise widmen können, so spricht die Erfahrung für das Gegenteil. Die Frau pflegt nie gesunder zu sein und ist nie besser gestimmt, als wenn sie ihre Kräfte in einem ordentlichen Haushalt, als ihrem natürlichsten Wirkungs- und Schaffensgebiete, bethätigen kann. —

2) Wir kommen zu demjenigen Grunde, der vielfach als der wichtigste zu Gunsten des Frauenstudiums geltend gemacht wird: die Notwendigkeit, das Arbeitsgebiet der Frauen zu vergrößern. Es scheint dies geboten angesichts der Thatsache, daß nicht nur von vornherein das weibliche Geschlecht bei uns in Deutschland an Zahl das männliche bedeutend überwiegt, sondern daß auch viele Männer unter den heutigen schwierigen Lebensverhältnissen eine Ehe nicht eingehen können oder auch nicht wollen. Was soll nun aus den vielen Frauen werden, die ihre Zukunft nicht durch elterliches Vermögen gesichert sehen und auch nicht durch den Eintritt in die Ehe der Sorge um ihr Dasein überhoben werden? Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich selbständig zu machen und eine Stellung zu gewinnen, in der sie sich nähren können. Erfahrungsgemäß betrifft dies Frauen aus den mittleren und gebildeteren Ständen, Töchter von Beamten, Lehrern, Geistlichen, Offizieren u. s. w., und diese werden bei der Wahl eines Erwerbszweiges ihrer Herkunft und ihrer Erziehung möglichst Rechnung zu tragen suchen. Aber welcher passenden Stellung können sie sich mit Nutzen zuwenden, die heute nicht schon überfüllt wäre? Daher ist es wohl notwendig, daß ihnen neue Berufsarten und Ämter zugänglich gemacht werden, welche bisher ausschließlich den Männern vorbehalten waren.

Es ist unbestreitbar, daß es sich hier um schwierige Verhältnisse handelt, und daß die allgemeine Lage dieser unverheiratet

bleibenden Frauen ein helfendes und bessernde Eingreifen erfordert. An beherzigenswerten und wohl durchführbaren Vorschlägen in dieser Hinsicht fehlt es nicht. Man hat z. B. mit Recht darauf hingewiesen, daß sich im Gebiete der Krankenpflege und im Diakonissenberuf noch reichlich Raum für weibliche Arbeitskräfte findet, daß die Nachfrage nach solchen immer noch weit stärker ist, als das Angebot. Gerade der Beruf der Diakonissin gliedert sich eng an den natürlichen Beruf des Weibes an, und es ist zu wünschen, daß diesem ebenso großen als segensreichen Arbeitsgebiete eine noch größere Beachtung von den unversorgten Töchtern gebildeter Stände zugewendet wird.

Andererseits ist auch dies zutreffend, daß die Töchter besserer Stände in ihrer heutigen Erziehung oft nicht die gewünschte Garantie bieten, zukünftige tüchtige Hausfrauen zu werden; daher nicht wenige von ihnen schon aus diesem Grunde ihre natürlichste Bestimmung verfehlen und im ledigen Stande zurückbleiben. So rechtfertigt sich die Behauptung, daß man vor allem bei der Erziehung des weiblichen Geschlechtes einsetzen müsse, daß die wirtschaftliche Ausbildung mit der Geistes- und Charakterbildung gleichen Schritt zu halten habe, um in Zukunft die Zahl der Unverheirateten zu vermindern. Eine in diesem Sinne erziehlich wirkende Maßregel findet sich in der „Tägl. Rundschau" vorgeschlagen bezw. besprochen (von Freiin Frida v. Bülow); und wenn dieselbe auch auf lange hinaus ein „frommer Wunsch" bleiben dürfte, so ist sie doch wohlgemeint und in ihrer Absicht anerkennenswert. Danach sollen alle jungen Mädchen zwischen dem 18. und 22. Lebensjahre von Staatswegen zu einem „Dienstjahre" in einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt verpflichtet werden (in Krankenhäusern, Volkskindergärten, Volksküchen, Volkserholungsstätten, Dienstmägdeherbergen u. a. m., die nach Bedürfnis an Zahl zu vermehren wären). Je nach Neigung und Fähigkeit würden sie in den verschiedenen Anstalten beschäftigt und nach einem Jahre des Dienstes unter „straffer" Leitung mit einem Zeugnis über ihre Führung und ihre Leistungen entlassen werden, wofern sie sich nicht zu den leitenden Stellen empordienen wollen. Hierdurch sollen besonders die Mädchen aus besseren Ständen ein Verständnis für wirkliche ernste Arbeit erhalten und all die segensreichen Folgen einer solchen

für sich und andere erfahren. Wir können hierauf leider nicht näher eingehen, aber wir haben es hier mit Vorschlägen zu thun, welche die Thätigkeit der Frauen möglichst ihrer natürlichen Bestimmung anzupassen suchen, bezw. dieselben zu einer solchen Thätigkeit erzogen wissen wollen.

Dies gilt nun nicht von jenen anderen Vorschlägen, die den Wirkungskreis der Frauen auf die gelehrten Berufsarten ausdehnen möchten. Sie erscheinen uns wenig glücklich, da sie nicht nur ein unnatürliches und folgenschweres Verhältnis schaffen würden, sondern da sie auch außerdem der großen Überfüllung keine Rechnung tragen, unter welcher gerade die gelehrten Berufsarten so stark leiden.

In Deutschland ist die Zahl derer, die an den Universitäten studieren und sich für gelehrte Berufsarten vorbereiten, unverhältnismäßig groß, und das Angebot übersteigt hier schon lange die Nachfrage bedeutend. Zahlreiche Stimmen haben sich erhoben, welche auf die Folgen dieses Mißverhältnisses für die Einzelnen, wie für die Gesamtheit hingewiesen haben; Regierungen und Behörden haben es nicht an Warnungen vor dem Zudrang zu gelehrten Studien und Berufsarten fehlen lassen; leider nicht mit dem gewünschten Erfolg. Die Besorgnis vor einem heranwachsenden „Gelehrtenproletariat" und den sich daraus ergebenden Gefahren stellt sich immer mehr als wohl begründet heraus.

Kein wirklich Wohlmeinender kann wünschen, daß der hier bestehende gewaltige Mitbewerb auch noch durch den Zutritt der Frauen ins Endlose gesteigert werde. Die aus solchem Wettkampf folgenden Nachteile würden nicht zuletzt die Frauen selbst treffen, schon deswegen, weil sie von vornherein als der schwächere Teil in den Kampf eintreten. Gesetzt aber auch, es gelänge einer größeren Zahl von Frauen, auf diesem Wege Ämter und Stellen zu erringen, so würden sie, als die billigeren Arbeitskräfte, auch hier ein Sinken der Preise bezw. der Gehälter herbeiführen, wie dies bereits in anderen männlichen Berufszweigen durch ihr Eindringen in dieselben geschehen ist. Weiter aber würden sie auch sich und ihrem Geschlechte mittelbar dadurch schaden, daß sie diese ihre Stellen ebensovielen Männern wegnähmen, welche, wenn sie dieselben bebekommen hätten, wieder die gleiche Zahl von Frauen hätten heiraten können, während ein weiblicher Beamter keine Familie gründen kann.

Wenigſtens iſt für eine Frau, die ein Amt bekleidet oder überhaupt eine ſelbſtändige Stellung einnimmt, die Ausſicht, zur Ehe zu kommen, eben hierdurch viel geringer geworden, wie ſchon das Beiſpiel der Lehrerinnen beweiſt. Es ſcheint eine zweifelhafte Empfehlung, zu ſagen, daß doch eine Frau, die ſelbſtändig und unabhängig ſei, ſich und ihre Liebe dem Manne „frei verſchenken“ könne; wertvoller iſt dem Manne jedenfalls die Frau, die er erwerben muß, wie es dem natürlichen Verhältnis entſpricht. — Ungleich höher als bei den Lehrerinnen können ſich bei jenen eigentlich „gelehrten Frauen in Amt und Würden“ die Bedenken darüber ſtellen, ob ſie ſich als gute Gattinnen und Hausfrauen bewähren möchten, vorausgeſetzt auch, daß ſie mit dem Eintritt in die Ehe ihren zuvor erwählten Beruf aufgeben. Geſchähe letzteres aber nicht, wie zum Teil in Nord-Amerika, ſo würde ſich der wahre und höhere Zweck der Ehe und des Familienlebens vollends gar nicht verwirklichen. Man darf wohl behaupten, daß bei uns in Deutſchland wenigſtens die Frau in jeder anderen ſelbſtändigen Stellung, als Lehrerin, Erzieherin, Buchhalterin, Leiterin eines kaufmänniſchen Geſchäftes u. ſ. w., noch eine größere Ausſicht auf Verheiratung hat, als ſie in der Stellung eines Arztes, Apothekers, Rechtsanwaltes, Richters u. ſ. w. haben würde, weil ſie ſich in den letzteren Fällen weit mehr von wahrer Weiblichkeit entfernt, als in den erſteren. Sicher würde mit der Zahl der gelehrten Frauen auch die Zahl der unverheirateten Frauen wachſen.

Neben dieſen allgemeinen nachteiligen Folgen würden ſich andere unmittelbarer aus der Thatſache ergeben, daß der Andrang zu den gelehrten Berufsarten ein ſo gewaltiger iſt. Dies betrifft nicht am wenigſten denjenigen Beruf, den die Frauen für ſich zuerſt in Ausſicht nehmen möchten, den ärztlichen. Die Zahl der Medizin Studierenden iſt ſeit einer Reihe von Jahren in Deutſchland in ſtetem und verhältnismäßig ſehr ſtarkem Wachſen begriffen. (An der Berliner Univerſität kommen zur Zeit auf 5371 Studenten 1410 Mediziner; in Leipzig iſt das Verhältnis 3431 : 940, in Halle 1522 : 281, in Würzburg 1367 : 770, in Breslau 1262 : 306, in Bonn 1204 : 256, in Tübingen 1172 : 230, in Straßburg 969 : 356, in Heidelberg 932 : 245, in Marburg 840 : 258, in Göttingen 807 : 217, in Greifs-

wald 719 : 322, in Königsberg 667 : 222, in Kiel 480 : 259, in Roſtock 377 : 139. Von den übrigen deutſchen Univerſitäten ſtanden uns keine Angaben zu Gebote, ſie würden auch das Geſamtverhältnis kaum weſentlich abändern. Zieht man nun dieſe Mehrzahl von Univerſitäten in Rechnung, ſo ergiebt ſich, daß im Durchſchnitt unter je **100** Studenten **29** Mediziner gefunden werden. Sehen wir des Vergleiches wegen noch auf Wien und Prag, ſo waren in Wien im Winter 1890/91 unter 6220 Hörern nicht weniger als **3242** Mediziner; an der deutſchen Univerſität in Prag ſtellte ſich das Verhältnis im Sommer 1891 auf **1354 : 528**.) Der ſchon beſtehende ſcharfe Mitbewerb im ärztlichen Stande hat nicht nur materiell ſchädigend gewirkt, ſondern hat auch in moraliſcher Hinſicht manche Erſcheinungen gezeitigt, die dieſem Stande nicht zum Vorteil gereichen. Wenn es bislang beſonders die größeren Städte waren, in denen ſich dieſer Wettbewerb ſtark zuſpitzte, ſo dehnt ſich derſelbe mit der wachſenden Zahl von Ärzten doch immer mehr auch auf die kleinen Städte und ſelbſt auf das Land aus. Dazu kommt, daß dem ärztlichen Wirken neuerdings mancher Abbruch durch diejenigen geſchieht, welche unter dem Schutze der Gewerbefreiheit als Heilkünſtler, Naturheilkundige u. ſ. w. in großer Zahl thätig ſind. Sicher, der ärztliche Stand hat heute mit ſehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sollen nun angeſichts derſelben auch noch Frauen Zutritt zu dieſem Stande erhalten? Dies liegt nicht im Intereſſe der Frauen und nicht im Intereſſe des Standes. Die Frauen, indem ſie den vorhandenen ſtarken Mitwerb in allen ſeinen Folgen zu tragen hätten, würden denſelben ihrerſeits zum Nachteile des Ganzen noch verſchärfen. Auch iſt, wenn man ſich auf den Standpunkt des Arztes denken will, weiter die Frage, ob nicht durch die Aufnahme von Frauen in den ärztlichen Stand das Standesbewußtſein des Arztes und ſein Anſehen, beſonders den anderen akademiſch gebildeten Berufsklaſſen gegenüber, eine Beeinträchtigung erlitte.

Es iſt nun allerdings geſagt worden, und zwar ſelbſt von Verfechtern der Ärztinnenſache, daß die Männer keinen großen Schaden von ſeiten der Frauen zu befürchten hätten, da immer nur „eine verſchwindend kleine Zahl“ der letzteren die nötigen geiſtigen und körperlichen Kräfte beſitzen würde, um ſchon allen

Vorbedingungen zur Ausübung des ärztlichen Berufes zu genügen. Daß diese Vorbedingungen den Frauen nicht leichter gemacht werden dürften, als den Männern, darüber scheinen alle einig. Die Frauen hätten sich also auf einem Frauengymnasium ein Reifezeugnis zu erwerben, sie müßten das langwierige und schwere medizinische Studium gleichwohl regelrecht durchmachen und alle vorgeschriebenen Prüfungen ordnungsmäßig bestehen. Wenn dies aber nur „einer verschwindend kleinen Zahl" gelingt, sollen dann für diese wenigen besondere Frauengymnasien errichtet werden? Und ferner: die so erstrebte Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf würde gar nicht den wichtigsten Zweck, den sie erreichen soll, auch wirklich erreichen, nämlich den unversorgten Frauen ein neues Arbeitsfeld und damit eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen. Was nur einzelnen wenigen zu gute kommen kann, hat für die Allgemeinheit keinen Wert. So erscheinen auch von dieser Seite aus betrachtet die für das Frauenstudium geltend gemachten Gründe keineswegs sehr stichhaltig. —

III.

Welche Bedeutung hat für die Universitäten das Studieren der Frauen und ihr Aufenthalt an denselben?

Wenn wir diese Frage im letzten Abschnitt unseres Beitrages zu beantworten suchen, so soll damit nicht gesagt sein, daß dieselbe auch nach ihrer Wichtigkeit zuletzt käme. Sie verdient im Gegenteil eine weit größere Beachtung, als sie von denen erfährt, welche die Frauen zu Universitätsstudien zulassen wollen. Wir hatten bereits früher Veranlassung, auf sehr bedenkliche Erscheinungen in solchen Ländern hinzuweisen, in denen die Frauen die Universitäten besuchen dürfen. Indem wir die in Rede stehenden Folgen jetzt noch vielseitiger erwägen, erhalten wir daraus eine warnende Lehre für Deutschland.

Die studierende Jugend, in Deutschland schon durch die Zahl der Dazugehörigen so stark hervortretend, ist durch ihre Gesinnung und Haltung von großer Bedeutung für die Zukunft des Vaterlandes. Als ein Träger der höheren Geistesbildung erscheint die akademische Jugend auch in erster Linie zur Pflege der idealen Güter ihres Volkes berufen. Aber hierzu reicht nicht einseitige

Fachgelehrſamkeit aus, ſondern es müſſen allgemeinere Geſichtspunkte hinzutreten. Der Aufenthalt an der Univerſität ſoll dem Studenten nicht bloß das für ſeinen ſpäteren Beruf erforderliche Fachwiſſen vermitteln, er ſoll auch der Bildung ſeiner Lebensformen und -anſchauungen und ſeines Charakters dienen. In dem Maße, als ſich der Blick des Einzelnen über die Grenzen ſeines beſonderen Wiſſensgebietes hinaus erweitert und für die allgemeineren Intereſſen ſchärft, wird in ihm das Bewußtſein ſeiner Pflichten gegenüber der Geſamtheit erweckt: gegenüber ſeinen akademiſchen Genoſſen, gegenüber ſeinen Volksgenoſſen und ſeinem Vaterlande. (Nicht als ob etwa der Student ſich angelegentlich mit Politik zu beſchäftigen oder gar an politiſchen Beſtrebungen thätigen Anteil zu nehmen hätte; vielmehr handelt es ſich um ſeine ganze Haltung, welche durch das Verſtändnis für jene allgemeinen Pflichten ſchon beſtimmt wird.) Hierbei iſt von großer Bedeutung das ganze Weſen des ſtudentiſchen Lebens und Verkehrs, und der Geiſt, der an den Univerſitäten herrſcht. Und dieſer Geiſt darf bei uns in Deutſchland im ganzen gewiß ein guter genannt werden. Es iſt nicht der Geiſt der Verneinung und Zerſtörung, wie er das ruſſiſche Studententum beherrſcht, auch nicht der Geiſt ausſchweifender Sinnlichkeit und Unſittlichkeit, wie er dem franzöſiſchen Studententum eigen iſt, nein, der Geiſt der deutſchen Studentenſchaft iſt immer noch ein ſolcher der Zucht und Ordnung. Die deutſche akademiſche Jugend zeichnet ſich in ihrer Mehrheit gleicherweiſe durch ernſtes, wiſſenſchaftliches Streben aus, wie durch die Pflege nationaler Tugenden. Die Liebe zum Vaterlande, die Treue zum Landesherrn, der Gehorſam gegen die Geſetze ſind ihr keine leeren Begriffe. Sie feiert die Thaten großer Männer und vermag ſich für große Gedanken zu erwärmen. Noch erweckt das Gute, Edle und Schöne einen Widerhall in ihrem Herzen und ihre Begeiſterung für das Ideale findet einen Ausdruck in Wort, Lied und That. Gewiß vermag eine ſolche Jugend, wenn ſie ihre Geſinnung mit in das ſpätere Leben hinübernimmt, von guter Vorbedeutung für die Zukunft des Vaterlandes zu ſein. Es iſt ſchon das Gebot der Selbſterhaltung, daß Deutſchland ſich bemühen muß, von ſeiner ſtudierenden Jugend alles fern zu halten, was den Sinn derſelben für die idealen Güter zerſtören kann. Denn wie ſteht es um einen Staat, in welchem die berufenen

Vertreter der höheren Geistesbildung vorangehen in der Nichtachtung von Religion und Sittlichkeit, Vaterlandsliebe und Loyalität?

An der Spitze unter den ideal- und kulturfeindlichen Gewalten steht in unseren Tagen die Sozialdemokratie. Die Verbreitung derselben unter der studierenden Jugend der verschiedenen Länder ist erst kürzlich zum öffentlichen Ausdruck gekommen in der Abhaltung eines Kongresses sozialistischer Studenten zu Brüssel. Deutschland ist den anderen Ländern gegenüber immer noch in der glücklichen Lage, daß seine akademische Jugend von den sozialistischen Lehren verhältnismäßig am wenigsten ergriffen ist. Aber es ist klar, wie viel den Anhängern des Sozialismus daran liegen muß, die Studentenschaft mehr für ihre Sache zu gewinnen. Haben sich ihrer Agitation hier von vornherein manche Schwierigkeiten geboten, so würden sie sicher eher zum Ziele kommen, wenn Frauen Zutritt zu den Universitäten hätten. Besonders wenn dieser Zutritt nicht von gewissen Vorbedingungen, wie vor allem der vorgängigen Ablegung einer Reifeprüfung, abhängig gemacht, sondern allgemeiner in der Form gestattet würde, daß Frauen sich als „außerordentliche Hörer" an den Universitäten aufhalten könnten, würde ein ausgedehnter Gebrauch dieser Erlaubnis leicht die Folge sein. Damit wächst die Gefahr des Zudranges radikaler Elemente, wie u. a. das Beispiel von Zürich gelehrt hat. Dort hat man, wie Prof. H. v. Meyer schreibt, durch üble Erfahrungen belehrt, die Aufnahmebedingungen für die Frauen verschärft, „allerdings immer noch nicht in dem Grade, wie es im allseitigen Interesse zu wünschen wäre." —

Es mag hier eine kurze Bemerkung Platz finden über die studierenden Frauen und ihre allgemeine Gesinnung und Haltung. Setzt es überhaupt schon ein außergewöhnliches Maß freier Anschauungen voraus, wenn eine Frau sich entschließen kann, an einer Universität zusammen mit Männern zu studieren, so folgt nun weiter, daß sie sich von dem Augenblicke an, wo sie in Gemeinschaft mit jenen wissenschaftliche Vorträge anhören und an wissenschaftlichen Demonstrationen und Disputationen teilnehmen darf, sich über die bisherigen Schranken des Weiblichen vollends getäuscht fühlen kann. In der Meinung, es den Männern völlig gleichthun zu können und zu wollen, hat sie keinen Sinn für den geistigen Unterschied

der Geſchlechter und empfindet die Sonderung der Aufgaben für beide Geſchlechter als ein altes, durchaus zu bekämpfendes Vorurteil. Kein Wunder, wenn ihr ſolche Lehren willkommen erſcheinen, welche dieſes Vorurteil gründlich zu beſeitigen verſprechen und die gänzliche Gleichberechtigung der Geſchlechter proklamieren. War ſie noch nicht ganz radikal, ſo wird ſie es nun leicht werden. — Was insbeſondere noch die ſozialiſtiſche Agitation betrifft, ſo iſt wohl zu befürchten, daß ſich Frauen direkt aus jenem Lager in die ſtudierende Jugend eindrängen und unter derſelben auf ihre Art Propaganda machen würden. Welchen Fanatismus aber dieſe Art der Propaganda erzeugen kann, bei welcher der beſondere weibliche Einfluß die bedenklichſte Rolle ſpielt, dafür bieten die ruſſiſchen Univerſitäten ein trauriges Beiſpiel. Wir möchten die deutſchen Univerſitäten und das deutſche Studententum vor etwas Ähnlichem bewahrt wiſſen. Der Hinblick auf das Ausland ſollte uns zu deutlichem Bewußtſein bringen, was Deutſchland an ſeiner akademiſchen Jugend für ein wertvolles Gut zur Zeit noch beſitzt und wie es dasſelbe zu hüten hat.

„Deutſchland iſt bisher vor der Emancipation des Weibes geſchützt worden, darum haben die deutſchen Studenten die edelſten Anlagen der germaniſchen Völker: die Ritterlichkeit, die Vaterlandsliebe und die Loyalität bewahren und entwickeln können.“ Dieſe Worte der Anerkennung werden dem deutſchen Studententum von einem Ausländer gezollt (von dem Schweden C. L. Sündbeck in dem oben erwähnten Aufſatz „Studentinnen“ in den „Akad. Bl.“) und gewinnen eben dadurch noch beſonders an Wert; denn man hat mit Recht geſagt, daß der Deutſche auf Vorzüge ſeines Landes oft erſt aufmerkſam wird, wenn ſie ſich ihm in einem ausländiſchen Urteile darſtellen.

Der Verfaſſer ſchildert des weiteren in ſeinem Aufſatze mit tief empfundenen und beredten Worten die zerſtörenden Einflüſſe, welche die Emancipation des Weibes in jeder Hinſicht auf das Studentenleben, wie in anderen Ländern, ſo in ſeinem Heimatlande ausübt. Er richtet dabei ſeinen Blick ſehnend und wartend nach Deutſchland herüber, ob ſich nicht von hier aus eine Heilung dieſer modernen Krankheit unſerer Zeit, der Weiberemancipation mit ihrer erſchlaffenden und niederdrückenden Wirkung auf das männliche

Geſchlecht, in Bälde vollziehen möchte. „Der Sporn, den das ideell Weibliche dem Manne giebt, iſt abgeſtumpft.“ „Anſtatt des ideellen Bildes eines Weibes iſt mit der Studentin — ein Mitbewerber hervorgetreten. Aber nicht ein gleichſtehender Mitbewerber, ſondern einer mit größeren Forderungen und geringerer Befugnis, einer, mit dem man nicht wetteifern kann, ohne ſich ſelbſt zu höhnen, ein Mitbewerber, den man ſich nie als Kameraden denken und der nie zum offenen Feinde werden kann, ein Mitbewerber, der uns unſerer Männlichkeit den wirklichen Weibern gegenüber beraubt. — Dieſe unnatürlichen Mitbewerber drängen ſich mit ihm (dem Studenten) in die Vorleſungsſäle und ſchwärmen umher in den Straßen der Univerſitätsſtädte und verdunkeln ſozuſagen das wirklich Weibliche.“ Gewiß, wer da wünſcht, daß das deutſche Studententum nicht einem ſolchen traurigen Zwittertum verfalle, ſondern ſich den Charakter des Männlichen bewahre, wer da wünſcht, daß der akademiſchen Jugend der Sinn für das wahrhaft und ideell Weibliche erhalten bleibe, der kann nicht wollen, daß durch den Zutritt von Frauen ein Verhältnis geſchaffen werde, wo der geiſtige Geſchlechtsunterſchied ſich zu verwiſchen droht, während der körperliche noch beſteht. Ein ſolches Verhältnis, „wo man das Leben diskutiert, anſtatt es zu leben, wo der Serenade erregte Geſpräche über das Thema Sittlichkeit und Unſittlichkeit u. dergl. nachgetreten ſind“, erſcheint ſchon im voraus folgenſchwer, ſelbſt wenn man von einem beſonderen Geſichtspunkt, wie dem politiſchen, abſieht.

Man darf ſich über alle dieſe großen und allgemeinen Nachteile nicht täuſchen laſſen durch das, was man von ausländiſchen Univerſitäten etwa „Günſtiges“ hört über den Verkehr der Studenten und Studentinnen in den Vorleſungsſälen, wiſſenſchaftlichen Anſtalten u. ſ. w. So, wenn Prof. H. v. Meyer von Zürich ſchreibt, daß im Hörſaal und in den praktiſchen Kurſen ſtets ruhiger Anſtand geherrſcht habe, daß die Studenten mit ihren Kolleginnen taktvoll verkehrten, und daß die Studentinnen in ihrer ganzen Erſcheinung und in ihrem Benehmen eine durchaus gebildete Haltung bewahrten. Dies mag im ganzen zugegeben werden (obwohl auch einzelne gegenteilige Erfahrungen bekannt geworden ſind). Aber es wäre doch auch ſchon zum Äußerſten gekommen, wenn bereits bei Vorleſungen, praktiſchen Arbeiten, wiſſenſchaftlichen Ausflügen und

dergl. der Verkehr der Studenten und Studentinnen eine sichtliche Störung der Ordnung nach sich zöge. So an der Oberfläche brauchen sich die Folgen dieses Verkehrs noch nicht abzuspielen, um dennoch tiefergehend und schädlicher zu sein, als wohl selbst mancher Universitätslehrer ahnt. Um ein mehr vollständiges und allseitiges Urteil hierüber zu gewinnen, ist es nötig, auch auf die Stimmen aus studentischen Kreisen an solchen Universitäten zu achten, wo Frauen studieren. Hier werden die Folgen viel unmittelbarer empfunden und werden vielfach in sehr lebhafter und abschreckender Weise geschildert. „An einer gewissen Universität in Skandinavien", schreibt unser schwedischer Gewährsmann, „trinken Studenten und Studentinnen zusammen regelmäßig jede Woche, bis der Tag graut." Und, wie wir auf Grund authentischer Mitteilungen hinzufügen können, an gewissen Universitäten eines anderen Landes — ganz abgesehen von Rußland und den Zuständen an den dortigen Universitäten — haben sich diese und andere Vorgänge wiederholt. Sie verdienen wohl an das Licht gezogen und solchen zur Belehrung vorgehalten zu werden, die das Studieren der Frauen allzu harmlosen Auges ansehen.

Das alte, frische und frohe Studentenleben mit seinen Liedern, in denen „des Weibes weiblicher Sinn" verherrlicht, in denen das Vaterland unter dem Bilde einer liebenswerten Braut gefeiert wird, dieses ist in Gefahr abzusterben, aber es erhält einen Nachfolger. „Ein Seine-babylonisches Künstler-Klubleben von beiden Geschlechtern tritt an die Stelle des Thatenlebens der „Lichtritter," wie der Student in einem schwedischen Studentenlied genannt wird.

Es ist dies eine laute und wohlgemeinte Mahnung, das deutsche Studentenleben, „das in der Welt und in der Geschichte sein Gegenstück sucht", vor einem solchen Schicksal zu bewahren. Und es gilt nicht bloß dem Wohle der akademischen Jugend, es gilt auch dem Wohle des Vaterlandes. Was das Vaterland an der Erziehung seiner Jugend Gutes thut, das kommt nicht nur der Jugend, sondern auch dem Vaterlande selbst zu gute. In unserer Zeit thut es doppelt not, alles zu verhüten, was den Sinn der Jugend für das Ideale abstumpfen und ein höheres, sittliches Streben vereiteln könnte. Darum möge das Vaterland sorgen,

daß seine Pflanzstätten der Wissenschaften nicht als Brutstätten radikaler Ideen und unsittlicher Bestrebungen mißbraucht werden. Es gilt auch hier ein:

Videant consules, ne quid detrimenti capiat res publica!

Nachtrag. Verfasser hatte vorstehenden Beitrag bereits an die Leitung der Zeitfragen eingesandt, als am 30. März d. J. die Petition der Frauenvereine „Frauenwohl" in Berlin und „Reform" in Weimar um Zulassung der Frauen zu Universitätsstudien im preußischen Abgeordnetenhause zur Verhandlung kam. (Sie war also nicht, wie wir oben erwähnten, für den Reichstag, sondern für den preußischen Landtag bestimmt.) Die Unterrichtskommission beantragte, über diese Petition, soweit sie die Errichtung besonderer Mädchengymnasien und die Zulassung der Frauen zu den Studien der philosophischen Fakultät verlangte, zur Tagesordnung überzugehen; soweit sie sich aber auf Zulassung zum medizinischen Studium und Ablegung der Reifeprüfung an einem Gymnasium bezöge, dieselbe der Regierung zur Erwägung zu überweisen. An diesen Kommissionsantrag, welcher zuletzt zur Annahme gelangte, knüpfte sich eine längere Debatte. Lebhafte Fürsprache fand der Antrag wieder auf der linken Seite des Hauses, und der Abg. Rickert empfahl, den ganzen Inhalt der Petition der Regierung zur Erwägung zu überweisen. Es sei ungerechtfertigt, wenn die „Herren der Schöpfung" soviel „Mißbrauch" mit ihrer Macht trieben, daß sie die zweite Hälfte der Menschheit von den Wohlthaten ausschließen wollten, welche die Männer genössen. Mit Recht erwiderte ihm der konservative Abg. Dr. Hartmann, daß von einem „Mißbrauch" der männlichen Gewalt um so weniger die Rede sein könne, als eine große Zahl von Frauen gleichfalls die weiblichen Emancipationsgelüste nicht billige. — Einen mehr vermittelnden Standpunkt nahm Abg. Stöcker ein: Angesichts des Notstandes, daß eine große Zahl gebildeter Frauen einen Beruf suche, ohne einen solchen zu finden, müsse man die Schranken des weiblichen Erwerbs ein wenig erweitern. Hierzu gebe eine vermehrte Heranziehung von Lehrerinnen für die obersten Klassen

höherer Mädchenschulen Gelegenheit; auch könne man vielleicht die Frauen den ärztlichen Beruf an Frauen und Kindern ausüben lassen. Dagegen erklärt er sich durchaus gegen die Errichtung von Mädchengymnasien und gegen das gemeinschaftliche Studieren von Frauen und Männern. Es sei kein schöner Anblick, die Studentinnen in Zürich auf den Straßen flanieren zu sehen, und nur wenige hielten sich auch vom Nihilismus fern. Eher könnten wohl an die Diakonissenanstalten „Frauenakademien" angeschlossen werden. Der Regierungsvertreter, Geh. Rat Schneider, erwiderte, daß man regierungsseitig die Pflicht anerkenne, für die Mädchenbildung weitere Wege zu finden, aber es sei fraglich, ob die Bildungswege für die Frauen dieselben sein können, wie für die Männer. Wie der vorige, so werde auch der jetzige Kultusminister die Frage gewissenhaft prüfen. — Des prinzipiellen Standpunktes wegen scheinen für uns bei dieser ganzen Debatte besonders beachtenswert die Ausführungen des Abg. Hartmann, welcher über den ganzen Inhalt der Petition zur Tagesordnung überzugehen beantragte. Meint Stöcker, daß die amerikanische und englische Art der Emancipation von der deutschen Frauenbewegung nicht gefordert werde, und daß diese Bewegung in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern die maßvollste und ruhigste sei, so mag man das letztere zugeben. Was aber den ersten Teil dieser Behauptung betrifft, so stehen wir in Deutschland doch wohl erst am Anfang dieser Bewegung, und Hartmann sagt mit vollstem Recht: Wenn erst in einer Beziehung die Frau aus dem natürlichen Kreis ihrer Aufgaben herausgetreten ist, werden immer weitere Emancipationswünsche laut werden. Und was bedeutet die ganze Frauenemancipation? Mit Hartmann antworten wir: „Ein nationales Unglück!"

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVII. Heft 6.

Ist eine Schulbibel notwendig,

und wie muß sie beschaffen sein?

Von

Alfred Bähnisch,

Gymnasiallehrer in Glogau.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Frage nach der Notwendigkeit und Beschaffenheit einer Bibel für Schulen ist in den letzten Jahren häufig erörtert worden. Viele Schulmänner und Geistliche haben sich mit Eifer dafür, nicht wenige mit Entschiedenheit dagegen ausgesprochen, die einen ein solches Buch als ein dringendes Bedürfnis, die andern als überflüssig wo nicht gar als schädlich bezeichnet. Auch die Eltern haben in dem Streit ihre Stimme erhoben,[1]) so daß die Angelegenheit recht eigentlich als eine Zeitfrage des christlichen Volkslebens bezeichnet werden kann; im folgenden soll daher den Lesern dieser Zeitschrift über die für und wider die Schulbibel vorgebrachten Gründe, die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der Sache kurzer Bericht erstattet werden.

Die **Geschichte der Schulbibel** kann man mit Luther beginnen, der zwar in dem Sendschreiben an den christlichen Adel fordert: „Vor allen Dingen sollte in den hohen und niederen Schulen die fürnehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift", aber kurz vorher sagt: „Viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht, sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht gelehrt in der Schrift und fromm dazu", der über einige Bücher der Bibel bekanntlich sehr ungünstig urteilte und sie von den „rechten, gewissen", den „rechten und edelsten Hauptbüchern" schied, von denen er sagt: „Das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und alles lehren, was dir zu wissen gut und selig ist, ob du schon kein ander Buch nimmer sehest noch höreſt." Er empfiehlt deshalb eine Auswahl für den Anfangsunterricht und das häusliche Bibellesen, „und wenn diese aus sind, so soll mans wieder von vorn anfangen. Denn es ist nicht fruchtbar die Jugend mit

[1]) Vergl. z. B. den Brief einer Mutter in der Ztschr. f. evang. Religionsunterr. II 4, 334.

hohen und schweren Büchern zu beladen.“ [1]) Auch Locke spricht sich in seinen Gedanken über Erziehung § 158 f dagegen aus, „die ganze Bibel unterschiedslos zu lesen.“

Den Schritt die ausgewählten Abschnitte für sich abzudrucken und, nachdem im 16. und 17. Jahrhundert biblische Geschichten mehrfach erschienen waren, einen Bibelauszug auch für ältere Schüler zu veranstalten, thaten zuerst die Philantropen.[2]) Sie verfuhren in ihren Bearbeitungen nach den rationalistischen Anschauungen der Zeit und diese Richtung blieb auf dem Gebiet der Schulbibel noch lange die herrschende. Nachdem Basedow 1766 einen Bibelauszug herausgegeben hatte, erschienen schnell zahlreiche Bücher der Art, und am 31. Januar 1805 gab Friedrich Wilhelm III. von Preußen dem Minister des Innern den Auftrag, einen Bibelauszug veranstalten zu lassen; der Auftrag wurde nicht ausgeführt, und 1814 untersagte eine Verordnung des Ministeriums den Gebrauch aller Auszüge und beklagte, daß diese „in vielen Schulen an die Stelle der Bibel selbst getreten seien.“ Die Wirkung dieser Verordnung war, daß Preußen fünfzig Jahre hindurch bis zur Schulbibel von Wirth 1868 sich gänzlich von der Bewegung fernhielt. Diese dauerte in der Zwischenzeit in anderen Staaten fort und kam zuerst im Königreich Sachsen zum Abschluß. Hier wurden seit dem Jahre 1846 von einzelnen wie von Versammlungen wiederholt Anträge auf Einführung einer Schulbibel an das Ministerium und den Landtag gerichtet, und aus diesen Verhandlungen gieng schließlich die Schulbibel von Hofmann 1875 hervor. Auch die Schweiz besitzt ihre Schulbibel in der 1887 in Glarus von fünf Geistlichen herausgegebenen (Glarner) Familienbibel, die in mehr als hundert schweizerischen Schulen gebraucht wird. In Württemberg wurde das Buch von Hofmann gleich bei seinem Erscheinen Geistlichen und Lehrern zur Anschaffung empfohlen, 1876 gab das Ministerium ein Verzeichnis der in der Schule zu lesenden Stellen heraus und diese Abschnitte wurden 1889 im amtlichen Auftrag von Direktor Pressel zu einem Bibelauszug vereinigt. In Oldenburg wurde der Gebrauch des Buches von

[1]) Unterricht der Visitatoren 1528. Luthers Vorreden und Randbemerkungen zu den biblischen Büchern in der Ausgabe der Bibelübersetzung von Bindseil und Niemeyer. [2]) Noch vor ihnen nennt Sander die Pietisten und Herrnhuter.

Lahrſſen, für das ſich die Landeslehrerkonferenz ausgeſprochen hatte, während die Geiſtlichkeit ſich dagegen erklärte, auf amtliche Anfrage nicht geſtattet. Außer den im Vorſtehenden erwähnten ſind von neueren Büchern, die für eine Einführung allein in Betracht kommen, noch zu nennen die Schulbibeln von Völker und die von der Bremer Bibelgeſellſchaft vorbereitete, die wahrſcheinlich noch im Lauf des Jahres 1892 erſcheinen wird, ferner die bibliſchen Leſebücher von Schulz und Klix, Hollenberg, Völker. Die meiſten ältern haben heute nur noch einen geſchichtlichen Wert; eine Zuſammenſtellung aller ſowie der zahlreichen für und wider die Schulbibel geſchriebenen Aufſätze gebe ich am Schluſſe und bezeichne dieſe Schriften deshalb in der Abhandlung ſelbſt nur kurz mit dem Namen des Verfaſſers.

Treten wir nun in die **Erörterung der Frage** ein, ſo giebt es nur einen Grund für die Notwendigkeit einer Schulbibel, den Umſtand, daß ſich an zahlreichen Stellen namentlich des alten Teſtamentes Erzählungen finden und überall in der Schrift Ausdrücke gebraucht werden, „welche für die Schüler den Schleier von Verhältniſſen hinwegnehmen, die ihnen bis dahin als Geheimnis mit Sorgfalt verborgen worden ſind, beſonders, da dieſe Verhältniſſe meiſt nach ihrer ſündlich ausſchweifenden Seite dargelegt werden“ (Hofm.)[2]) Stellen der Art ſind z. B. in den Büchern Moſe Buch I Kap. 16, 1—5 die Erzählung von Hagar; 17, 11. 14. 23—25 die Beſchneidung; 19, 30—38 Lots Töchter; 29, 31—30, 23 Jakobs Kinder; Kap. 34 Dina; 38, 8 f. Onan; 38, 15—30 Juda und Thamar; Buch III Kap. 15, 16—33 Verunreinigungen; Kap. 18 verbotene Heiraten; Kap. 20 Ehebruch; Buch IV Kap. 25, 8 und V, 22, 13—30 Unzucht; Richter 16, 1—3 Simſon; 2 Sam. 13 Amnon und Thamar. 1 Kor. 7, 2 ff. Ehe und Eheloſigkeit. Dieſe Stellen werden in der Schule wohl ſämtlich weggelaſſen, allein ſie ſtehen zum Teil ſo nahe an andern, mit denen man die Schüler beſchäftigt, daß deren Auge beim Unterricht wie bei der häuslichen Wiederholung leicht auf ſie geraten

[2]) Zuſammenſtellungen finden ſich bei Zange 279, Hofmann XV, Zeitſchr. für evang. Religionsunterr. II 4, 315, Einleitung in die Probebibel § 7 und in der 1872 in Zürich erſchienenen Schrift eines Ungenannten.

kann. Noch mehr Schwierigkeiten aber bereiten die, welche zu unentbehrlichen Erzählungen gehören und deshalb nicht übergangen werden können. Dazu gehören aus den Büchern Mose Buch I Kap. 3, 16 die Bestrafung des Weibes beim Sündenfall; 25, 21—26 Geburt Jakobs und Esaus; 39, 7—18 Joseph; Buch II Kap. 1, 15—22 Pharao läßt die Söhne der Juden töten; 1 Sam. 2, 22 Elis Söhne; 18, 25. 27 Davids Heirat mit Michal; 2 Sam. 11 Bathseba; 16, 21. 22 Absalom; Matth. 1, 18 ff. und Lukas 1, 41 Geburt Jesu; Röm. 1, 26. 27 Laster des Heidentums (s. u. S. 10).

Im Vorstehenden sind Stellen, die der Schüler wohl nicht versteht, übergangen und fast nur die Geschichtsbücher berücksichtigt, die für die Schule vorzugsweise in Betracht kommen. Doch sind solche Stellen nicht minder zahlreich in den prophetischen und den Lehrbüchern. Ich führe statt vieler an Hohes Lied 7, 2. 7. 8. 8, 8. Hesekiel Kap. 16 und 23. Das an der letzten Stelle für den Ungehorsam des Volkes gebrauchte Bild von der Hurerei ist auch bei den andern Propheten sehr häufig.

Inbezug auf anstößige Ausdrücke hebe ich von den vierzig Wörtern, die die Kommission für die Bremer Bibel an einigen oder allen Stellen zu tilgen beschlossen hat, hervor: Aftergeburt, aushuren, beschlafen, beiliegen, Beischlaf, die Scham blößen, Brüste, Buhler, empfangen z. B. 1 Mose 30, 38; Frucht der Lenden, Gebärerin, Knabenschänder, Metze, pissen, schwanger, schlafen bei, verschnitten, Vorhaut; an vielen Stellen müssen Hure und ähnliche, zeugen, an einzelnen Beschneidung wegfallen.

Ich bitte den Leser, die oben angeführten Stellen, die im Gottesdienst mit wenigen Ausnahmen niemals auch nur erwähnt werden und darum den Erwachsenen zum Teil unbekannt sind, womöglich sämtlich nachzulesen und zu überlegen, welche peinliche Stimmung sie beim Unterricht erzeugen müssen, welche Verlegenheit sie in der Familie bereiten, wenn der Knabe oder das Mädchen sich bei Eltern oder Geschwistern Auskunft über das nicht Verstandene erbittet, vor allem aber, welche nachteilige Wirkung sie im stande sind auf Phantasie und Gemüt des Schülers zu üben, der im Unterricht mit ihnen beschäftigt wird oder zufällig während der Stunde, in der Pause oder bei der häuslichen Arbeit auf sie stößt, oder von Mitschülern darauf aufmerksam gemacht wird. Durch

ſolche Stellen wird die Unſchuld des Schülers gefährdet, ſein religiöſes Bewußtſein geſchädigt und die Achtung vor der Bibel untergraben. Und doch iſt Herzensreinheit des Schülers höchſter Schatz, das teuerſte Gut, das der Bewahrung des Lehrers anvertraut iſt. „Wer da ärgert dieſer Geringſten einen, die an mich glauben", ſagt der Herr Matth. 18, 6. 7, wo er von der Stellung der Kinder im Himmelreich redet, „dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt und er erſäuft würde im Meer, da es am tiefſten iſt," und ärgern σκανδαλίζειν heißt hier arg, böſe machen, zur Sünde verführen, ad peccandum sollicitare (Grimm). Ebenſo ſagt Luther aus Anlaß des 6. Gebots: „Die ſündigen ſchwer, die ſchandbare Worte reden vor jungen unſchuldigen Knaben und Mägdlein. Solche Leute werden ſchuldig aller Sünden, die da entſpringen aus ihren unbedachtſamen Worten. Schandbare Worte beflecken des Kindes Herz und gehen faſt ſchwer wieder heraus. Denn die Jugend iſt wie ein Zunder, der über die Maßen leichtlich fähet, was bös und ärgerlich iſt. Wie mag ein Knabe oder Mägdlein wieder ausrotten ein ſchandbares Wort? Es wurzelt fort in des Kindes Herz auch wider ſeinen Willen und ſein Same wächſt in ſeltſamen, wunderlichen Gedanken, die ein ſolcher Menſch nicht beichten darf und kann ihrer doch nicht los werden." Palmer in Schmids Encyklopädie unter Ärgernis weiſt hin auf Juvenals Maxima debetur puero reverentia und ſagt: „Die Einfalt iſt ein Zuſtand, in dem der Menſch dieſe und jene Sünde, ja die Weltſünde im allgemeinen noch nicht kennt; durchs Ärgernis erfährt er erſt ihre Exiſtenz." Deshalb dürfe man „in Gegenwart eines Kindes nichts reden noch thun, was die Einfalt desſelben zerſtören und dem Böſen einen Weg in die Gedanken und damit in den Willen des Kindes bahnen könne", und müſſe „dem Erzieher die Pflicht auferlegen: Halte dein Kind ſo lange als möglich in dieſer Einfalt, ja bewahre ſie ihm für ſein ganzes Leben, damit es ſtets am Böſen ein Ärgernis nehme." Daß das Bibelleſen in dieſer Hinſicht eine Gefahr enthält, wird von vielen Eltern lebhaft empfunden, wie ich aus meiner eigenen amtlichen Erfahrung weiß,[1]) und wie dieſer Umſtand einerſeits religiöſen Eltern Bedenken und Sorgen bereitet, ſo bietet er andererſeits Gegnern der Religion

[1]) Völker 4, Böttger 31, ſ. o. S. 3, A. 1.

eine willkommene Gelegenheit zu Angriffen. Besonders bedenklich erscheint das Lesen solcher Stellen in gemischten Klassen und in Mädchenschulen, deren Lehrer daher auch besonderen Anteil an der Sache nehmen.

Will man diese Besorgnisse mit der Bemerkung entkräften, daß dem Reinen alles rein sei, so weist Weidemann mit Berufung auf Palmers Katechetik darauf hin, daß leider unsere Schuljugend nicht durchweg als rein bezeichnet werden kann. Durch die Sittenlosigkeit der Großstadt, die Berührung mit Handwerksgesellen und Soldaten im Bürgerquartier in kleinen Städten und mit Dienstleuten auf dem Lande ist für viele, besonders aufgewecktere Kinder sehr früh der Schleier von diesen Verhältnissen weggezogen, wie das eben gerade ihr Verhalten beim Bibellesen zeigt. Und auch die Unschuldigen, die arglos über diese Stellen hinwegsehen oder sie mit ernster Scheu lesen, werden durch schlechtere Mitschüler nur allzuleicht verführt. Denn die Jahre, in denen die deutsche Bibel gelesen zu werden pflegt, in der Volksschule die Zeit vom elften bis vierzehnten Jahr, auf dem Gymnasium die Stufen der Quarta und Tertia, die von Schülern von 11 bis 18 Jahren besucht werden, sind die gerade in dieser Hinsicht gefährlichsten Entwicklungsjahre, und auf dem Gymnasium sind die fünfzehn- bis achtzehnjährigen Quartaner und Tertianer, die ihres Alters wegen am meisten für diese Dinge empfänglich sind, leider zugleich nach Betragen, Fleiß und Aufmerksamkeit meist nicht die besten. Ich glaube, diese Verhältnisse berücksichtigen die, welche den Vorschlag einer Schulbibel entrüstet verwerfen, nicht genug. Es sind wohl meist höhere Beamte, Geistliche, Lehrer niederer, auf dem Gymnasium auch höherer Klassen, die die eigentümlichen Schwierigkeiten, die die Benützung der Vollbibel im Unterricht bereitet, nicht ausreichend aus Erfahrung kennen.[1])

In anderen Unterrichtsfächern erkennt man das Vorhandensein dieser Gefahren auch längst an und sucht ihnen vorzubeugen. Die Lehrbücher der Pädagogik empfehlen bei der Behandlung der Anthropologie besondere Vorsicht und Schrader schließt sie § 57 vom Unterricht aus. Viele Schriftsteller des Altertums, die man früher benützte, liest man heute nicht mehr, Schrader § 43. 57

[1]) Vgl. Schiller, Pädagogik 137 f. Christl. Welt 6, 127.

verwirft auch Lucian; die römischen Elegiker werden selbst in einer Auswahl von vielen nicht zugelassen, von Ovid, für den Schrader und Schiller besondere Vorsicht empfehlen, wurde schon immer gern die gereinigte Ausgabe von Siebelis benützt, künftighin wird gewiß ausschließlich der unter dem Titel Delectus Siebelianus gesondert herausgegebene Text derselben gebraucht werden. So sollte man nicht länger dulden, daß die Schrift, die wir mit Ehrfurcht die heilige nennen, von verdorbenen Schülern benützt wird, um darin auf Unsittlichkeiten Jagd zu machen, und nicht in einem Unterrichtsgegenstand, in dem wir die Schüler beten lehren: Führe uns nicht in Versuchung, ihnen durch diesen Unterricht selbst schwere Versuchungen bereiten.

Aber, wirft Raumer ein, *Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen*, das heilige Gotteswort kann niemandem zum Schaden und zur Verführung gereichen. Treffend widerlegt Zange 277, 329 diesen Einwand aus der Bibel selbst, wo die eigene Hand und das eigene Auge, die Liebe des treusten Jüngers, die christliche Freiheit der Starken, ja der gekreuzigte Christus selbst einzelnen zum Ärgernis werden.[1]) „Der rechte Gebrauch einer Sache", sagt er, „schließt deren Mißbrauch nicht aus. Ein vom Bösen entzündetes Herz kann sich auch aus der Himmelsblume des Wortes Gottes Gift saugen zum ewigen Verderben, wie das unverständige Kind sich ja auch aus demselben Fläschchen den Tod holen kann, das bei rechter Anwendung dem Kranken Genesung bringt."

Und wenn man ferner sagt, *die weihevolle Stimmung der Religionsstunde müsse jeden unreinen Gedanken niederhalten*, so bemerkt Schrader mit Recht, daß „Sittenreinheit nicht nur die Folge, sondern in hohem Grade auch die Voraussetzung und Bedingung der Frömmigkeit ist"; die unreineren Naturen befinden sich auch in der Religionsstunde von vornherein nicht in der Stimmung, die zum rechten Gebrauch der Bibel notwendig ist. Schon die „Knechtsgestalt", in welcher nach Palmer die Bibel meist schon zur Schule mitgebracht wird, und der Umstand, daß die Schüler sie zu allem Möglichen gebrauchen und mißbrauchen, zeigt zur Genüge, daß eine solche Ehrfurcht vor diesem

[1]) Matth. 5, 29. 30. 16, 23. Röm. 14, 13. Kor. 1, 1, 23. Petr. 1, 2, 7 f.

Buche, die von vornherein jeden ſchlechten Gedanken beim Gebrauch desſelben ausſchlöſſe, bei vielen nicht vorhanden iſt.

Freilich zeigt nun die Schrift bei der Erzählung ſchwerer Verſündigungen in der Regel, wie dem Vergehen die Strafe auf dem Fuße folgt. Jedoch einmal iſt das durchaus nicht überall[1]) der Fall z. B. nicht bei Lots Töchtern 1 Moſ. 19, 30—38. Dann handelt es ſich an vielen der angeführten Stellen gar nicht um ein Vergehen, das Natürliche wird wie bei der Geburt Jakobs und Eſaus 1 Moſ. 25, 21—26 nur natürlich erzählt, aber doch in einer Weiſe, die wohl jedem für das Auge des Kindes ungeeignet erſcheinen wird. Auch haftet der Blick des Schülers viel zu ſehr am Nächſten, als daß er nicht durch Schilderung des Unerlaubten mehr angezogen als durch die folgende Strafe abgeſchreckt werden ſollte. „Die ſchädliche Wirkung", ſagt Ziller, läßt ſich durch Erörterungen nicht abſtumpfen." „Das Mittel, von dem Laſter durch Vorhaltung der traurigen Folgen abzuſchrecken," ſagt Palmer unter Laſter, „verfehlt ſeinen Zweck leicht darum gänzlich, weil der Zögling bald dahinter kommt, daß jene Folgen, namentlich der Sünden gegen das ſechſte Gebot, keineswegs immer wirklich eintreten, eine Wahrnehmung, auf die er augenblicklich die Hoffnung gründet, daß gerade bei ihm, wenn er es klug angreife, wenn er mit ſeinen Exceſſen ein gewiſſes Maß einhalte, jene Folgen nicht eintreten werden." Wenn Schrader ſagt: „Wenn in der Prima Abſchnitte aus den Pauliniſchen Briefen geleſen werden, in denen der Apoſtel die Unzucht geißelt, ſo werden dieſe wahrlich nicht zur Gefährdung der jugendlichen Sittlichkeit dienen", ſo hat er eine Stelle gewählt, die ihm die Beweisführung leicht macht. Nicht in der Prima, ſondern in Quarta und Tertia und nicht im neuen, ſondern im alten Teſtament liegen die Schwierigkeiten. Übrigens halte ich eine nichts im Dunkel laſſende Erklärung der Stelle über die Knabenliebe Röm. 1, 26. 27 für durchaus überflüſſig und ſehr gefährlich und meine allerdings, daß dieſe zwei Verſe auch den Augen der Primaner entzogen werden ſollten.

Aber mag auch der Unterricht oder die Beſchaffenheit einzelner Schüler Schwierigkeiten machen, ein geſchickter Steuermann, hält man uns entgegen, wiſſe auch über Untiefen wegzu-

[1]) Vergl. Chriſtl. Welt 6, 127 und Jahrb. für Philol. 124, 304.

gleiten. Ja, wenn nur jeder ein geſchickter Steuermann wäre! Wie manchem geht es wie dem „alten Röber vom Stolpenburger Gymnaſium“ in Hans Hoffmanns ſchöner Erzählung ‚Erfüllter Beruf‘, „der vieles wußte und vieles konnte“ und dem es doch fünfundvierzig Jahre hindurch „niemals gelungen war, eine Klaſſe auch nur in der notdürftigſten Zucht zu halten, weder die ſittenſtolze Prima, noch die Gründlinge der Sexta, noch gar die rauhe Tertia, die Maienblüte aller Flegelhaftigkeit.“ Wie manchem fehlt die Fühlung mit den Schülern, weil er in einer ihm bis dahin fremden Abteilung mit zwei Stunden wöchentlich allein ſteht, und woher ſoll endlich der jüngere Lehrer, der Probekandidat, der mit zwanzig Jahren vom Seminar Entlaſſene ein ſolches Maß von Erfahrung, eine ſolche ſittliche Reife, ſolche Lehrerweisheit und Herrſchaft über die Geiſter haben?

Und fragen wir nun, wie der Lehrer dieſer Schwierigkeiten Herr werden ſolle, ſo erteilen die Verteidiger der Vollbibel die widerſprechendſten Ratſchläge. Während Schrader empfiehlt, anſtößige Stellen möglichſt unbemerkt zu übergehen, ſagt Palmer, daß gerade durch ſolche Auslaſſungen die Neugierde gereizt werde. Das wird beſonders der Fall ſein, wenn man nur einige Verſe auslaſſen will, aber an ſehr vielen Stellen iſt ein Übergehen überhaupt unmöglich, weil das Anſtößige ſich in Verſen findet, die für den Fortgang der Erzählung unentbehrlich ſind (ſ. o. S. 6). Außerdem kann bei dieſem Verfahren die Abſicht des Lehrers ſehr leicht durch eine argloſe oder auch zum Zweck der Störung geſtellte Frage vereitelt werden. Deshalb raten Lechler, Generalſuperintendent Hoffmann, Bremi und Döderlein bei Schmid unter Religionsunterricht dieſe Stellen unbefangen zu beſprechen und nur ja nicht den Schein anzunehmen, als ob ſie etwas Beſondres enthielten, und etwa ſich regenden unlautern Gedanken dadurch entgegenzutreten, daß man gerade dieſe Stellen zu ernſter Warnung und Ermahnung benützt, ein Vorſchlag, den ich ſchon oben (S. 10) widerlegt zu haben glaube.

Wenn man dann von einem Hinweggleiten über Untiefen ſpricht, ſo ſcheint das Bild die Bedeutung zu haben, daß es dem Lehrer gelingt, die äußere Ordnung zu erhalten und Augenblicke peinlicher Verlegenheit zu vermeiden. Aber nicht darauf kommt es

an, wie die Schüler sich äußerlich verhalten, sondern was in ihrem Inneren vorgeht, ob sich dort nicht die Empfindungen regen, deren Äußerung die Achtung vor dem Lehrer unterdrückt. Gesteht doch auch Palmer: „Die äußere Zucht kann die geheimen Gedanken nicht unmöglich machen." Diese geheimen Gedanken führen vielleicht schon während der Stunde zu heimlichem Nachlesen oder unbemerktem Verkehr mit den Nachbarn, um dann ungescheut in der Pause und außer der Schule hervorzutreten. Denn wie rasch bei der Leichtlebigkeit der Jugend die Wirkung auch einer guten Religionsstunde, in der es gelungen ist, die Herzen tiefer zu ergreifen, verfliegt, das hat wohl schon jeder von uns, der die Schüler nachher beobachtete, mit Verwunderung wahrgenommen. Und kein noch so klug erdachtes Verfahren kann verhindern, daß die Schüler beim zufälligen Aufschlagen in der Schule oder bei den Hausarbeiten auf Stellen geraten, die nicht für sie bestimmt sind. Der oben ausgesprochenen Ansicht stehen denn auch nicht wenige Zeugnisse entgegen, daß auch tüchtige und ernste Lehrer und Geistliche es nicht vermocht haben, nachteilige Folgen des Bibellesens zu vermeiden.[1]) So erklärte das sächsische Konsistorium im Jahre 1867[2]): „Wir sehen nicht ein, wie bei der jetzt bestehenden Einrichtung der große Nachteil und Seelenschaden abgewandt werden soll, der durch einzelne Stellen der Schrift hervorgerufen werden kann" und schlug vor, „daß die Kinder die vollständige Bibel nur in der Schule benützen und stets in der Schule lassen sollen, dagegen zum Zweck des häuslichen Lesens einen Bibelauszug gebrauchen sollten", ein wunderlicher Gedanke, der im Ernst nicht ausführbar ist.

Aber, sagt man weiter, wir haben gar kein Recht, die Bibel zu ändern, und weist hin auf Stellen, die das verbieten, wie 5 Mose 4, 2. Offb. 22, 18 f. Matth. 5, 18 f. Luk. 16, 17. Wir können diesen die Stellen entgegenhalten, die von einem stufenweisen Vorschreiten im Christentum reden. Jesus sagt Joh. 16, 12 zu seinen Jüngern: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen, und Paulus schreibt an die Korinther I, 3, 1. 2: Ich, liebe Brüder, konnte nicht mit euch reden als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen, wie mit jungen Kindern

[1]) Zange 331—333. Völker 2. 4. Witte S. 20. [2]) Heintzeler, Neue Blätter aus Süddeutschland V 1876, 88.

in Christo. Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise. (Vergl. Hebr. 5, 12—14.) Vor allem aber gehört hierher das schon oben besprochne Wort Jesu Matth. 18, 6, das uns befiehlt jede Verführung und Versuchung von der Jugend fern zu halten. Nicht aus Verachtung der Schrift sondern aus der Ehrfurcht vor ihr ist der Gedanke einer Schulbibel entstanden, aus der Befürchtung, „daß durch den Gebrauch der Bibel in der Schule die Ehrfurcht vor ihr könne geschädigt werden.“ [1]) Auf der Konferenz in Halle stellte Frick die Thatsache fest, daß der Wunsch eine Schulbibel zu besitzen, keine Parteisache sei, Hofmann ist ein strenggläubiger Mann, Heer, einer der Mitarbeiter der Glarner Bibel, nennt sich den orthodoxesten der Glarnerischen Geistlichkeit und beginnt sein Begleitwort mit den demütig-frommen Worten: „Ist's Werk von dir, so hilf zum Glück! Ist's Menschenwerk, so treib's zurück!“

Auch dem Grundsatz der protestantischen Kirche, der „Bibelkirche“, widerstreitet die Schaffung einer Schulbibel nicht. Luther hat dem Volk die Bibel zugänglich gemacht, aber nicht der Schuljugend, für die er seinen kleinen Katechismus verfaßte; das Bibellesen in der heutigen Weise ist erst lange nach ihm üblich geworden. Die Bibel, nach Joh. von Müller „geschrieben für das Bedürfnis viel versuchter Männer“ ist kein Schulbuch, und wir handeln falsch, wenn wir Kinder wie Erwachsene behandeln, oder vielmehr Erzählungen, die selbst die Kirche im Gottesdienst der Erwachsenen niemals berührt, der Jugend ohne jede Vorsicht in die Hand geben. „Die Erhaltung des Schriftgeistes oder auch nur der Schriftform hängt nicht ab von der Beibehaltung indecenter Ausdrücke“ sagt Hofmann, und Zange sagt 336: „Was hat die vorläufige Ausscheidung einiger alttestamentlicher Stellen, welche an der äußersten Peripherie der Heilsoffenbarung liegen, mit jener römischen Mauer um das Zentrum der Offenbarung zu thun? was gar die vorsichtigere Wendung eines der Jugend leicht zum Ärgernis werdenden Ausdrucks?“ „Ist es nicht vielmehr ein Verstoß gegen das evangelische Gewissen,“ sagt Schütz, „wenn wir dulden, daß das Buch der Bücher von unserer Jugend möglicherweise als Fundgrube für lüsterne Gedanken und frivolen Spott mißbraucht wird?“

[1]) Martin 8. Zange 275. Schütz Programm S. 4.

Es fragt sich nun, zu welcher Zeit der Schüler in die ganze Bibel eingeführt werden soll. Nach Hofmann und den Neuen Blättern I 197, 208 f. soll das im Konfirmandenunterricht und gleichzeitig im letzten Jahr der Volksschule geschehen. Hofmann glaubt, daß die „Konfirmandenzeit mit der Weihe, die über sie ausgegossen ist, das ihrige dazu beitragen wird, Versuchungen von den Kindern fern zu halten". Wenn er freilich als Bedingung für den Gebrauch der Vollbibel hinstellt, „daß für ein ausreichendes Gegengewicht gegen die möglichen Gefahren des Bibelbesitzes durch Begründung einer willensstarken, ethischen Persönlichkeit gesorgt ist", so muß er selbst zugeben, daß dieser Bedingung der Konfirmand nicht entspricht, und würde deshalb am liebsten „die Aushändigung der vollständigen Bibel überhaupt nicht in die Schule verweisen, wenn später sich noch eine Zeit für die unentbehrliche Einführung finden ließe". Auch der ungenannte Verfasser in den Neuen Blättern sagt: „Wir werden zwar nicht verhindern können, daß der reine Schriftinhalt von einzelnen oder vielen (!) zur Weide der Unreinigkeit gebraucht wird; aber wir werden wenigstens unser Gewissen damit stillen können, daß wir das Unsrige gethan haben, den Mißbrauch abzuschneiden." Wird die Sache so von ihren Verteidigern dargestellt, dann ist die Konfirmandenzeit eben noch ungeeignet[1]), und wenn wir den Mißbrauch der Bibel in ihr zulassen, so haben wir kein Recht, „unser Gewissen zu stillen." Zerrenner wollte die Bibel bei der Konfirmation mit einer besonderen Feierlichkeit übergeben, Gelbe will die Einführung in dieselbe den Besprechungen mit der konfirmierten Jugend zuweisen. Klix, der sein Lesebuch übrigens nur gebraucht wissen will, bis wir eine gute Schulbibel erhalten, die er als ein „dringendes Bedürfnis" bezeichnet, will es bis zur Obertertia benützt sehen, daneben in Tertia das unveränderte neue Testament. Bekanntschaft mit der ganzen Bibel soll dann wohl durch vereinzeltes Aufschlagen erreicht werden, und so wollen wahrscheinlich auch die Verfasser der übrigen biblischen Lesebücher verfahren. Sicherlich ist diese Einrichtung besser als die gewöhnliche, bei welcher oft von Quarta bis Obertertia die Vollbibel allein gebraucht und vorzugsweise das alte Testament gelesen

[1]) „Keine Zeit ist unpassender" nach Mezger Jahrb. f. Philol. 112, 550. Deutsch-ev. Bl. XIV 517 ff.

wird, doch meine ich, daß in Unterſekunda wenigſtens die Gefahr noch ganz dieſelbe iſt. Mezger ſagt, bis zum zwanzigſten Jahre habe jeder vollauf zu thun, den ſelbſt in einer verkürzten Schulbibel gebotenen Inhalt verſtehen zu lernen, und empfiehlt die häufige Sitte, den Brautpaaren eine Traubibel zu überreichen, zu allgemeiner Nachahmung. In höhern und niedern Schulen ſoll nach ſeiner Meinung die Schulbibel bis zum Abſchluß der Schulzeit ausſchließlich gebraucht werden, doch kann man bezüglich der Prima wohl anderer Meinung ſein, umſomehr, da in dieſer Klaſſe vorzugsweiſe oder ausſchließlich das neue Teſtament geleſen zu werden pflegt.

Viele glauben allerdings, daß auch Erwachſene oft einen von allem Anſtößigen und allzuſchwer Verſtändlichen befreiten Auszug der Vollbibel vorziehen werden. So ſind viele Auszüge „für Schule und Haus“ beſtimmt, für dieſe Verbindung haben ſich ferner ausgeſprochen Zange 341 und Delius daſelbſt, Mezger, Frick, Gerber, und der in Glarus erſchienene Auszug nennt ſich ſogar vorzugsweiſe Familienbibel. Ich betrachte alle dieſe Bücher nur mit Rückſicht auf die Schule und verweiſe inbezug auf die Frage der Familienbibel beſonders auf das Begleitwort zur Glarner Bibel und Chriſtl. Welt 1890, 6, 124. 8, 176. 27, 638.

Wie die vorhandenen Schwierigkeiten zu heben ſind, iſt aus dem Vorhergehenden ſchon erſichtlich. Ohne übertriebene Ziererei aber mit Entſchiedenheit ſind anſtößige Erzählungen, die für den Unterricht entbehrlich ſind, wegzulaſſen, unentbehrliche möglichſt unanſtößig zu geſtalten, einzelne Ausdrücke in der ganzen Bibel zu tilgen. Wir folgen damit nur dem Beiſpiel Luthers, der, wie die Vergleichung der früheren und ſpäteren Ausgaben zeigt, fortwährend beſtrebt war, den Ausdruck immer würdiger und züchtiger zu geſtalten (Hofmann), und der Reviſionskommiſſion[1]), nur daß eine Überſetzung ſich naturgemäß in dieſer Hinſicht immer nur in engen Grenzen bewegen kann.

Von den vorhandenen Schulbibeln ändern Hofmann und Völker oft in ungenügender Weiſe[2]), und wenn Zange 339 ſagt, wo es irgend möglich ſei, ſolle die Ausſcheidung lieber durch Wahl eines andern Ausdrucks als durch gänzliche Beſeitigung geſchehen, ſo halte

[1]) S. XLVII der Probebibel. [2]) Schütz Progr. 10. Zeitſchr. f. ev. Religionsunterr. II 4, 315.

ich das für falsch. Der Anfang z. B. von 1 Kön. 15, 12: ‚Und that die Hurer aus dem Lande', kann ohne jeden Schaden wegfallen, wenn dagegen Hofmann das Wort Buhler, Völker an ähnlichen Stellen das Wort Dirne wählt, so wird der Ausdruck für den Schüler zunächst nur unklar. Wird diese Unklarheit in irgend einer Weise beseitigt, so ist der Anstoß sofort wieder da, denn nicht das Wort, sondern die damit verknüpfte Vorstellung ist doch das Gefährliche, wie das richtig Hofmann inbezug auf das Wort Beschneidung ausführt. Wie fehlerhaft das von Zange vorgeschlagene Verfahren ist, zeigen zahlreiche Abschnitte bei Hofmann z. B. die über Jakobs Kinder, Bathseba, Amnons That. Zange meint allerdings, daß Ausdrücke wie Hure, huren, Hurenwinkel überhaupt beibehalten werden können.

Solche Auslassungen und Änderungen werden zahlreicher sein im alten als im neuen Testament. Wenn jedoch von dem Görlitzer Pädagogischen Verein und auf der Breslauer Konferenz vorgeschlagen worden ist, als Schulbibel das unveränderte Neue Testament mit den Psalmen zu benützen und die Schüler in das Alte Testament nur durch die biblische Geschichte und ein derselben beigebundenes Spruchbuch einzuführen, so ist zu erwidern, daß es doch unzweifelhaft zu den Aufgaben der Schule gehört, die Schüler mit der ganzen Bibel bekannt zu machen.[1])

Viele befürchten nun, gerade durch diese Auslassungen werde der Schüler auf die anstößigen Stellen aufmerksam werden, und Hofmann giebt an, aus diesem Grunde die Verszahlen weggelassen zu haben. Wird auf der ganzen Schule nur dieselbe Schulbibel verwendet, und hält der Lehrer darauf, daß die Schüler ihr Buch nicht etwa in der Schule lassen, um zu Hause ein anderes zu benützen, so darf man diese Befürchtung kaum hegen. So verdorben werden nur wenige Schüler sein, daß sie noch zu Hause in einer von ihnen sonst nicht benützten Bibel nach unsittlichen Stellen suchen, und auch sie werden es unterlassen, wenn man außer dem Anstößigen noch andere entbehrliche Stellen wegläßt, so daß sie sich bald überzeugen, daß ihr Nachschlagen nicht den gewünschten Erfolg hat.

Voraussetzung aller bisherigen Erörterungen ist, daß die

[1]) Zentralbl. f. d. Unterrichtsverw. 1870, 172.

Schüler inbezug auf ein gewisses Gebiet so lange als möglich in Einfalt gehalten werden sollen[1]), eine Ansicht, die nicht nur in der Pädagogik sondern auch im heutigen Familienleben die herrschende ist. Doch hat es zu allen Zeiten auch Verteidiger der entgegengesetzten Meinung gegeben, wenn auch niemand so weit gegangen ist wie Basedow,[2]) der damit in merkwürdigen Gegensatz zu seiner Ansicht trat, daß weder die Bibel noch die Klassiker ganz in den Händen der Schüler sein dürften. Die Schüler, sagt man, werden durch das Leben doch mit diesen Dingen bekannt; da ist es Pflicht der Schule sie gleichfalls zu berühren, und eben jene Stellen der Bibel bieten Gelegenheit zu ernster Lehre und Warnung. (S. oben S. 10.) Gewiß dürfen diese Dinge in der Schule nicht unbesprochen bleiben, aber es ist dabei mit einer Zartheit zu verfahren, die jenen Erzählungen eben fehlt. Wenn die Schule überall den verschiedenen Individualitäten Rechnung tragen soll, so ist das auf einem so gefährlichen Gebiet ganz besonders notwendig, und daraus folgt, daß alle eingehenden Erörterungen unterbleiben müssen, weil die Vorhaltungen, die für den einen vielleicht ganz nützlich sind, bei einem anderen möglicherweise unberechenbaren Schaden stiften. Das gilt besonders von den höheren Schulen, wo die Schüler einer Klasse im verschiedensten Alter stehen (dieselbe Obertertia vereinigt oft Schüler von 12 bis 18 Jahren) und den verschiedensten Ständen angehören. Ich verweise besonders auf die trefflichen Auseinandersetzungen, die Schrader beim sechsten Gebot giebt. Er verwirft hier jede „genauere Bezeichnung der einzelnen Sünden, die dem Schuldigen wie dem Unschuldigen gleich schade; wer sich schuldig wisse, fühle sich ohnehin vollständig und im Innersten getroffen. Die Schule," fährt er fort, „ist ihren Schülern keine Belehrung über diese Verhältnisse schuldig, sondern hat es den Eltern zu überlassen, was sie nach ihren Grundsätzen und nach Lage der Umstände zu thun für gut befinden.[3]) Inbetreff der noch arglosen Schüler darf sich das Haus mit vollem Fuge jedes Vorgreifen verbitten."[4])

[1]) S. oben S. 7 Palmer. [2]) Raumer 263 f. Schmidt, Gesch. der Päd. III 538. 550 der ersten Aufl. Schmids Encyklopädie unter Schamhaftigkeit und Wolke. [3]) Sie allein vermögen „individuell" zu verfahren. [4]) Kellner Aphorismen 80. 148. Palmer Pädagogik 294, 2. Aufl. und bei Schmid unter Schamhaftigkeit und Ärgernis (oben S. 7).

Hält man aus den angegebenen Gründen eine Schulbibel für notwendig, so **wird es nützlich sein diese auch noch in anderen Punkten den Bedürfnissen der Schule entsprechend zu gestalten.**

Vieles kann noch wegfallen, was im Unterricht wie im Gottesdienst niemals verwendet wird; meint doch Weidemann, daß man etwa nur den vierten Teil der Schrift zu lesen im stande sein werde. Dadurch wird das Buch dünner und handlicher und der Schüler wird leichter darin heimisch. Diesem Gesichtspunkt tragen am wenigsten Rechnung Hofmann und Völker, deren Bücher der Cänsteinschen Bibel an Umfang gleichkommen und die englische zum Teil noch übertreffen.

Nach der Menge des jetzt noch Auszuscheidenden teilen sich die Schulbibeln und ihre Verteidiger in drei Klassen. Die einen wollen fast nur die anstößigen Stellen beseitigen, so Hofmann, Völker, Zange, Witte, Heintzeler, Böttger, v. Schütz, Frick, und Zange will ein solches Werk, von dem er hofft, daß es auch in den Familien Eingang finden werde, nur eine Schulausgabe der Bibel nennen. Andere sind mit dem Verfasser dieser Zeilen der Meinung, daß man nur das beibehalten müsse, was wirklich einmal verwendet wird. Auf diesem Standpunkt steht die Glarner und die Bremer Bibel. Eine dritte Klasse bilden die biblischen Lesebücher (s. oben S. 5), zu denen trotz des Titels Schulbibel auch die Bücher von Voigt und Thudichum zu rechnen sind. Sie bieten meiner Meinung nach zu wenig, nämlich außer einer etwas erweiterten biblischen Geschichte einiges aus den Lehrbüchern und den Propheten und haben mit Ausnahme des Völkerschen Buches auch die Form der biblischen Geschichte. Zu ihnen gehört auch das Buch von Schulz und Klix, das an 99 höheren Lehranstalten Preußens gebraucht wird und somit nächst dem bekannten Buch von Zahn überhaupt das verbreitetste Lehrbuch auf dem Gebiet der biblischen Geschichte ist.

Stellen wir uns auf den zweiten Standpunkt, so werden die jetzt noch vorzunehmenden Auslassungen in verschiedenen Teilen der Bibel an Zahl und Umfang verschieden sein, ja sie sollen nach der Meinung einzelner im neuen Testament

und den Pſalmen ganz unterbleiben.[1]) Für den Schulzweck wird es richtiger ſein, auch hier einzelnes auszuſcheiden, freilich nicht ſo viel wie Voigt, der alle Briefe wegläßt und die Pſalmen ſo ſtark kürzt, daß z. B. von 51 nur 6 Verſe bleiben. Im alten Teſtament, das uns doch nur „den Schatten der zukünftigen Güter" zeigt,[2]) wird jedenfalls viel wegfallen können, und das Verhältnis der Seitenzahlen in der Glarner Bibel 384+271 gegen 804+264 der engliſchen trifft ungefähr das Richtige. Jedoch darf man nicht zu weit gehen. Vieles, was nicht religiös erbaulich iſt, iſt geſchichtlich von Bedeutung; manches, was dem neuen Teſtament gegenüber den Standpunkt einer niedrigeren Sittlichkeit verrät, iſt eben deshalb beizubehalten, um den Fortſchritt vom Judentum zum Chriſtentum zu zeigen. Aus dieſem Grunde iſt die von vielen gewünſchte Verbindung von Schul- und Familienbibel ſchwer ausführbar, wie man an der vortrefflichen Glarner Bibel ſieht. Mit Recht hat man hier für die Familie vor allem ausgewählt, „was für jeden auf ſeine Verhältniſſe, ſeine Seelenzuſtände, ſeine inneren und äußeren Nöten Anwendung findet," „was der Erbauung förderlich iſt," und dagegen das Geſchichtliche mehr zurücktreten laſſen,[3]) aber damit iſt ſo manches gefallen, auf das die Schule, wenigſtens die höhere, nicht ganz verzichten kann. So fehlen die Geſchichten von Hagar und Ismael, Simſon, manches aus der ſpäteren Geſchichte, alle Apokryphen, im neuen Teſtament manche Abſchnitte, welche die Kämpfe zwiſchen Juden- und Heidenchriſtentum ſchildern; für die Schule hätten auch die vier Evangelien (ſ. unten S. 20) völlig getrennt bleiben müſſen.

Solche Abſchnitte, die nie geleſen werden, ſind Namenaufzählungen, das meiſte von den Vorſchriften über Opferdienſt und bürgerliche Geſetzgebung des Judentums, das Hohe Lied, große Abſchnitte der Sprüche, des Predigers, der Propheten, der Offenbarung. Manche Bücher fallen ſo ganz weg, bei Voigt das Hohe Lied und alle Briefe, bei Lahrſſen Hohes Lied, Obadja, Nahum, in der Glarner Bibel außerdem noch Eſther. Auch die Bremer Bibel will einiges weglaſſen.[4])

[1]) Beyſchlag, Deutſch-ev. Blätter XIV 2, 122. [2]) Kol. 2, 17. Hebr. 10, 1.
[3]) Begleitwort 23, 26, 31, 36. [4]) Siehe unten S. 31.

Wenn jedoch Hofmann und die Glarner Bibel sämtliche Apokryphen ausscheiden, so ist das zu tadeln. Das erste Buch der Makkabäer nennt Ranke III 2, 37 „ein wahres Juwel der spätern jüdischen Geschichte", die Erzählung von Tobias ist in verkürzter Form sehr anziehend, und das schöne Wort „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen" darf in einer Bibel ebensowenig fehlen wie einzelne Stellen aus Sirach und der Weisheit. Alle andern apokryphischen Bücher können jedoch wegfallen, und manche Schulbibeln gehen in deren Berücksichtigung nun wieder zu weit. Lahrssen bietet nur Abschnitte aus den vier genannten Schriften, Voigt außerdem aus Judith und 2. Makkabäer, Thudichum läßt nur Stücke in Esther und die Gebete Asarjas, der drei Männer und Manasses, Völker selbst im Lesebuch nur Baruch und Stücke in Esther weg.

Ein ausgelassenes Buch ist an seiner Stelle mit einer kurzen Angabe seines Inhalts zu erwähnen, wie es Voigt, Thudichum, Völker thun und die Bremer Bibel beabsichtigt.

Es entsteht ferner die Frage, in wie weit Veränderungen und Auslassungen bei den Büchern zulässig sind, deren Inhalt sich mit dem anderer zum Teil deckt, also den Büchern Samuelis, der Könige, der Chronika und einigen erzählenden Abschnitten aus Jesaia und Jeremia im alten Testament, den Evangelien im neuen Testament. Von der Chronik lassen alle Schulbibeln einen Teil weg und bieten das Übrige mit den Büchern Samuelis und der Könige in eine zusammenhängende Darstellung verarbeitet, wobei in der Glarner Bibel allerdings nur Chr. 2, 35, 20—25 geblieben ist. Bei den Evangelien hat Thudichum und Voigt alle vier in eine Synopse vereinigt, ebenso Hofmann in der ersten Auflage, während er später Johannes von den andern getrennt hat. Völker bietet sie gesondert, dahinter in einem Anhang eine Synopse. In der Glarner Bibel sind sie im ganzen gesondert, jedoch werden übereinstimmende Erzählungen nur bei dem Evangelisten gegeben, der die beste Fassung zu enthalten schien, und auf diese Stelle wird dann bei den andern verwiesen; in der Leidensgeschichte ist Markus 14 bis 16 mit Matthäus vereinigt.

Die Abschnitte des neuen Testamentes sind jedenfalls hier anders zu behandeln, als die des alten Testamentes. Die Evangelien

erzählen das Leben Jesu, von dem uns auch die kleinsten Züge teuer und bedeutungsvoll sind und dessen Quellen wir den Schülern in möglichster Reinheit vorführen müssen. Sie sind an Wert zu gleich, als daß man eins hinter dem andern zurücksetzen könnte, andererseits doch selbst die Synoptiker zu verschieden, als daß nicht bei einer Zusammenziehung wertvolle Eigentümlichkeiten verloren gehen müßten. Sie sind daher ganz getrennt zu lassen, wie bei Lahrssen, Völker und der Bremer Bibel. Einen viel unwichtigeren Gegenstand behandeln die genannten Bücher des alten Testaments. Ferner steht die Chronik an geschichtlichem Wert hinter den Büchern Samuelis und der Könige weit zurück.[1]) So ist nur wenig von ihr beizubehalten und dieses in die andern Bücher aufzunehmen.

Aber eine Schulbibel wird sich von der Vollbibel nicht bloß durch Auslassungen unterscheiden, sondern **als Schulbuch zugleich so angelegt sein müssen, daß sie die Aneignung und Verarbeitung des Stoffs möglichst unterstützt.** Dabei ist jedoch dreierlei zu beachten. Die Schüler sollen an ihr lernen, sich in der Vollbibel zurecht zu finden, und Veränderungen, die das erschweren, sind daher zu vermeiden; sodann muß sie wie jedes Schulbuch sich vor dem Zuviel hüten und Lehrern wie Schülern etwas zu thun übrig lassen; endlich müssen in einem Buche, in dem der Schüler gewöhnt ist, die Wahrheit im besonderen Sinne zu finden, auch alle Zusätze nach diesem Gesichtspunkt beurteilt werden, und nichts darf Aufnahme finden, was zweifelhaft oder unsicher ist.

Demnach ist es zu tadeln, wenn Völker die Propheten, Hofmann die Briefe zeitlich ordnet, Hollenberg sie sogar in den Gang der Apostelgeschichte einflicht, Hofmann die Lehrbücher und Propheten an fünf verschiedenen Stellen in die Geschichtsbücher des alten Testaments einfügt. Einleitungen, die Thudichum und Hofmann bieten, sind entbehrlich, ebenso Erläuterungen und Parallelstellen. Häufigere Zusätze im Text sind besonders zu meiden; in welcher Weise sie das Lesen erschweren, zeigt sich bei

[1]) Reuß, Gesch. der heil. Schriften des alten Testaments. § 422—424. Meyer, Gesch. d. Altertums I § 165. Dillmann in Herzogs Encyklopädie. Ranke III 2, 35.

Lahrſſen, bei dem z. B. 1 Kön. 1, 9 f. lautet: 9. Und Adonia opferte beim Steine Soheleth und hatte ſeine Brüder, (Salomo ausgenommen,) eingeladen und auch alle Männer Judas, des Königs Knechte. V. 10. (V. 7. 25.) 10. Aber [Zadok und] Nathan und Benaja waren nicht eingeladen. [Und er ließ ſich daſelbſt zum König ausrufen.] V. 26.

Zweckmäßig iſt eine Fortführung der Geſchichte am Ausgang des alten Teſtamentes, wie bei Hofmann, Lahrſſen, Völker, und des neuen Teſtaments, wie bei Thudichum; legendenhafte Erzählungen, wie ſie Völker am Ende der Apoſtelgeſchichte bietet, ſind zu verwerfen. Die Überſchriften müſſen in größerem Druck gehalten ſein als in unſeren gewöhnlichen Bibeln, wie es bei Hofmann, Lahrſſen und der Glarner Bibel der Fall iſt; ſie ſtehen nötigenfalls auch in der Mitte eines Kapitels. Überſchriften größerer Abſchnitte, die Hofmann und Völker anwenden, ſind zweckmäßig (z. B. bei Völker: IV. Die Zeit der Könige. 1. Im ungeteilten Reich. a. Saul. b. David. c. Salomo. 2. In beiden Reichen u. ſ. w.). Es iſt nützlich, dieſe in einer vorausgeſchickten Inhaltsüberſicht hinter der Aufzählung der bibliſchen Bücher zuſammenzuſtellen, wie das Hofmann und Völker thun. Das Beginnen einer neuen Zeile bei jedem Verſe iſt aufzugeben, dagegen ſind die Teile einer Erzählung oder eines Pſalms durch Abſatz im Druck zu bezeichnen, wie es zu Luthers Zeit üblich war und in den Schulbibeln von Thudichum, Hofmann, Lahrſſen und der Glarner Bibel der Fall iſt; Völker verwendet weniger zweckmäßig Gedankenſtriche, die Probebibel fette Anfangsbuchſtaben. Die Verszahlen ſtehen entweder am Anfang jedes Verſes mitten in der Zeile wie bei Lahrſſen und der Parallelbibel, beſſer am Rande wie in der Glarner und dem griechiſchen neuen Teſtament. Jedoch dürfen ſie nicht ganz fehlen wie bei Voigt, Thudichum, Hofmann (ſ. oben S. 16) und den bibliſchen Leſebüchern außer Völker, da es ſonſt unmöglich iſt, Sprüche aufzuſuchen. Die Kapitelzahlen ſind an den Rand zu ſetzen, wie bei Völker, v. Schütz, der Glarner Bibel. Die Mitte des Raums gebührt der Überſchrift, das Wort Kapitel fällt weg.

Die poetiſchen Stücke müſſen nach Verſen, gegebenen Falls auch nach Strophen abgeteilt werden, wie es in der Glarner

Bibel wenigstens teilweise geschieht. Der Anfang eines Gliedes ist, um Raum zu sparen, nach dem Beispiel von Thudichum durch einen großen Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, wie in unsern Gesangbüchern.

Jahreszahlen giebt die Probebibel in ihren Überschriften vom Tode Jerobeams ab (der sachliche Teil der Arbeit ist von Riehm ausgeführt), in dem endgültigen Druck sind sie jedoch weggefallen. Für eine Schulbibel sind sie jedenfalls beizubehalten, auch wenn sie nicht über allen Zweifel erhaben sind, da sie das zeitliche Verhältnis eines Ereignisses zu andern kurz und klar angeben, und mit Recht bietet Hofmann eine Zeittafel der Könige seit der Teilung. Sie sollten aber auch inbezug auf die frühere jüdische Geschichte um einige vermehrt und ebenso im neuen Testament eine Anzahl hinzugefügt werden, wie das Thudichum und Klix im Anhang und Völker thun. Es wird nützlich sein, diese Zahlen einmal tabellarisch zusammenzustellen, am besten mit der S. 22 erwähnten Inhaltsübersicht verbunden wie bei Völker; Thudichum und Klix bieten Zeittafeln, die bei Thudichum nur zu viel enthalten.

Karten dürfen nicht fehlen; sie sind nur bei Völker und der Glarner Bibel vorhanden, auch die Bremer Bibel wird einige enthalten.

Aber nicht bloß inhaltlich, auch **sprachlich** wird sich eine Schulbibel von der Lutherschen unterscheiden müssen, denn Luthers Sprache ist auch älteren Schülern oft unverständlich. Gewiß müssen nun alle Änderungen an dem gewaltigen Werk des großen Reformators mit der größten Vorsicht vorgenommen werden,[1]) nach Mezger „in der pietät- und stilvollen Weise, wie man heutzutage unsre gotischen Bauwerke des Mittelalters restauriert.“ Wer sie unternimmt, der möge daran denken, daß nach Luther zu einer Bibelübersetzung nötig ist „ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz.“ Aber andererseits darf doch nichts stehen bleiben, was unverständlich oder mißverständlich ist. So muß die Sprache etwa in der Weise von Voigts Buch

[1]) Zange, die nationale Bedeutung der Luth. Bibelübersetzung, Kirchl. Monatsschr. VII 686. Freytag, Bilder a. d. deutschen Verg. II, 2, 89. 108 der 11. Aufl. Mezger Jahrb. für Philol. 112, 545.

in der Mitte ſtehen zwiſchen Hofmann und Völker einerſeits, die den Lutherſchen Text ganz unverändert aufnehmen, erſterer mit, letzterer ohne Berückſichtigung der Arbeiten der Reviſionskommiſſion, und der Glarner Bibel andererſeits, die „unter Zugrundelegung der Lutherſchen Überſetzung und mit Zuratеziehung der Zürcher Überſetzung und der Überſetzung von de Wette und Stier“ ausgearbeitet iſt. Ihre Sprache iſt namentlich auch im Satzbau der Sprache der Gegenwart mehr als nötig genähert und entfernt ſich von Luthers Sprache oft zu ſehr.[1])

Man hätte nun erwarten ſollen, daß die im Februar 1892 erſchienene „durchgeſehene Ausgabe“ der Bibel, von der ein Probedruck, die ſogenannte Probebibel, 1883 herausgegeben wurde, den Wünſchen nach einer maßvollen Umgeſtaltung der Lutherſchen Überſetzung Rechnung tragen würde, um ſo mehr als die Canſteinſche Bibelanſtalt, von der das Reviſionswerk ausging, einzelne abgeſtorbene Formen ſchon ſeit längerer Zeit leiſe und unmerklich beſeitigt hatte. Urſprünglich ſprach die Reviſions-Kommiſſion auch wirklich ſolche Grundſätze aus und Rud. v. Raumer, dem zuerſt die ſprachliche Bearbeitung des Textes übertragen worden war, erklärte: „Die Gemeinde hat ein Recht darauf, daß die Überſetzung ihrem Verſtändnis zugänglich erhalten werde, indem deren Sprache der fortſchreitenden ſprachlichen Entwicklung ſich anſchließt. Fürchte man doch nicht, das Wort Gottes zu alltäglich zu machen, wenn man es den Sprachformen der Gegenwart nähert. Das religiöſe Bedürfnis fordert, daß das Verſtändnis der Bibel nicht ohne Not erſchwert werde. Die Schule muß wünſchen, daß das Hauptleſebuch des Volkes ſich möglichſt der Sprache anſchließe, welche die Schule für den ſchriftlichen Gebrauch zu lehren und einzuprägen hat.“ Jedoch Karl Fromann, der inzwiſchen verſtorbene Direktor des germaniſchen Muſeums in Nürnberg, der als ſprachlicher Bearbeiter des Textes bald an v. Raumers Stelle trat, folgte bei Feſtſtellung des Wortlauts mehr und mehr ſeinen altertümelnden Neigungen. Während Luther in ſeinem Briefe vom Dolmetſchen geſagt hatte: „Man muß nicht die Buchſtaben fragen, wie man ſoll deutſch reden, ſondern man muß die Mutter im Hauſe, die Kinder auf der Gaſſen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen

[1]) S. unten S. 29. 31.

und denſelben aufs Maul ſehen", hat Fromann, als wenn es ſich um die kritiſche Ausgabe eines griechiſchen Schriftſtellers handelte, die Originalausgaben Luthers befragt und ſo veraltete Formen nicht bloß oft beibehalten, ſondern aus den Originalausgaben der Lutherſchen Überſetzung auch da aufs neue eingeſetzt, wo ſie viele Bibelgeſellſchaften inzwiſchen beſeitigt hatten. Dieſe Geſellſchaften ziehen ſich dafür von einem Verteidiger des Fromannſchen Textes, Profeſſor Zacher,[1]) den Vorwurf zu, daß ſich eine „auf ſprachlicher Unkenntnis beruhende Prinziploſigkeit längſt in die Bearbeitungen des deutſchen Bibeltextes eingeſchlichen habe." Fromanns Verfahren wurde in der Kommiſſion, den Verſammlungen der Bibelgeſellſchaften[2]) und den Beurteilungen der Probebibel[3]) heftig getadelt, und auf der preußiſchen Generalſynode,[3]) wo dieſer Punkt wiederholt zur Sprache kam, ſagte der Vicepräſident des Oberkirchenrats Brückner: „Ich bitte noch einmal die Herren von der Kommiſſion, doch recht ernſtlich auf die ſprachliche Seite der Reviſion zu achten. Es iſt etwas Schönes und Edles um die Liebe zu der alten Lutherſprache, aber verhüten Sie doch ja, daß dieſe Liebe ſich wandle in ein archaiſtiſches Intereſſe." In demſelben Jahre ſetzte die preußiſche Hauptbibelgeſellſchaft die Bildung einer ſprachlichen Kommiſſion durch, in die auch Frick und Max Rieger gewählt wurden. Dieſe hat allerdings eine Anzahl altertümlicher Formen des Fromannſchen Textes aufgegeben,[4]) aber doch nicht erkannt, daß das Verfahren, bereits beſeitigte abgeſtorbene Formen aufs neue aufzunehmen, gänzlich zu verwerfen iſt. In dem endgültigen Druck der durchgeſehenen

[1]) Bei Schlattmann, Deutſch-ev. Blätter 1885, 129 und Wider Kliefath und Luthardt. [2]) Vgl. z. B. die Konferenz von 1890 in den Mitteil. f. Bibelgeſellſch. [3]) Kramphardt, Kirchl. Monatsſchrift III 576. 651. Meyer, ebenda VI 96. Zöckler, Ev. Kirchenzeitung 1885, 29. Rathmann, zur Beurteilung der Probebibel in den Zeitfragen des chriſtl. Volkslebens XI, 2. Zittel, Reviſion der Lutherbibel (Zeitfragen von Holtzendorff 210) und die in dieſen Schriften angeführte Litteratur. Verhandl. d. Generalſynode 1885, 154. 169—181. Wahl mit Beziehung auf die Probebibel ſagt Ludwig Wieſe in der 2. Auflage ſeines Vortrags ‚Über den Mißbrauch der Sprache': „Die Bibel muß als Volksbuch, was ſie auch nach Luthers Abſicht vor allen Dingen ſein ſollte, durchweg ein verſtändliches Deutſch reden. Der Zumutung, ſich mit Selbſtverleugnung in die alten Sprachformen und Ausdrücke hineinzuleſen, können nur wenige nachkommen." [4]) Frick in der Kirchl. Monatsſchrift VI 803: Die Superreviſion des Textes der ſogenannten Probebibel in ſprachlicher Beziehung.

Ausgabe ſind einige veraltete Formen der Probebibel beſeitigt, jedoch vieles, was Frick in dem erwähnten Aufſatz preisgegeben hatte, iſt dennoch beibehalten worden. Das Verfehlte des ganzen Standpunkts zeigt ſich beſonders darin, daß wie bisher ein „Regiſter zur Erläuterung altertümlicher und wenig bekannter Wörter“, das natürlich überhaupt nicht hätte nötig ſein dürfen, angehängt iſt; allerdings vermeidet die neue Ausgabe dieſen der Probebibel entnommenen Ausdruck, auch zeigt das Verzeichnis verglichen mit dem der Probebibel eine kleinere Anzahl veralteter Wörter, jedoch ſind dieſe oft nur im Verzeichnis weggefallen und im Text geblieben, ſo von den unten angeführten: greten, ausrichtig, thun für leihen.

Aus dem bisherigen Text der Lutherbibel iſt in der neuen Ausgabe beibehalten worden: Zween Füße, zwo Hände; ihm, ihr, ihnen als Dativ ſtatt ſich, und dieſe Formen ſind auch da oft wieder eingeſetzt worden, wo ſie infolge der erwähnten „Prinziploſigkeit“ bereits beſeitigt waren, z. B. Apoſtelg. 12, 11: Petrus kam zu ihm (zu ſich); die Scheitel als Einzahl; die Schmachen als Mehrzahl; nie keine Stadt; ich muß allerdinge (durchaus) das Feſt zu Jeruſalem halten; wer ärgert dieſer Geringſten einen (zum Böſen verleitet); ausrichtig (geſchickt); alſobald beſtund (ſtockte, bisher beſtand) ihr Blutgang; es umblickte mich ein Licht (umblitzte); fahen (fangen); fernig, firn (vorjährig); Aufſätze der Älteſten (Gebote); greten (die Beine ſpreizen); ſie hielt ihn bei ſeinen Füßen (umfaßte ſeine Kniee) und Gehaſi trat hinzu, daß er ſie abſtieße; Knabe (Jüngling, Knecht, Soldat); eitel tote Leichname; ihr löckt wider meine Schlachtopfer (ausſchlagen, ſich widerſetzen); die die Seele nicht mögen (vermögen zu) töten; niedrigen (erniedrigen); die vier Örter des Erdreichs (Enden); der Biſchof ſoll nicht pochen (hoffärtig ſein, zanken); eile riſch (raſch); ruchtbar (ruchbar); ich werde ſchier kommen (bald); Schnur (Schwiegertochter); ins Angeſicht ſtreichen (ſchlagen); Naeman taufte ſich ſiebenmal im Jordan (untertauchen); du haſt mir fünf Zentner gethan (geliehen); Wucher und Überſatz (Überforderung); er giebt ſtolze Teidinge vor mit Unverſtand (leeres Gerede); Teidingsleute (Schiedsmänner); das unſchlachtige und verkehrte Geſchlecht (ungeſchlacht, roh, bösartig); der König verſchaffte (ordnete an); wacker (wachſam), wackerer

Stab (Stab vom früh wachen, früh blühenden Mandelbaum); ich will meine Hand über ſie weben; ein Rohr, das der Wind hin und her webt; die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebt wird. Von altertümlichen Verbindungen, die heute unverſtändlich geworden ſind, erwähne ich: Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hauſe Iſrael; es ſei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen. Neu hinzugekommen iſt z. B.: Wir haben miſſethan; es verdreußt; er vergeußt; die Begräbnis; ich kenne des Menſchen nicht; was hülfe es den Menſchen (Accuſativ Singularis); es iſt aber der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln; der Nutz; du wirſt erſtummen; es iſt Friede und hat keine Fahr (Gefahr); nacket (nackend); daß ich flöge und etwo bliebe (irgendwo). Es mutet ſonderbar an, wenn Zacher ein ſolches Verfahren damit verteidigt, „daß die Germaniſten recht eigentlich dazu berufen ſeien, den unvergleichlichen Schatz der Lutherſprache als einen unverſiegſichen Jungbrunnen deutſcher Sprache und Nationalität gegen jede Verkümmerung und Verballhorniſierung zu ſchützen und zu wahren."

Veraltete Formen alſo muß eine Schulbibel aufgeben, weitere ſprachliche Änderungen ſind dagegen möglichſt zu meiden. Überſetzungsfehler ſind natürlich zu berichtigen und man kann darin noch etwas weiter gehen als die Reviſionskommiſſion, dagegen hat dieſe ſich mit Recht nicht das Ziel geſteckt, genauer und wörtlicher als Luther überſetzen zu wollen. Das haben Thudichum und Lahrſſen geglaubt thun zu müſſen, nicht zum Vorteil ihrer Bücher. Bei Thudichum lautet z. B. Pſ. 90, 10 ff: ‚Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre und wenn es hoch kommt achtzig; und ihr Stolz iſt Mühſal und Not; Denn vorüber eilt es und wir fliegen. (11 fehlt.) So lehre uns unſre Tage zählen, Daß wir ein weiſes Herz erlangen'; bei Lahrſſen 51, 9: ‚Entſündige mich mit Yſop, daß ich rein ſei, waſche mich, daß ich weiß werde mehr denn Schnee. 14: Gieb mir wieder die Freude deines Heils, daß ein freudiger Geiſt mir werde. 19. Ein gebrochenes und zerknirſchtes Herz, o Gott, verachteſt du nicht.' Wie man ſieht, iſt der Wortlaut gänzlich verändert, auch ſehr bekannte Sprüche, die in der Faſſung Luthers Gemeingut geworden ſind und denen gegenüber

die Reviſionskommiſſion mit Recht mit beſonderer Vorſicht verfahren iſt, ſind nicht mehr wiederzuerkennen. Der Ausdruck iſt zum Teil unſchön und ſchwerfällig, und das Bemühen Luthers, den Parallelismus auch in der Wortſtellung hervortreten zu laſſen wie im Hebräiſchen, iſt von Lahrſſen nicht gewürdigt worden.

Auch in den Geſchichtsbüchern hat bei beiden der Text eine ganz veränderte Geſtalt erhalten, zum Teil infolge des Beſtrebens die Satzfügung verſtändlicher zu geſtalten, vor allem aber, weil ſie die breiter dahinfließende Erzählung der Grundſchrift nach Art einer bibliſchen Geſchichte kürzer zuſammenziehen. Das iſt zu tadeln, denn die epiſche Breite gehört mit zu den Eigentümlichkeiten und Schönheiten der alten Schriften, und der Schüler muß ſie kennen lernen.

Zur leichtern Überſicht **beſpreche ich die Schulbibeln,** die für eine Einführung nach meiner Meinung allein in Betracht kommen, **nochmals kurz** unter Angabe der Seiten, auf denen ſie oben erwähnt ſind; bei den übrigen beſchränke ich mich auf die Zuſammenſtellung der Seitenzahlen.

Das Buch von Hofmann S. 4 (an 2 Stellen), 13, 14 iſt die gediegene Arbeit eines gründlichen Gelehrten, nützlich ſind manche Beigaben 22, 23, die Überſchriften 22, die Hervorhebung der Abſchnitte einer Erzählung durch Abſatz im Druck 22; Mängel ſind die häufige Beibehaltung anſtößiger Stellen 15, 16 und veralteter Sprachformen 24, der große Umfang 18(2), die Zuſammenziehung der Evangelien 20, das Fehlen der Apokryphen 20, die Veränderungen der Reihenfolge der Bücher 21 und das Fehlen der Verszahlen 16, 22, ſo daß der Schüler an dieſem Buche nicht lernen kann in der Bibel heimiſch zu werden, endlich das Fehlen von Karten 23.

Das Buch von Lahrſſen 5, 19, 20, 21, 22 iſt eine gründliche und ſorgfältige Leiſtung, jedoch weicht die Sprache unnötig von der Luthers ab 27, 28 und ſehr wenig geſchickt iſt die bei einem Schulbuch ſo wichtige äußere Einrichtung. Ich gab oben ein Beiſpiel, in welcher Weiſe der Text durch allerlei Einſchiebſel unterbrochen wird 22; ſehr unzweckmäßig iſt noch etwas anderes. Die Kapitelzahl wird jedesmal, oft dreimal, in demſelben fetten

Druck wiederholt, so oft inmitten des Kapitels eine neue Erzählung mit neuer Überschrift beginnt, die Überschriften haben fortlaufende Nummern in demselben fetten Druck, und dieselben Zahlen stehen endlich als Verszahlen, wenn ein neuer Abschnitt einer Erzählung beginnt. Dieselbe fett gedruckte Zahl kann also drei verschiedene Bedeutungen haben.

Die Glarner Bibel 4, 13, 15, 18, 19 (2), 20, 22 23 ist die beste der vorhandenen Schulbibeln, jedenfalls eine sehr gute Familienbibel, die sich auch durch vortreffliche äußere Ausstattung empfiehlt. Zu tadeln ist die Weglassung manches geschichtlich wichtigen Abschnitts 19 und der Apokryphen 20, die teilweise Zusammenziehung der Evangelien 20, sowie die von Luther zu sehr abweichende Sprache 24, 29, 31.

Völkers Schulbibel 5, 20, 21 (2) enthält manche nützliche Beigaben 22, 23 (2), darunter vier Karten; zu tadeln ist der große Umfang 18 (2), die ungenügende Veränderung anstößiger Stellen 15, 16 und veralteter Sprachformen 24, die Nichtberücksichtigung der bereits 1883 erschienenen Probebibel bei Feststellung des Textes wie des Registers 24, die Aufnahme legendenhafter Erzählungen 22.

Die meisten dieser Mängel wie den Vorzug der trefflichen Ausstattung teilt das Lesebuch 5, 18, 22, in dem man außerdem manches Wichtige vermißt, z. B. Pred. 4, 17. 2 Kor. 13, 13, während andererseits manches Entbehrliche aufgenommen ist, so Abschnitte aus fast sämtlichen Apokryphen 20.

Thudichum S. 18, 20 (3), 21, 22, 23 (2), 27, 28.
Voigt 18, 19 (2), 20 (3), 22, 23.
Biblische Lesebücher im allgemeinen 5, 18, 22.
Schulz-Klix 5, 14, 18, 23.
Hollenberg 5, 21.
v. Schütz 13, 18, 22.

Die Schulbibelfrage ist sonach noch keineswegs als gelöst anzusehen. Die Bremer Bibelgesellschaft hat nun, da in Bremen bei den Schulbehörden die Einführung einer Schulbibel beschlossene Sache war und sie den Gebrauch der in Aussicht genommenen Glarner Bibel wegen der Sprache derselben für nachteilig hielt, versucht, durch die Gesamtheit der Bibelgesellschaften

eine Schulbibel zustande zu bringen. Da ihr Antrag abgelehnt wurde, hat sie unter Leitung des Pastor Zauleck allein die Sache in Angriff genommen.[1]) An ungefähr vierzig Mitarbeiter, unter denen elf Geistliche, die übrigen Direktoren und Lehrer höherer und niederer Schulen sind und zu denen auch der Verfasser dieser Abhandlung gehört, ist der Stoff in der Weise verteilt, daß derselbe Abschnitt immer von zweien, von dem einen mit Rücksicht auf die höheren, von dem andern mit Rücksicht auf die Volksschulen bearbeitet wird. Die Ausarbeitungen unterliegen dem Urteil der aus vierzehn Männern, Geistlichen, Schulvorstehern und Gymnasiallehrern gebildeten Kommission, die sich zu dem Zweck in sechs Unterkommissionen, vier für das alte Testament, zwei für das neue Testament geteilt hat. Nachdem jetzt die revidierte Lutherbibel im Februar 1892 erschienen ist, soll die Arbeit zum Abschluß gebracht werden und Ende 1892 im Druck vorliegen. Die Bibelgesellschaft gedenkt sich bei Herstellung der Schulbibel nach folgenden Grundsätzen zu richten: 1. Die Schulbibel soll lediglich die Bedürfnisse des Jugendunterrichts berücksichtigen, nicht aber die des christlichen Hauses. Nur pädagogische, keinerlei dogmatische Gründe werden bei der Bearbeitung maßgebend sein. 2. Die Schulbibel muß in Anordnung und Einrichtung der Vollbibel so weit gleichen, daß die Jugend an ihr lernen kann, sich in der Bibel zurecht zu finden; sie muß also in altes und neues Testament, kanonische und apokryphische Bücher gegliedert werden, auch die biblischen Bücher, soweit sie Aufnahme finden, in der herkömmlichen Reihenfolge enthalten, sowie dieselben Kapitel- und Verszahlen, fettgedruckte Kernstellen, Parallelstellen (Nachtrag: sämtliche der revidierten Bibel) u. s. w. aufweisen wie die Vollbibel. (Fortlaufender Satz wird möglicherweise verwendet.) Demnach sind auch die drei synoptischen Evangelien selbständig zu belassen und nicht in eins zu verarbeiten. Wird dieselbe Geschichte in zwei Büchern des alten Testamentes zweimal erzählt, z. B. den Büchern der Könige und der Chronika, so wird die eine für den Schulgebrauch zweckmäßigste Relation aufgenommen und nur sehr bedeutsame Varianten der andern in

[1]) S. oben S. 5, 6, 18, 19, 20, 21, 23. Zeitschr. f. ev. Religionsunterr. I 3, 234. 4, 338. II. 1, 95. 4. 323, 385. Mitteil. für Bibelgesellsch. 1890, 1 S. 3. 6. 9. 18. 1892, 2, 24.

Fußnoten beigefügt. Nicht aufgenommen werden: Esther, Hohes Lied, Obadja, Nahum; Baruch, Stücke in Esther, Susanna, vom Bel, vom Drachen zu Babel, das Gebet Asarja, der drei Männer, Manasse.) Wo Bücher ausgelassen sind, ist dies an der betreffenden Stelle ausdrücklich zu bemerken (und wo nötig der Inhalt kurz anzugeben). 3. Die Schulbibel muß klar und deutlich auf dem Titel und in ihrer ganzen Einrichtung als Bibelauszug für den Jugendgebrauch zu erkennen sein, sollte darum auch in ihrem Format und Umfang mehr einem Schulbuch als der Vollbibel gleichen, damit sie in keiner Weise geeignet sei, die Vollbibel aus dem Gebrauch der christlichen Gemeinde zu verdrängen; dagegen muß sie in ihrem Einband als ein heiliges Buch kenntlich sein. 4. Sie muß den von den deutschen Landeskirchen rezipierten oder jetzt neu zu rezipierenden Text beibehalten, darf jedoch an Stellen, die eine Auslassung nicht gestatten, ungeändert aber für die Jugend anstößig erscheinen, vorsichtige Umschreibungen, die den Sinn nicht ändern, enthalten. Die neue Orthographie ist anzuwenden. (In der Sprache wird die Bremer Bibel nach der Stellung, die Pastor Zauleck auf der Konferenz von 1890 einnahm, ungefähr in der Mitte stehen zwischen der Probebibel, von der er befürchtete, daß „die Bewohner Norddeutschlands die Beibehaltung der veralteten Sprachformen gar nicht verstehen" würden, und deren „schwer verständliche Ausdrücke" er durch „gebräuchliche" ersetzen wollte, und der Glarner Bibel, gegen deren Textgestaltung er sich entschieden erklärte.) 5. Auszulassen sind alle diejenigen Teile der Schrift, die nach dem Urteil der Kommission für den Jugendunterricht überhaupt nicht verwendbar sind oder im allgemeinen thatsächlich nicht verwendet werden, so namentlich viele Stellen aus dem Leviticus, den Propheten, den Episteln, der Offenbarung, doch ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Schulbibel möglichst allen Bedürfnissen des Jugendunterrichts, auch in höheren Schulen und im Konfirmandenunterricht genügen kann. (Wenn bei dem Bestreben, eine Schulbibel für die höheren Schulen und die Volksschule herzustellen, Konflikte eintreten, so neigt die Kommission dazu, die Volksschule in erster Linie zu berücksichtigen.) 6. Auszulassen sind ferner alle diejenigen Teile der Schrift, welche durch Besprechung der geschlechtlichen Verhältnisse oder sonstwie der Jugend Anstoß

bereiten können und nicht durch Umschreibung etlicher Worte und Sätze unanstößig gemacht werden können. In allen Geschichten, die für den Jugendunterricht unentbehrlich sind und dennoch für die Jugend anstößige Stellen enthalten wie Josephs Verführung, Davids Ehebruch, die Advents- und Weihnachtsgeschichte und viele andere, sind die anstößigen Stellen durch zweckentsprechende Umschreibung oder kleine Auslassungen unanstößig zu gestalten. 8. Sach- und Namenerklärungen sind in Parenthesen oder Fußnoten an all den Stellen einzufügen, die ohne dieselben völlig unverständlich bleiben würden. 9. Scharfe und klare Karten dürfen nicht fehlen. 10. Der Preis für eine auf haltbarem Papier gedruckte und dauerhaft gebundene Schulbibel sollte möglichst nicht mehr als oder wenig über 1 ℳ. betragen. Es folgen in dem an die Mitarbeiter versandten Abdruck der „Grundsätze" Vorschläge zur Änderung von vierzig anstößigen Wörtern (s. oben S. 6).

Zum Schluß gebe ich eine möglichst vollständige **Zusammenstellung der Litteratur;** kürzere Übersichten bieten besonders die unten genannten Schriften von Weidemann, Sander, Zange, Martin und Dix.

Schulbibeln verfaßten Basedow 1766; Cannabich; Generalsuperintendent Zerrenner Schulbibel für Lehrer und Kinder, auch für andere verständige Bibelfreunde; Seiler Die Heilige Schrift des alten Testamentes im Auszuge 1783, 5. Aufl. und Geist und Kraft der Bibel für die Jugend 1801; Natorp Kleine Bibel 1802; Scherer Kleine Bibel für die Jugend, auch für Erwachsene brauchbar 1803; Diacon Engel Geist der Bibel für Schule und Haus 1824, 434 S.; Subdiaconus Kritz Das alte Testament im Auszuge für Schule und Haus 1830; Bürgerschullehrer Sparfeld Bibel für Schule und Haus 1845; Oberpfarrer (früherer Seminardirektor) Beyer; Lehrer Bauriegel. — Die heil. Schrift im Auszuge für Schule und Haus, erschienen Cöthen 1868 ohne Namen des Verfassers, verfaßt von Wirth, Töchterschullehrer in Guben, besprochen von Schulze im Jahresbericht von Lüben 1870, 99. — Schulbibel von Georg Thudichum, neue Ausgabe der bibl. Geschichte für Schule und Haus, 293 + 196 S. Heidelberg 1870. Preis ℳ. 1,50. — Lehrer Voigt 281 S. Hamburg 1876 2. Aufl. ℳ. 2,40, geb. 3 ℳ. — Rudolf Hofmann, Professor der Theologie in Leipzig, Biblische Geschichte und Lehre in urkundlichem Wort. Dresden, Meinhold. 1875 in

erſter, 1887 in dritter Auflage. 724 + 263 S. Preis ℳ 1,80 + 0,70, geb. ℳ 2,60 + 1,40, in einem Band ℳ 3,50, bei 30 Exemplaren billiger. Vorwort für Lehrer und Erzieher 10 Pf. Beſpr. von Mezger, Jahrb. für Philol. 112, 543. Augsb. allg. Zeitung 1875 Nr. 98, v. Schütz ſ. unten, Heintzeler und Rieger ſ. unten, Hollenberg Jenaer Litteraturz. 1874, 815 und 1875, 303, Böttger ſ. unten; in Preußen nur an drei höheren Lehranſtalten, in Sachſen an zahlreichen Schulen im Gebrauch. — Friedrich Lahrſſen in Brake a. W., Die Bibel im Auszuge für Schule und Haus. Oldenburg 1883. 4 ℳ, für ſpätere Auflagen iſt ein Preis von 2 ℳ in Ausſicht genommen, 408 + 249 S., beſprochen nur bei Dix; ein Begleitwort iſt nicht erſchienen. — Karl Völker, Rektor in Berlin, der 1887 einen Entwurf hatte erſcheinen laſſen, Die Bibel für Schule und Haus, Gera und Leipzig 1889. 800 + 375 S. ℳ 2,50. geb. 3 ℳ Begleitwort unentgeltlich. Beſprochen bei Rethwiſch, Jahresbericht für das höhere Schulweſen für 1888, 22 von Witte; von Schütz Progr. 9, Zange ſ. unten 272, weitere Beſprechungen Begleitwort 10 f. — (Glarner) Familienbibel, Auszug aus der heiligen Schrift für häusliche Erbauung und Jugendunterricht (verfaßt von fünf Geiſtlichen), Glarus 1887 in erſter Auflage, 384 + 271 S. ℳ 1,75. Begleitwort: Zweck einer Familienbibel von Heer. 1 ℳ Beſprochen bei Rethwiſch für 1888, 27, Deutſch-evang. Blätter XIV 2, 117 von Jakobi mit einem Nachwort von Beyſchlag, Völker 8, Chriſtl. Welt ſ. u.; das Buch, deſſen erſte und zweite Auflage zuſammen 42000 Exemplare umfaßten, und das jetzt ſchon in dritter vorliegt, iſt in mehr als hundert ſchweizeriſchen Gemeinden eingeführt und wird auch in Deutſchland viel gebraucht.

Bibliſche Leſebücher ſind verfaßt worden von Provinzial-Schul-Rat Otto Schulz 1841, neu herausgegeben von Provinzial-Schul-Rat Klix. Berlin 1891 in 30. Auflage 211 S. (damit verbunden ein Hilfsbuch für den Religionsunterricht. S. 214—304.) ℳ 1,40. geb. ℳ 1,65. Eingeführt an 99 preußiſchen höheren Lehranſtalten beſonders Brandenburgs und Schleswig-Holſteins. Beſprochen bei Rethwiſch 1889, 24; Zeitſchrift für evang. Religionsunterricht II 4, 374 und ſehr ausführlich von Pauſch ſ. unten. — Gymnaſialdirektor Hollenberg, Bibl. Leſebuch für Schule und Haus, Berlin 1877 in 2. Aufl. 259 S. 1 ℳ — Dächſel, Bibl. Hiſtorienbuch 1890, 404 S. 2 ℳ, nach Rethwiſch V, 33 nur die Geſchichtsbücher umfaſſend. — Völker, deſſen Schulbibel ich oben erwähnte, Gera 1890. 544 S. ℳ 1,25, geb. ℳ 1,60. — Bibliſches Leſebuch für die höheren Schulen Württembergs (von Dir. Preſſel) nach der amtlich feſtgeſtellten Auswahl (ſ. oben S. 4), Heilbronn 1889. ℳ 1,20 + ℳ 1,20.

Eine Schulbibel hatte ausgearbeitet, ohne sie jedoch zu veröffentlichen, der bekannte Seminardirektor Zahn in Mörs; angekündigt sind solche von Zart, Jahrb. f. Philol. 130, 222, v. Schütz, Programm von Glückstadt 1888, 264: Vorläufiger Prospekt einer Schulbibel nebst ausgewählten Probestücken, und Über den gegenwärtigen Stand der Schulbibelfrage, Zeitschr. für ev. Religionsunterr. II, 315, wo viele der hier erwähnten Bücher besprochen sind, und der Bremer Bibelgesellschaft.

Von **Vereinen** und **Versammlungen** ist die Frage oft behandelt und meist in bejahendem Sinn beantwortet worden. Dagegen sprach sich aus der Frankfurter Kirchentag (Vortrag des Generalsuperintendenten Hoffmann: Über den rechten Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus, Berlin 1855); dafür die Pädagogischen Vereine in Chemnitz 1867 (Stahlknecht, die Einführung der Schulbibel, Leipzig 1867; Gegenschrift von Oberlehrer Schmeißer; Gelbe, Stahlknecht-Schmeißer oder der Schulbibelstreit 1868) und Dresden, die Thüringische Lehrer-Versammlung in Jena 1872, der Verein Hamburger Volksschullehrer, der Berliner und Leipziger Lehrerverein (Böttger, Über Bibelauszüge, Leipzig 1880), der Pommersche Prov.-Lehrer-Verband, der Görlitzer Pädagogische Verein (die Beschlüsse der letzten vier bei Völker), die Braker Bezirks-Lehrer-Konferenz, auf deren Antrag Lahrssen sein Buch verfaßte, die Seminar-Konferenz in Eisleben 1888 (Seminardirektor Martin, Die Schulbibelfrage, Velhagen u. Kl.), die Konferenz der Religionslehrer der Provinz Sachsen 1889: Zeitschr. für ev. Religionsunterricht I 69. 115. II 4, 155. 321. Rethwisch 20. (Vortrag des Direktor Zange in der Kirchl. Monatsschrift von Pfeiffer 1890 IX, 4, 269. 5, 329, das Beste, was über die Sache geschrieben worden ist, leider nicht besonders erschienen. Frick, der leider zu früh verstorbene Direktor der Franckeschen Stiftungen, sprach sich hier gleichfalls für eine Schulbibel aus.) Auf der Konferenz deutscher Bibelgesellschaften 1890 beantragte die Bremer Gesellschaft die Herstellung einer Schulbibel. Dabei sprach sich Frick für eine Schulbibel, Generalsuperintendent Rogge für eine erweiterte biblische Geschichte (biblisches Lesebuch) aus. Die Versammlung erkannte die Bedeutung der Frage an, lehnte jedoch den Antrag „für jetzt" und „für sich" ab. Zeitschr. für ev. Religionsunterr. I 3, 324; ausführlicher in den in Berlin erscheinenden Mitteilungen für Bibelgesellschaften 1890.) Endlich wurde die Frage behandelt auf der ersten Versammlung deutscher Lehrerinnen in Friedrichsroda 1890 (Mitteil. für Bibelgesellsch. 3, 41—44) und der ersten Versammlung schlesischer Religionslehrer in Breslau 1891 (Vortrag des Senior

Decke), wo sich der Generalsuperintendent Erdmann und die Provinzialschulräte Hoppe und Eismann gegen eine Schulbibel aussprachen. (Zeitschr. f. ev. Religionsunterr. II 4, 356 und genauer Schles. Ztg. Nr. 228.) Dagegen erklärte sich auch eine Lehrer-Versammlung in Bremen, Mitteil. f. Bibelgesellsch. 1892, 2, 27.

Für eine Schulbibel sprachen sich ferner aus: v. Ammon, Wilmsen, Stern, Kell, Die Schulbibel, Notwendigkeit und Ausführbarkeit eines gemeinsamen der Kirche als Entwurf und zur Prüfung vorzulegenden Auszugs 1845, Kehr, Schütze, Dittes, Superintendent Schulze in dem Pädagog. Jahresb. v. Lüben 1868—74, Lüben, Der Rel.-Unt. in der Volksich. 1870, Wiese, Briefe über engl. Erziehung II, 257, Neue Blätter aus Süddeutschland von Burk und Hory I 1872, 190: Vollständige Bibel oder Bibelauszug als Schulbibel von ***; I 282, Eine Schulbibel von A. K.; V 1876, 81 Eine Schulbibel mit besonderer Bezugnahme auf Hofmanns Schulbibel von Pfarrer Heintzeler; IX 1 Zur Schulbibelfrage von Rieger; Mezger Württ. Korrespondenzblatt 1873, 175, Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel I 55, Jahrb. für Philol. 112, 543, Weiskes Ztg. für das höhere Unterrichtswesen 2, 361. Meyer, der ev. Religionsunterr. Hannover 1878; Delius, deutsche Blätter für erziehenden Unterricht von Mann XI 1884 Nr. 20. Christl. Schulbote 1888, Nr. 21. Pädag. Blätter (Gotha) 1889 VI von Seminardirektor Beckh, (Pfarrer Gerber) in der Christl. Welt 1890, 6, 124: Die Schul- und Familienbibel ein unabweisbares Bedürfnis; 8, 176 Anforderungen an eine Schul- und Familienbibel; 27, 638. Witte bei Rethwisch Jahresbericht für das höhere Schulwesen 1888, 20. Pansch, Einige Bem. über Lehrbücher der biblischen Geschichte (besonders über Schulz-Klix) Programm von Burgdorf 1887, 313. Schiller, Handb. der prakt. Pädag. § 14 u. 23. S. 136 f., 243, 246, 252. Sander, Lexikon der Päd. unter Bibelauszug und Schamhaftigkeit. Töchterschuldirektor Dix, Geschichte der Schulbibel, wo sehr viele der genannten Bücher besprochen sind, Gotha 1892, 60 S. Wächter, Über den evang. Rel.-Unterr. Programm von Rudolstadt 1889. Rieger, Die Abnahme der Bibelkenntnis in der Gemeinde, Darmstadt 1889. Schwalb, Kritik der revidierten Lutherbibel 1884 und Deutsches Prot.-Blatt 1888, 28—31.

Eine Mittelstellung nahmen ein Niemeyer Grundsätze der Erziehung, Denzel, Palmer (s. unten).

Dagegen sprachen sich aus Dinter, Dittmar, Marheineke, Bormann, Schwarz, Curtmann, Direktor Peschel, Was hast du von deiner Bibel zu halten? Leipzig 1869 (besprochen

Jahresbericht v. Lüben 1871); Steglich, Die vorgeschlagene Verdrängung der vollständigen Bibel, Leipzig 1869; Kalcher, Bibellesen in der Volksschule, Wittenberg 1870; Lechler in Schmids Encyklopädie unter Bibel und Hausgottesdienst; Weidemann ebenda unter Bibellesen; Raumer, Geschichte der Pädag. III 1,30; Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre § 43. 57; Seminardirektor Bünger, Pädag. Blätter (Gotha) 1889 V: Erörterungen über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Bibelauszüge; Ev.-luth. Kirchenz. 1890, 13.

Die Frage wird ferner besprochen von Engelmann, Die Schulbibelfrage 1862; Palmer Pädag. 294, 2. Aufl., Katechetik 174, 5. Aufl. und von demselben in Schmids Encyklopädie 1. Aufl. unter Ärgernis, Laster, Schamhaftigkeit, Keuschheit; Schulrat Hempel, Pädag. Jahresbericht 1889; Ziller, allgem. Päd. § 29², S. 419; Schiller, Geschichte der Päd. § 24. 257 der ersten, 272 der zweiten Auflage, bei Schmid ohne Namen des Verfassers unter Geschlechtertrennung, Religionsunterricht, Philantropismus.

Was das **Verhalten der Staatsregierungen** anlangt, so ist zu dem oben S. 4 Gesagten noch hinzuzufügen, daß in Sachsen Kell (s. oben S. 35) 1846 auf seine Anfrage beim Minister, ob er einen Bibelauszug fertigen und vorlegen dürfe, abschläglich beschieden wurde; 1853 wurde auf Anregung von Direktor Hauschild ein Gesuch um Einführung einer Schulbibel von Geistlichen, Lehrern und Bürgern beim Ministerium eingereicht, ebenso 1862 vom Rat und den Stadtverordneten von Chemnitz; 1867 erklärte der Landtag auf ein Gesuch des Chemnitzer Päd. Vereins „eine Bibel im Auszuge oder eine Bibel fürs Volk für ein dringendes Bedürfnis" und empfahl dem Ministerium durch einen „Verein von Theologen, Pädagogen und sachkundigen Laien" einen solchen herstellen zu lassen, und auch das sächsische Konsistorium erkannte die im Gebrauch der Vollbibel liegende Gefahr an (s. oben S. 12). 1872 wurde die Herausgabe eines Bibelauszugs für Schule und Haus im Landtag wieder mit Stimmenmehrheit als Bedürfnis anerkannt, und aus diesen Verhandlungen ging endlich die Schulbibel von Hofmann hervor.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVII. Heft 7.

Zur Judenfrage.

Von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Seit dem Erscheinen der Marr'schen Schrift: Der „Sieg des Judentums über das Germanentum", welche vor etwa 13 Jahren die antisemitische Bewegung in der Gestalt eingeleitet hat, die sie gegenwärtig zeigt, sind dem Gegenstande hunderte, ja vielleicht tausende von Veröffentlichungen aller Art gewidmet worden. Daß nach diesen Umständen zur Judenfrage noch etwas wesentlich Neues gesagt werden könnte, wird niemand glauben, der die hier in Frage kommenden Verhältnisse einigermaßen kennt. In ihrem letzten Grunde ist die Judenfrage aber eine sittliche Frage, oder wie man es auch schon ausgedrückt hat, eine Christenfrage im tiefsten Sinne. Für die Beurteilung dieser Frage bietet uns die heilige Schrift längst alle Anhaltspunkte, die wir brauchen. Neu könnte nur etwa sein, was das Leben selbst unmittelbar erzeugt, auch dafür aber werden sich Analogien in Menge finden, denn der Grundcharakter der Zeit steht doch wohl fest.

Im Nachstehenden kann es sich also nur um eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Gesichtspunkte handeln, wie sie sich vom christlichen und sozial-konservativen Standpunkt bei der Beurteilung der Zustände und Verhältnisse aufdrängen, welche wir unter dem Sammelnamen der „Judenfrage" zusammenfassen. Dabei mußte auch die Politik gestreift werden, doch ist dies nur in dem durchaus erforderlichen Maße geschehen. Daß die „Zeitfragen" nicht die Aufgabe haben, die Geschäfte einer bestimmten Partei als solcher zu besorgen, ist gewiß. Nur insofern als diese Partei sich in den Dienst des christlichen Gedankens stellt, darf sie auf vorzugsweise Berücksichtigung Anspruch machen, und nur insofern wird ihr diese zu teil.

Auf Vollständigkeit muß diese Zusammenfassung verzichten. Der zu Gebote stehende Raum gestattet dies selbst bei größter Knappheit nicht. Denn die „Judenfrage", das sei hier wieder-

holt, ist im Grunde mehr die „Christenfrage", das heißt die Frage nach dem Leben unseres Volkes im weitesten Sinne. Das aber ist ein unermeßliches Gebiet, das kein einzelner je erschöpfend behandeln könnte.

Manches, was recht bedenklich scheint, ist absichtlich kaum berührt worden, weil es vorerst noch an festen Anhaltspunkten fehlt. So die an manchen nur zu bekannt gewordenen Fällen der jüngsten Vergangenheit beobachtete Neigung einflußreicher Kreise, zu Gunsten des Judentums einzuschreiten, wo es irgend geht. Das sind aber Dinge, die im Interesse der Gesamtheit selbst mit Vorsicht und Zurückhaltung behandelt werden müssen. An dieser Stelle genügt vorerst ein Hinweis allgemeiner Art.

Zu greifbaren abschließenden Ergebnissen kann eine Erörterung wie diese nicht gelangen. Die Natur der Sache selbst läßt das nicht zu. Was sie will und bezweckt, ist, zum Nachdenken anzuregen und zur Einkehr in sich selbst. Wenn ein jeder von uns mit dem „inneren Juden" fertig werden könnte, würde der „äußere" nicht zu fürchten sein.

Am 17. November 1891 sind es zehn Jahre geworden, seit sich die deutsche wie die außerdeutsche Welt durch jene kaiserliche Botschaft überrascht sahen, die damals Vielen als der erste Gruß einer neuen Zeit erschien. Damals — jetzt nicht mehr? Nicht in dem Sinne wenigstens wie am 17. November 1881 — das steht fest. Ein großer Tag wird dieser 17. November immer bleiben; zweifelhaft aber ist es uns geworden, ob der unbekannte Weg, der der Welt von jener hohen Stätte gewiesen wurde, wirklich nach Oben führt, wie es dereinst uns schien, oder nicht etwa nach Unten, wie es heute manchem vorkommt. „Was er webt, das weiß kein Weber." Auch Kaiser Wilhelm I. konnte nicht weit genug ins Dunkel der Zukunft blicken, um sich darüber klar zu werden, wie das von unberechenbaren Einflüssen beherrschte moderne Leben sich unter der Einwirkung des von Oben kommenden Rufs nach Einführung der Massen in die Weltgeschichte — denn etwas anderes kann eine Sozialreform, die im Zeichen des allgemeinen Stimmrechts steht, nicht bedeuten — in Wirklichkeit gestalten würde.

Dieſes Moment wird auch heute noch, wo wir in Deutſchland — von anderen Ländern reden wir nicht — in dieſem Stücke die Erfahrung eines Viertel Jahrhunderts ſchwerer innerer Kämpfe hinter uns haben, nicht genug beachtet, in ſeiner ganzen Tragweite weitaus noch nicht erkannt. Weil wir nicht alle Tage wählen, ſondern nur alle 5 Jahre, verſtehen viele von uns nicht darauf zu achten, daß die unſichtbare Wirkung des durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechts geſchaffenen Standes der Dinge, unaufhaltſam weiter geht; nicht in der Preſſe und durch dieſelbe allein, ſondern auch durch tauſend und abertauſend andere Kanäle, die freilich nur der kennen lernt, der die ſog. „niederen Klaſſen“ der Geſellſchaft, die hier am nächſten beteiligt ſind, in ihrem Thun und Treiben eifriger belauſcht, als es die bloße äußere Geſchäftsbeziehung mit ſich bringt.

Man braucht nur das heutige Geſchlecht mit dem zu vergleichen, welchem das allgemeine Stimmrecht im Jahre 1867 verliehen wurde. Damals und noch lange hernach kam es häufig vor — vielleicht war es ſogar die Regel — daß das Geſinde, wenn es zur Urne ging, ſich ſeine Anweiſung gewiſſenhaft vom Herren holte. Jetzt kann man Kutſcher und Diener in Livrée ſich ihre Wahlzettel unbedenklich vom ſozialdemokratiſchen Zettelverteiler holen ſehen. Die innere Abhängigkeit der unteren Klaſſen von den oberen iſt gebrochen, hat in dem weitaus größten Teil des Reiches ſo gut wie gänzlich aufgehört; nur die äußere beſteht noch fort. Wird es gelingen, an die Stelle jener altererbten, vielfach unbewußten Pietät das Gefühl der Zugehörigkeit zu ſetzen, die in dem Bewußtſein gemeinſamen Intereſſes ruht? Darauf kommt alles an; mehr kann unter den Verhältniſſen der Gegenwart nicht erreicht werden; mehr darf man vernünftigerweiſe auch nicht erwarten. Die Zukunft kann, menſchlichem Ermeſſen nach, nur Fortentwicklung im Sinne freiwilliger Unterordnung oder noch ſchärfere Ausbildung der vorhandenen Gegenſätze bringen. Rückkehr zum Alten iſt unmöglich, weil alle äußeren und inneren Vorbedingungen des Daſeins, wie es noch vor einem Menſchenalter vielfach war, andere geworden ſind. Niemals werden wir das ſtille, in ſich abgeſchloſſene Leben wieder ſehen, das wenigſtens die Älteren unter uns zum Teil noch gekannt; eben deshalb aber

auch werden wir dem pietätvollen Geschlecht jener Tage nicht wieder begegnen, denn der Vergleich läßt kein irdisches Ansehen unberührt. Heute aber kann jedermann in seiner Weise selbständig urteilen lernen. Der Dampf macht die Dinge nicht gleich; in dem Maße wenigstens nicht als insgemein behauptet wird, aber er bringt sie einander nah, er stellt sie neben einander; da aber zeigt sich stets, daß, was für groß angesehen wird, es nur so lange bleibt, als es nicht verglichen werden kann. Jede neue Eisenbahn-, Dampfer- und Fernsprechlinie muß dieses „vergleichende Studium" der Menschen und Dinge leichter machen; damit aber auch die Neigung zu trotziger Selbstgenügsamkeit und persönlicher Ueberhebung fördern, welche der Gegenwart gerade in ihren jüngsten Sprossen am meisten eigen ist. Das aufwachsende Geschlecht, welches noch in den Kinderschuhen steckt, ist noch viel pietätloser als jenes, mit dem wir es augenblicklich zu thun haben. In dieser Hinsicht kann es nur eine Stimme geben.

Bei großen Weltenwenden ist es immer so gewesen und hat so sein müssen, weil das Alte nur vergehen kann, wenn es sozusagen seinen Kredit verloren hat. Mit der berechtigten Kritik geht aber jederzeit die unberechtigte Hand in Hand; eine allgemeine Auflehnung gegen das, was ist, entsteht und daraus wächst das Neue langsam und allmählich, schwer und schmerzlich oft hervor. Die Reformationszeit, die Jahre, welche der französischen Revolution vorausgingen, bieten Erscheinungen dar, welche sich in diesem Sinne mit denen der Gegenwart nah berühren. Die Klagen Luthers und seiner Mitstreiter über die Zuchtlosigkeit des Volkes, über die Verachtung jeglicher Autorität im Himmel und auf Erden, wie sie damals im Schwange waren, klingen gerade so wie die unserer Schwarzseher von heute, nur daß sie eher noch düsterer gefärbt erscheinen. Ebensowenig braucht über den vollendeten Cynismus der Vorläufer von 1789 ein Wort verloren zu werden. Noch fünfzig Jahre früher war es anders, fünfzig Jahre später auch, weil die Welt damals in Zuständen lebte, an deren Wert sie bis zu einem gewissen Grade wenigstens glaubte. Die Älteren unter uns haben diese Zeit noch miterlebt. Es war ein Wahn, in dem die Welt sich bewegte; heute sehen wir sie daraus erwacht. Die Einen kämpfen zwar noch für das Bestehende, aber nur, weil

es ihnen in ihrer besonderen Lage nützt, nicht weil sie es an sich für gut halten; die anderen stürmen voll Ingrimm dagegen an, weil sie sich für die Betrogenen dieses Standes der Dinge ansehen. Wer der Sieger sein wird, steht bei oberflächlicher Betrachtung noch nicht fest; der tiefer Blickende aber kann schon aus der Steigerung des Mißbrauchs daraus schließen, den das herrschende System teils aus Angst vor dem instinktiv Geahnten, teils deshalb treibt, weil die vermehrten Hilfsmittel des Systems selbst zu der äußersten Ausnutzung reizen, die nur möglich ist. Mißbrauch der Macht hat es zwar stets gegeben; in den Zeiten selbstbewußter Kraft aber pflegt er nicht übertrieben zu werden. Erst dann nimmt er überhand, wenn der Boden zu wanken beginnt, auf dem man steht, und das Gefühl der Sicherheit verloren geht.

Der Feudalismus hat seine unleidlichsten Formen erst kurz vor dem gänzlichen Zusammenbruch entwickelt; vom Zunftwesen gilt, wie jeder weiß, dasselbe. So erscheint auch der Kapitalismus, die heute herrschende Form der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gliederung, gegenwärtig viel gehässiger als vor nicht allzu langer Zeit. Insbesondere die überhandnehmende Neigung zu monopolistischer Ausbeutung, zur „Ring"bildung, wie man es in Amerika zu nennen pflegt, ist eine in Europa wenigstens noch ziemlich neue Erscheinung, die sich aber überraschend schnell Eingang verschafft hat und so den schon ohnehin gewaltig lodernden Haß der Ausgebeuteten bis ins Ungemessene steigert.

Wenn dies schon auf das nahende Ende deutet, so läßt etwas anderes den sich vorbereitenden Umschwung noch schärfer voraussehen. Indem der Kapitalismus durch seine monopolistischen Bestrebungen immer mehr einzelne Vermögen enteignet, d. h. in den Besitz großer Vereinigungen überführt, bereitet er, wie schon Karl Marx ausgeführt hat, deren Enteignung durch die Gesamtheit vor, d. h. er sorgt selber dafür, daß der Individualismus, in dem das kapitalistische System wurzelt, in den Sozialismus umgewandelt, dessen Herrschaft angebahnt werde. Da haben wir die „List der Idee", daß der alte Hegel seine Freude daran haben könnte.

Unter den „Zeichen der Zeit" nehmen die „Ringe", Kartelle, Syndikate und wie sie alle heißen, deshalb eine äußerst wichtige Stelle ein; das wird die Geschichte dereinst anerkennen müssen.

Die Gegenwart freilich redet nicht gerne davon; wenigstens hütet sie sich, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Jede Zeit hat ihre eigenen Götter. Der Gott der unseren ist der Mammon. Man kann diesen Götzen von seinem Throne stürzen, und so Gott will wird es einst geschehen. So lange er aber auf dem Throne sitzt, wird er angebetet werden und jede seiner Äußerungen unantastbar sein.

Der „Thron Mammons", im eigentlichen Sinne des Wortes, ist die Börse, an die man auch immer zuerst wird denken müssen, wenn man von den hervorragenden Eigentümlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts spricht. Jede Zeit zuckt die Achsel über das, was die andere hoch gehalten oder auch nur geduldet hat. Nichts aber wird der Zukunft unbegreiflicher erscheinen, als daß die Tage der „Aufklärung" zugleich die gewesen sind, wo die plumpste Ausbeutung so zu sagen „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung" hat betrieben werden dürfen. Denn die Ausbeutung an der Börse ist plump, man muß sie nur nicht durch die Brille künstlich großgezogener Bewunderung ansehen, sondern mit dem kalt kritischen Auge betrachten, das hier allein am Platze ist. Welchen vernünftigen Sinn kann es für eine solche Betrachtung haben, daß sich täglich ein Haufe meist ungebildeter, innerlich haltloser, sittlich niedrig stehender Menschen in einem Saal vereinigt, um sich stundenlang gegenseitig anzuschreien? Der Durchschnitt aber, der sich aus diesem Schimpfen, Toben und Stampfen ergiebt, das sind die Kurse d. h. die unter dem Eindrucke der unsinnigsten Gerüchte, Mutmaßungen und Lügen zu stande gekommene „Bewertung" von Staats-, Bank- und Industriepapieren aller Art.

Freilich findet hier eine verhängnisvolle Wechselwirkung statt. Die Börse könnte und würde nicht sein, was sie ist, wenn die sittliche Schwäche der Zeit nicht Staaten, Gemeinden und Einzelne im scheinbaren Interesse der Gegenwart zur Belastung der Zukunft verleitete und so ein allgemeines Schuldenmachen begünstigte, wie es die Welt in diesem Umfange noch nie gesehen. Daß diesem ungeheueren „Pumpwerk" ein eigener Gläubigerpalast gebaut werden würde, der eben die Börse ist, das hätte mit einigem Scharfblicke längst vorausgesehen werden können. Vielleicht ist es auch geschehen. Die ihrer Zeit vorauseilenden Leute, die das gethan, sind

aber totgeſchwiegen und vergeſſen worden, wie es den meiſten geht, die klüger ſind, als der Durchſchnitt um ſie her. Ein Jahrhundert lang hat ſie dieſem Durchſchnitt als eines der größten Triumphe des menſchlichen Geiſtes gegolten; noch heute aber wird ſie von Unzähligen zum mindeſten als notwendiges Übel angeſehen, ohne daß es dieſe Unzähligen der Mühe wert achteten, darüber nachzudenken, worin das eigentlich begründet iſt. Die Anſichten haben eben ihren Kurs wie die Papiere; ſie werden ohne Prüfung hingenommen und gehen als bequeme Scheidemünze raſch von Hand zu Hand.

Daß dieſe gangbare Münze, ſo weit es ſich um die Börſe handelt, jetzt ein wenig mehr auf ihren wahren Wert geprüft wird als ſonſt, iſt auch ein Anzeichen dafür, daß die Herrſchaft des Kapitalismus nach und nach ins Wanken kommt. Jedes Ideal muß innerlich gebrochen ſein, ehe ſich der Zuſammenſturz ſeiner äußeren Erſcheinungsform vollziehen kann. Noch iſt freilich nichts Ernſtliches geſchehen, um dieſen Zuſammenbruch herbeizuführen. Was die deutſche Reichsregierung, die hier allein genannt zu werden verdient, für die Börſenreform gethan hat, ſtreift bis jetzt die Oberfläche kaum. Selbſt wenn ſie aber mit größerer Entſchloſſenheit eingriffe, als nach den bisherigen Erfahrungen erwartet werden darf, würde das ſo lange vergleichsweiſe nur wenig fruchten, als ihr die übrigen Staaten auf dieſem Wege nicht zu folgen wagten, wie ſie ihr ja auch auf dem Gebiete der internationalen Arbeiterſchutzgeſetzgebung nur ſo zögernd und widerwillig gefolgt ſind, daß der Berliner Internationale Kongreß von 1890 bis jetzt im Großen und Ganzen ohne greifbare Früchte geblieben iſt. Was die Börſe vor allem gefährlich macht, iſt eben ihr internationaler Charakter, die enge Verbindung, die ſie mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel aller Art, vornehmlich aber des Telegraphen, über die weite Welt mit allen Organiſationen verwandter Art zu pflegen weiß, was ihr, Dank der gerade auf dem Gebiet des Geldweſens unendlich ausgebildeten Technik der Gegenwart, eine Beweglichkeit und Schnelligkeit des Vorgehens erlaubt, die aller Hinderniſſe, auch der geſetzlichen, nicht ausgenommen, ſpottet. Dieſe geſetzlichen Hinderniſſe beſtehen freilich faſt nur dem Namen nach. Wo ſie früher etwa in wirkſamer

Weiſe vorhanden geweſen ſind, wie z. B. in Frankreich, hat man ſie in neueſter Zeit beſeitigt, weil die Börſenorgane ihre praktiſche Nutzloſigkeit „nachgewieſen“ hätten. Wenn man dieſen „Nachweis“ näher anſieht, ſtellt ſich freilich heraus, daß es ſich um bloße Behauptungen handelt. Wer aber nimmt ſich im Drängen und Jagen der Zeit die Mühe, das eingehender zu prüfen? Der Börſe ſtehen unzählige Organe der Öffentlichkeit zur Verfügung, die teils bewußt, d. h. „gegen bar“ ihre Sache führen, teils unbewußt, indem ſie mit dem Strome ſchwimmen und gedankenlos weitergeben, was ihnen von den großen Weltblättern vorgeredet wird.

In dieſem Sinne iſt die Börſe, als weltumſpannende Geſamtheit gedacht, ſelbſt die großartigſte Ausgeſtaltung des monopoliſtiſchen Gedankens, in welchem der Kapitalismus die letzten Folgerungen ſeines Weſens zieht, der „rieſenhafteſte Ring“, der die Erde je umfaßt hat, unter deſſen Herrſchaft ſie ſtöhnt und ſeufzt, wenn auch zum Teil noch ohne genau zu wiſſen, wo das Übel ſitzt, wo der Fluch ſeinen Urſprung nimmt, der bald willkürlich anhäufend, bald ebenſo willkürlich zerſtörend auf dem modernen Erwerbe laſtet.

Vom „wiſſenſchaftlichen“ Standpunkt kann man das hinnehmen, wie man jede Thatſache hinnimmt, inſofern ſie ſich als notwendige Entwicklungsſtufe darſtellt, das Ergebnis einer Gedankenreihe bildet, die unter dem unwiderſtehlichen Einfluſſe der ihr innewohnenden Logik ſteht. So kann man auch ſagen, daß der Kapitalismus als ſolcher, ganz abgeſehen von den zufälligen Einwirkungen beſonderer Umſtände, wie es die Eigenart der beteiligten Elemente bedingt, im Großen und Ganzen ſo erſcheint, wie er ſeiner Grundidee nach erſcheinen muß, d. h. als wirtſchaftlicher und ſozialer Ausbeuter, der nur den eigenen Vorteil kennt, dem jedes aus andern Beweggründen ſtammende Thun an ſich fremd, unverſtändlich und gegenſätzlich vorkommt und in der That mit dieſem Maßſtab gemeſſen, nicht anders vorkommen kann.

Das Leben ſelbſt, die praktiſche Erfahrung reden bei alledem eine andere Sprache. Sie lehren uns, daß kein Gedanke, kein Grundſatz, kein Syſtem rein und ungefärbt in die Erſcheinung tritt, ſondern ſtets mehr oder weniger den Charakter wiederſpiegelt, der den ausführenden Organen, d. h. den Menſchen eigen iſt, während dieſe ihrerſeits unter dem Einfluſſe der ſie umgebenden Naturmomente ſtehen.

An dieſem Punkte nun kommen wir auf den Einfluß des Judentums, der von wiſſenſchaftlicher Seite nicht ſelten, wenn gleich nicht geleugnet, ſo doch für ungleich geringfügiger erklärt wird, als er den Männern der wirtſchaftlichen und ſozialpolitiſchen Praxis ſchon lange gilt. Es wird unſere Aufgabe ſein, im Folgenden, wenn auch nur in großen Zügen, näher auszuführen, daß und weshalb wir den Letzteren den Vorkämpfern der Theorie gegenüber Recht zu geben genötigt ſind.

Die Praxis, ſoweit ſie ehrlich zu Werke geht, beginnt die Judenfrage, d. h. die Frage nach der Ausdehnung und der Tragweite des jüdiſchen Einfluſſes in der Welt und auf dieſelbe, mehr und mehr in den Mittelpunkt der ſozialen Frage überhaupt zu ſchieben. Sie iſt ſo weit, oder nicht mehr weit davon, die Löſung der letzteren, wenn davon überhaupt geredet werden darf, (das will ſagen, inſofern wir hoffen dürfen, aus dem Uebergangszuſtande der Gegenwart eine neue beſſere, weil an ſich ſelbſt glaubende Weltordnung hervorgehen zu ſehen) — von der Löſung der Judenfrage, d. h. von der Zurückdrängung des jüdiſchen Einfluſſes abhängig zu machen, wie ſie am Ausgang des Mittelalters im 15. Jahrhundert faſt allenthalben in Europa ſtattgefunden hat, um erſt mit Anbruch der neuen Zeit, die in dieſem Sinne von 1789 ſtammt, wieder der entgegengeſetzten Strömung zu weichen. Dieſe hat ſeitdem ununterbrochen an Stärke gewonnen, bis ſie am Ausgange des 19. Jahrhunderts abermals auf einem Höhepunkt angelangt ſcheint, der auf eine Kataſtrophe deutet, ohne daß freilich irgend jemand behaupten dürfte, daß dieſe Kataſtrophe nicht noch ein halbes Jahrhundert und noch länger auf ſich warten laſſen werde. Auch die franzöſiſche Staatsumwälzung iſt 50 Jahre vor ihrem wirklichen Ausbruch mit der größten Beſtimmtheit vorausgeſehen und vorausgeſagt worden. Allerdings iſt der Gang der Ideen, ihre Verbreitung über die Welt, ihr Eindringen in die Maſſen ein ungleich raſcherer geworden, als er es bei den mangelhaften Verkehrsmitteln des 18. Jahrhunderts ſein konnte, wo es keinen Dampf und keine Telegraphie gab, während auch die Technik des Buchdrucks gegen heute unendlich zurückſtand. Dafür ſtehen dem Judentum zur Verteidigung ſeiner Machtſtellung in der Gegenwart nicht nur im Kapitalismus als ſolchem, ſondern auch außerhalb

desselben zahllose Kräfte der verschiedensten Art zu Gebot, über welche der alte Feudalismus zu keiner Zeit verfügt hat; am wenigsten aber gerade in der Zeit, welche der großen Katastrophe unmittelbar vorausging. Nicht nur hat es ihm an geistigen Vorkämpfern gänzlich gefehlt: was in seinen eigenen Reihen auf diesem Gebiet Anspruch an Bedeutung erhob, ist fast ausschließlich bemüht gewesen, die Wurzeln seines Daseins zu untergraben. Voltaire und seine Gesinnungsgenossen unter den Encyklopädisten haben ihre eifrigsten Bewunderer unter den Vertretern des „blauesten Blutes" von Frankreich und nicht von Frankreich allein gezählt. Die größte Erscheinung der Revolution aber ist ein Aristokrat wie Mirabeau gewesen und zu ihren am meisten verhätschelten Kindern hat der Marquis von Lafayette gehört. Solche Gegner im eigenen Lager, d. h. des Liberalismus, der nichts anderes darstellt, als die politische Organisation des kapitalistischen Systems, sind dem Judentum bisher noch nicht erstanden. Allerdings täuscht es sich selbst darüber nicht, daß diese Zurückhaltung mehr auf äußeren als auf inneren Gründen beruht, d. h. daß der Philosemitismus der gebildeten und besitzenden Klassen, so weit sie selbst nicht jüdisch sind, durchaus nicht idealer Natur ist, sondern in Erwägungen des Eigennutzes wurzelt. Dies geben die für das große Publikum bestimmten jüdisch-liberalen Blätter zwar niemals zu; in den spezifisch jüdischen Organen dagegen kann man es häufig lesen.

Wie dem aber auch sein möge: daß das Judentum, wie man sich ausdrückt, das „Geld hat", bezweifelt niemand. Damit ist gesagt, daß Judentum und Kapitalismus zum mindesten eine Personalunion darstellen, d. h. daß die Juden als Einzelne im Großen und Ganzen die Vertreter des Systems, wenn nicht immer gewesen, so doch mit der Zeit geworden sind. Im Großen und Ganzen — denn auch heute noch giebt es in der Welt großen Kapitalbesitz, der nicht in jüdischen Händen ist. In den Vereinigten Staaten z. B. sind die größten Vermögen, die von Gould, Vanderbild, Astor, Stewart, Makay u. s. w., in „christlichem" Besitze. Ebenso giebt es in Großbritannien eine bedeutende Anzahl von nicht jüdischen Millionenmännern. Auch auf dem europäischen Festlande kommen noch ansehnliche christliche

Vermögen ersten Ranges vor. Aber diese Ausnahmen bestätigen doch nur die Regel: das Geld ist heute im Wesentlichen jüdisches Geld geworden. In diesem Sinne vorbildlich ist die Weltstellung des Hauses Rothschild, mit der im ganzen weiten Bereich der Geschichte, sei es im Altertum, im Mittelalter oder in der Neuzeit, nichts verglichen werden kann. In kaum minderem Grade gilt dasselbe von der Rolle, welche „Baron" Hirsch in Europa spielen darf, obwohl der Ursprung seines Reichtums, der ungefähr auf 1 Milliarde Franken geschätzt wird, für niemanden ein Geheimnis ist. Obwohl oder vielleicht weil. Wo es sich um so riesenhafte Summen handelt, tritt nicht nur das: non olet in sein Recht, an der Stelle der Mißachtung sehen wir sogar die Bewunderung erscheinen. Thatsache ist jedenfalls, daß diesem „Milliardenmenschen", wie übrigens allen seinesgleichen, sämtliche Gesellschaftskreise, selbst die höchsten nicht durchweg ausgenommen, offen stehen, nur die eigentlich christlichen nicht, um die er sich aber freilich ebenso wenig kümmert als sie um ihn!

Daneben stehen eine Menge Vermögen zweiten Ranges, die aber auch noch alle hoch in die Millionen gehen, und deren Inhaber überwiegend Juden sind. Die haute banque von Paris, d. h. die Börse im wahren Sinne des Wortes, setzt sich, wie E. Drumont klagt, fast ausschließlich aus Kölner und Frankfurter Semiten zusammen, vor denen die Franzosen seit 1870 mehr und mehr zurückzuweichen genötigt sind. Die Börsen von Berlin und Wien gehören, wie schon Otto Glagau nachgewiesen hat, zu etwa 90 Prozent den Juden und würden ohne diese nichts bedeuten. In demselben Verhältnis ist die Judenschaft auch unter den kleineren „Banquiers" vertreten und ihr Übergewicht auf diesem Gebiet verstärkt sich von Jahr zu Jahr. Nur die Londoner Börse würde ihre Stellung in der finanziellen Welt, wie die Dinge heute noch zu liegen scheinen, ohne die Juden allenfalls behaupten können. Wie lange aber, ist ungewiß geworden, seitdem es den Rothschilds gelungen ist, die unbesonnene Einmischung des Hauses Baring in die heillose Finanzpolitik Argentiniens und seinen damit zusammenhängenden Zusammenbruch zur Befestigung seiner eigenen Machtstellung auf dem größten Handelsplatz der Welt, zu benutzen, so daß auch dort jetzt nichts mehr gegen seinen Willen geschieht.

Ebenſo beginnen ſich in New York und den übrigen großen Geldplätzen der Vereinigten Staaten, die Juden zu immer wachſenderem Einfluß empor zu ſchwingen. In der Manhattan-Stadt wohnen ihrer jetzt ſchon 300000, mehr als an irgend einem anderen Ort der Welt; ſelbſt Warſchau, Odeſſa, Wien und Berlin ſtehen hier zurück.

Das Judentum beſchränkt ſich dabei ſchon längſt nicht mehr auf das ſogenannte „reine Börſengeſchäft", d. h. die Vermittlung von Anleihen und das Spielen in allen möglichen „Werten". Es hat ſich im Laufe der letzten 2 Jahrzehnte zumal auch des Großgewerbes ſchon zum guten Teil bemächtigt, indem es eine Fabrikanlage nach der andern, mit der Zuhilfenahme unverhältnismäßig hoher Angebote, in Aktiengeſellſchaften verwandelt und deren Papiere an die Börſe bringt, wo ſie als Gegenſtand des Spieles dienen, durch alle möglichen Gerüchte oder lügenhafte Erfindungen, oft der frechſten Art, ohne jeden in der Sache ſelbſt liegenden Grund, bald hinaufgeſchnellt, bald hinabgeworfen werden, wie es den Jobbern gerade paßt, von denen es heißt, daß ſie die eigentlichen Anſtifter des großen Ausſtandes der rheiniſch-weſtphäliſchen Kohlenarbeiter im Mai 1889 geweſen ſeien. Um die Bergwerke iſt es ihnen eben vor allem zu thun, weil die Leiſtungsfähigkeit des geſamten Gewerbebetriebes mit deren Thätigkeit im engſten Zuſammenhang ſteht. Wie zuverläſſig verlautet, giebt es im ganzen rheiniſch-weſtphäliſchen Kohlenbecken gegenwärtig keine einzige Zeche mehr, die von der Börſe unabhängig wäre.

Die kapitaliſtiſche Wirkſamkeit des Judentums erſtreckt ſich aber auch noch auf andere umfaſſendere Gebiete. Die großen Monopolbeſtrebungen der Gegenwart im engeren Sinne ſind ebenfalls mit der Zeit mehr und mehr unter jüdiſche Einflüſſe geraten. Hier ſei nur an den großen Pariſer „Kupferring" erinnert, bei dem das Haus Rothſchild in erſter Reihe beteiligt war. Den Zuſammenbruch dieſes die Welt umſpannenden Unternehmens hat dasſelbe bei aller ſeiner Kapitalkraft freilich nicht verhindern können; wohl aber iſt es ihm gelungen, ſich der ſtrafrechtlichen Verantwortlichkeit zu entziehen, der die minder einflußreichen Mitglieder des „Ringes" unterliegen mußten. Sehr bemerkenswert in dieſem Sinne ſind auch die Rothſchildſchen Wollgeſchäfte, vor allem

aber die, wie es ſcheint, noch immer nicht aufgegebenen Verſuche des Welthauſes, die geſamte außeramerikaniſche Petroleum-Erzeugung, namentlich die ruſſiſche in Bakú, unter „ſeine Kontrolle“ zu bringen, wie man es in den Vereinigten Staaten nennt. Bei unzähligen anderen Geſchäften dieſer Art, die wir eben ihrer Unmenge wegen hier nicht alle im einzelnen aufführen können, ſind ebenfalls Juden beteiligt und zwar wiſſen ſie ſich in der Regel die leitende Stellung zu ſichern, die den Charakter des Ganzen beſtimmt.

Wenn die Juden ſo im Großen die Hauptvertreter des Kapitalismus ſind, ſo zeigen ſie ſich auch auf den mittleren Höhen des Daſeins und ſelbſt in den kleinſten und engſten Verhältniſſen in demſelben Sinne thätig. Überall ſieht man ſie als Unternehmer, Zwiſchenhändler, Vermittler, Geldverleiher, endlich auch als unermüdliche Kleinkrämer auftreten. Ganze Länder wie Polen, Rußland, Öſterreich-Ungarn, Rumänien könnten ohne die Juden geſchäftlich überhaupt nicht mehr beſtehen, während ſie in Mittel- und Weſteuropa zwar keineswegs für unentbehrlich gehalten werden, auch dort aber nicht mehr los zu werden ſind. Ganze Geſchäftszweige ſind dermaßen abhängig von ihnen geworden, daß ohne oder gar gegen ihren Willen überhaupt nichts mehr geſchehen kann. Die Fabrikanten ſind gezwungen, ihre Warenlieferungen nach jüdiſchen Geſichtspunkten einzurichten, d. h. um es kurz auszudrücken, mehr auf den Schein zu ſehen, als auf das Sein, und die Händler müſſen abnehmen, was man ihnen ſchickt, um ſich am verbrauchenden Publikum ſchadlos zu halten, ſo gut es geht. Kein Wunder da, daß der Ruf der Erzeugniſſe ſinkt und große Abſatzgebiete verloren gehen. Der Grundſatz des Judentums im Handel iſt nicht der, preiswürdig zu liefern, ſondern teuer zu verkaufen, wo es möglich iſt, unter allen Umſtänden aber die Ware an den Mann zu bringen, ſie mag ſein, wie ſie wolle. „Les juifs ont deshonoré le commerce français“, — klagt darum Drumont, d. h. ſie kennen die Ehre der Arbeit nicht.

Damit iſt der Geiſt bezeichnet, der ſie beim Geſchäft erfüllt und treibt. Es iſt der Geiſt des Gewinnenwollens um jeden Preis, den nichts zu hemmen vermag, als die äußere Unmöglichkeit, ſein Ziel zu erreichen, weil er innere Schranken nicht mehr anerkennt.

Damit aber hat dieser jüdische Geist in einem Maße „Schule“ gemacht, daß man es in den großen Verkehrsmittelpunkten zumal in erschreckender Weise merkt. Auch dem deutschen Geschäftsmann, mit dem wir es hier ausschließlich zu thun haben, dem großen wie dem kleinen, ist der Begriff der Arbeitsehre vielfach verloren gegangen. Auch er sieht häufig mehr darauf, ob sich in einem bestimmten Falle etwas „herausschlagen“ lasse, als es ihm am Herzen liegt, seiner Verpflichtung nachzukommen, Leistung und Gegenleistung in ein richtiges Verhältnis zu stellen. Er hält es „geschäftlich“ für „erlaubt“, dem Kunden aufzureden, was er sich aufreden läßt, sich zu diesem Zwecke jeder Täuschung und jeder Unwahrheit zu bedienen, die nicht gerade im strafrechtlichen Sinne als Betrug erscheint. Das gewöhnliche Lügen, der Bruch der gegebenen Zusage fallen vielfach kaum mehr auf und werden nicht übel genommen, ja nicht einmal bemerkt. Sie gelten einfach als ein Mittel mehr, sich den geschäftlichen Verkehr zu erleichtern und unbequeme Mahner vorübergehend los zu werden.

Im Großverkehr tritt dieser Zug, den verfeinerten Formen entsprechend, nicht so kraß hervor; er herrscht darum aber nicht weniger als in den unteren Schichten der Gesellschaft und richtet noch größeren Schaden an als dort. Daß die Bank, welche ihren Kunden unter Vorspiegelung falscher oder Verschweigung wichtiger Thatsachen minderwertige Papiere aufschwätzt, sich, so lange das Geschäft sonst nur geht, dadurch um Achtung und Vertrauen brächte — wo käme das wohl vor? Es gehört eben zum „Geschäft“, daß sie die übernommenen Anleihen an den Mann zu bringen sucht; wer verdenkt es ihr da, daß sie die Mittel nimmt, wo sie sie findet? Ob sie im guten Glauben gehandelt habe oder nicht, läßt sich in den seltensten Fällen nachweisen; so lange das Gericht sein verurteilendes Wort aber nicht gesprochen hat, drückt alle Welt gerne ein Auge zu. Wie ließe es sich denn bei dem ungeheueren Mitbewerb überhaupt noch vorwärts kommen, wenn man das Gewissen allzukräftig mitreden ließe?

Wenn der Umfang des Übels so groß geworden ist, wird man einwerfen, — läßt sich denn da mit Aufwerfung der Judenfrage noch etwas erreichen? Oder dient das nicht vielleicht dazu, die Aufmerksamkeit von der wahren Quelle des Übels abzulenken,

phariſäiſche Stimmungen zu erzeugen, die alles auf die Juden ſchieben, was am Ende durch ſie doch nur entwickelt worden iſt? Dieſe Gefahr kann nicht geleugnet werden, ſie beſteht. Gewiße antiſemitiſche Strömungen, die mit dem Chriſtentum zum Teil auf mehr denn geſpanntem Fuße ſtehen, erhöhen ſie ſehr, indem ſie überall nach Juden ſuchen, auch wo dieſe weder vorhanden ſind noch vorhanden ſein können, und die Leute dadurch verhindern, im eigenen Herzen Einkehr zu halten und ſich durch ernſte Prüfung zu überzeugen, daß der wahre Feind trotz alledem der innere Jude iſt, d. h. das ſchwache, ſelbſtſüchtige Herz, das der Verſuchung unter dem erſten beſten Vorwand weicht, nicht der Jude, der von außen mit liſtig lächelnder Miene naht, um den biederen „Urgermanen" zu verführen. In neuſter Zeit hat beſonders Adolf Wagner darauf hingewieſen und ſich ſo in gewiſſer Weiſe ein Verdienſt erworben, nicht ohne dasſelbe freilich ſelbſt zu mindern, indem er die auch bei Berückſichtigung der erwähnten Umſtände übrig bleibende verderbliche Wirkung des jüdiſchen Einfluſſes nicht in dem Maße anerkennt, als es die Natur der Sache ſelbſt verlangt. Er giebt ſich ſogar alle Mühe, die Bedeutung dieſes Einfluſſes möglichſt gering erſcheinen zu laſſen, weil ihm, wie wir geſehen, das Syſtem über deſſen Träger geht. Deshalb hat er mehr Widerſpruch als Zuſtimmung gefunden, vornehmlich wohl, weil er mit ſeinen Einwendungen ſeltſamerweiſe gerade in dem Augenblick beſonders ſcharf hervorgetreten iſt, — denn auch früher ſchon hat er ähnliches geſagt — wo die konſervative Partei ſich anſchickte, ihr Programm von 1876 umzugeſtalten und durch Berückſichtigung der Judenfrage den veränderten Zeitverhältniſſen gemäß zu erweitern.

In dieſes neue Programm der Konſervativen gehört die Judenfrage ſchon deswegen herein, weil ſie thatſächlich in den Maſſen lebt, mag man damit an ſich nun einverſtanden ſein oder nicht. Keine große Partei aber, die ihre Zeit verſteht, darf an ſolchen Erſcheinungen vorübergehen, ohne ſich auf die Dauer den ſchwerſten Schaden zuzufügen; am wenigſten darf es die konſervative Partei, weil gerade an ſie aus der Mitte der „kleinen Leute" heraus unausgeſetzt der Hilferuf ergeht. An die Liberalen wagen ſich dieſe „kleinen Leute" ſchon längſt nicht mehr heran, weil ſie im Verkehr mit ihnen täglich die Erfahrung machen, daß ſie dem

Liberalismus lediglich als Vasallen und Hintersassen gelten, die den Fahnen des Kapitals zu folgen gezwungen sind, wenn sie leben wollen. Auf statistische Zahlen gestützt, möchte Professor Wagner auch diese Abhängigkeit leugnen. Seiner Ansicht nach ist es mit der Zerbröckelung des kleinen Mittelstandes nicht so schlimm bestellt, als dessen Vertreter stets behaupten. Hinter die Koulissen aber muß man blicken. Da reicht es im Grunde schon aus, wenn man sich die Wahlergebnisse in unseren Städten ansieht. Was findet man da? Daß der Liberalismus, obwohl er in der Öffentlichkeit nicht mehr viel gilt, seinen Nimbus längst verloren hat, bei den städtischen Wahlen zumal, doch noch ziemlich unbestritten herrscht. Weshalb? Weil die „kleinen Leute" dem mittelbar wie unmittelbar geübten wirtschaftlichen Drucke des Großkapitals nicht widerstehen können, oder doch erst dann, wenn sie in die Reihen der Sozialdemokratie übergegangen sind. Das sieht seltsam aus, erklärt sich aber leicht genug. Es steht nämlich völlig fest, daß der in den meisten großen Städten herrschende Freisinn der Sozialdemokratie, die er öffentlich bekämpft, im Stillen recht viel Wohlwollen erweist, wo er irgend kann; so daß z. B. der Reichstagsabgeordnete und Stadtverordnete Singer im „roten Hause" zu Berlin trotz der kaum ein Dutzend betragenden sozialdemokratischen Stimmen, über die er in der Stadtverordnetenversammlung verfügt, eine äußerst einflußreiche Rolle spielt, während schon die bloße Thatsache der konservativen Gesinnung, besonders aber der Verdacht, mit Stöcker zu sympathisieren, genügt, um viele freisinnige Stadtväter zur Ablehnung jedes von dieser Seite kommenden Antrages zu veranlassen, auch wenn er sachlich tadellos begründet ist. Mit anderen Worten: dagegen, daß der Handwerker, Kleinkrämer, oder was er sonst sein mag, bei städtischen wie bei politischen Wahlen sozialdemokratisch stimme, hat man nichts, das bringt ihm geschäftlich keinen Schaden; derselbe Mann aber vermag im Interesse seines bürgerlichen Fortkommens nichts Gefährlicheres zu thun, als mit den Konservativen zu gehen. Was Wunder, daß viele Leute, die sich dem Gesinnungsdruck entziehen möchten, ohne dabei ihr ganzes äußeres Fortkommen aufs Spiel zu setzen, unter die Fahne Singers treten.

Daß es sich hier nicht um bloße Vermutungen handelt, hat

u. a. der Prozeß Ahlwardt dargethan, wenn derselbe es auch nicht unmittelbar mit den Beziehungen der Berliner Kleingewerbtreibenden zu der städtischen Verwaltung zu thun hatte. Hier darf wohl unbedenklich per analogiam geschlossen werden. Im letzten Grunde geht auch dabei freilich alles auf den „Rütlibund des Atheismus“ zurück, der das heutige Berlin beherrscht. In diesem Bunde aber ist, wie jedermann weiß, die Sozialdemokratie die „dritte.“

Seit dem Tode des Stadtverordneten-Vorstehers Dr. Straßmann und Ludwig Löwe's tritt die Bedeutung des Judentums in dem Bunde und für denselben nicht mehr so offen hervor als ehedem. Der gegenwärtige Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Stryk ist ein „Christ“ und man kann nicht behaupten, daß die Juden, so unverhältnismäßig stark sie im städtischen Parlament auch vertreten sind, dort eine äußerlich leitende Stellung hätten. Hinter den Kouliſſen aber hat sich nichts geändert. Man kann sogar sagen, daß je weniger die Juden in Berlin wie anderswo als einzelne durch Geist und Charakter hervorragen, ihr Einfluß als Gesamtheit um so größer wird, weil der Geist bei den Erwägungen der Gegenwart keinen maßgebenden Einfluß mehr übt, und weil das gegenwärtige Geschlecht der Juden erst in den vollen Genuß der Güter getreten ist, welche ihm die Arbeit seiner persönlich hervorragenderen „Väter“ gesichert hat. Für dieses Geschlecht handelt es sich der Hauptsache nach nur darum, die in der Vergangenheit eingeleiteten Beziehungen zu den Mächten der Zeit zu erhalten und je nach Gelegenheit und Bedarf fester zu knüpfen; mit einem Wort: das Haus, dessen Grundmauern schon Lessing und Moses Mendelsohn gelegt, und das der „Völkerfrühling“ des „tollen Jahres“ unter Dach gebracht, im Innern einzurichten und mit dem Schmuck und Behagen des Daseins zu erfüllen, welches die Welt vergessen macht, daß die Bewohner dieser herrlich gebauten Räume die Söhne und Enkel von Hausierern sind, für die unsere Vorfahren kein anderes Gefühl als im besten Falle das des Mitleids übrig hatten. Diese Arbeit des Ausbauens und Ausschmückens aber ist, wie man zu sagen pflegt, „keine Hexerei“. Als „Mann zweier Welten“ erscheint dabei vor allem Herr Paul Singer, der Höchstkommandierende der deutschen Sozialdemokratie“, und als solcher

eine Persönlichkeit, die auch in der Gesamtleitung der „roten Internationale“, in soweit von einer solchen die Rede sein kann, nicht geringen Einfluß beanspruchen darf. Mit diesem „Stammesgenossen“, der zu den Berliner Millionären zählt, brauchen die freisinnigen Juden der Stadtvertretung nur von ferne zu drohen, um die freisinnigen Christen „butterweich“ zu machen. Ob zwischen ihnen und Herrn Singer unmittelbare Beziehungen bestehen, ob Verkehr von „Mann zu Mann“ gepflogen wird, würde sich schwer ergründen lassen und mag deshalb dahingestellt bleiben. Dieser persönlichen Beziehungen bedarf es aber auch gar nicht. „Ils s'entendent comme larrons en foire“ — sie brauchen sich bloß anzusehen, um sich zu „begreifen.“

Aus Berlin aber fliegen die Stichworte nach allen Ecken und Enden des Reichs; deshalb sieht, was hier geschieht, einem Mikrokosmus gleich, der in seinen verschiedenartigen Erscheinungsformen als pars pro toto dienen kann, als Probe, nach der sich die Gesamtheit des jüdisch-liberalen Treibens in allen wesentlichen Punkten sehr wohl beurteilen läßt. Wenn man diesen Mikrokosmus aber in dem hier bezeichneten Sinne betrachtet, so zeigt sich sogleich, daß man es mit einem förmlichen „Ring“ nicht nur in den einzelnen Städten, sondern auch der meisten Städte unter einander zu thun hat, der einen immer unleidlicher werdenden, im letzten Grunde von den Juden ausgehenden, politischen und geschäftlichen Druck auf die gewerblichen Klassen der Bevölkerung ausübt, um diese, die in hohem Maße darauf angewiesen sind, von städtischen Lieferungen u. s. w. zu leben, in der schon oben geschilderten Weise in den Dienst des liberalen Parteiinteresses zu zwingen; wohl verstanden, in so weit derselbe sich dem eben nicht durch Übertritt zur Sozialdemokratie zu entziehen versteht oder sonst vom christlichen oder konservativen Standpunkt aus, einen Widerstand zu leisten wagt, der sittlich um so höher angeschlagen werden muß, je weniger praktisches Verständnis für dieses im besten Sinne patriotische Verhalten oft gerade da gefunden wird, wo man das stärkste Interesse an der Erhaltung eines kräftigen Mittelstandes hat.

Von Jahr zu Jahr sehen wir den Zerbröckelungsprozeß, den Professor Wagner leugnet, stärker werden, die Zahl derer zunehmen, welche die Flinte verzweiflungsvoll ins Korn werfen, weil

ſie den zerſetzenden Mächten ringsum, ſelbſt bei äußerſter Anſpannung aller Kräfte des Leibes und der Seele, keinen Widerſtand mehr zu leiſten vermögen. Der wirtſchaftlich beſſer geſtellte oder mit kräftigeren Nerven ausgerüſtete Reſt iſt zum Antiſemitismus übergegangen und nimmt von dieſem Standpunkt aus eine grundſätzlich ſtarke Stellung ein, vorausgeſetzt natürlich, daß dieſer Antiſemitismus von der richtigen Art ſei. Davon wird weiter unten noch gehandelt werden.

Nicht aus den Städten, nicht aus den Kreiſen der Handwerker und der ſonſtigen kleinen Leute allein, hören wir jedoch den ſozialen Notſchrei ertönen, den die konſervative Partei als ſolche nicht unbeachtet laſſen darf; auch vom platten Lande erhebt er ſich immer ſtärker; im Weſten des Reiches zumal, wo die jüdiſche Güterſchlächterei und der nicht minder meiſt von Juden betriebene wucheriſche Hauſierhandel aller Art vielfach ähnliche Zuſtände hervorbringt, wie ſie in den Städten infolge des vom Großkapital verübten Drucks beſtehen. In Baden, in Heſſen-Darmſtadt, im ehemaligen Kurheſſen, in einem Teil von Weſtfalen iſt die Durchſetzung der Dörfer mit jüdiſchen Elementen am ſtärkſten ausgebildet, weshalb die antiſemitiſchen Beſtrebungen dort auch einen beſonders gut vorbereiteten Boden finden. Aber auch im Oſten und in Mitteldeutſchland, neuerdings ſogar im Süden des Reichs, wo die Juden vergleichsweiſe nur ſchwach vertreten ſind, beginnt ſich unter dem Landvolk eine immer wachſendere Abneigung gegen das Semitentum geltend zu machen. Wo ſich der Bauer mit ſeinesgleichen zu Schutz und Trutz zuſammenthut, wie das ſeit einigen Jahren durch die Bildung beſonderer Bauernvereine in den verſchiedenſten Teilen von Deutſchland geſchieht, kehrt ſich die Spitze faſt regelmäßig, ſozuſagen inſtinktiv gegen den Juden, deſſen wirtſchaftliche Überlegenheit der einzelne fürchtet, ohne ihr doch als ſolcher widerſtehen zu können.

Dieſen Stand der Dinge können die Konſervativen als vorwiegend ländliche Partei erſt recht nicht länger auf ſich beruhen laſſen. Hier, wenn irgendwo, iſt die Handhabe geboten, um dem Bauern zu zeigen, daß Großgrundbeſitz und Kleingrundbeſitz der Ausbeutung gegenüber das gleiche Intereſſe haben, und daß es nichts als tendenziöſe Erfindung iſt, was von der rückſichts-

losen Selbstsucht der „Agrarier“ gefabelt wird, die sich auf Kosten der Allgemeinheit füttern lassen wollten.

Diese Verpflichtung bleibt auch dann bestehen, wenn den Konservativen nicht nur von den grundsätzlichen Gegnern, sondern wie das in leider nicht ganz vereinzelten Fällen vorkommt, auch aus der eigenen Mitte heraus entgegen gehalten wird, daß der Antisemitismus, gleichviel, in welcher Form er auftreten möge, mit demagogischer Aufhetzung des Volkes gegen die Besitzverhältnisse der Gegenwart gleichbedeutend sei. Daß es nicht leicht sein kann, eine Bewegung wie diese unter allen Umständen in ruhigen, gesetzlichen Bahnen fest zu halten, läßt sich nicht leugnen. Gerade weil es sich hier nicht sowohl um politische Formen als um soziale Verhältnisse d. h. um Dinge handelt, die wenn auch nicht immer dem vollen Verständnis, so doch dem Interesse der wirtschaftlich schwächeren Massen nahe stehen, muß es schwer genug sein, die Linie inne zu halten, welche das berechtigte Moment des Selbstschutzes von dem unberechtigten Übergriffe auf Gebiete treunt, die Anderen gehören und von ihnen mit gutem Fug verteidigt werden. Auf der anderen Seite ist nicht minder klar, daß die leitenden Klassen der Gesellschaft, wie sie geschichtlich und thatsächlich mit in erster Reihe in der konservativen Partei vertreten sind, sich gerade da am wenigsten passiv verhalten dürfen, wo es sich um die richtige Abgrenzung solcher zweifelhafter Gebiete handelt. Thäten sie es, dem Rate kleinmütiger Genossen folgend oder von Gegnern eingeschüchtert, bei alledem, so würden sie die schwere Verantwortlichkeit auf sich nehmen, die Leitung der Massen in einer kritischen Stunde ihres Daseins solchen Elementen zu überliefern, die mit Recht demagogische zu nennen wären, weil sie die soziale Pflicht zu einem bloßen Geschäft machen und somit ihres sittlichen Inhaltes berauben. An solchen „katilinarischen Existenzen“, denen es weder an Talent für den „Geschäftsantisemitismus“ fehlt, noch an der Neigung dazu, mangelt es auch in Deutschland keineswegs. Ganz abgesehen von Beispielen aus älterer Zeit, mag hier nur auf das sattsam bekannte Treiben gewisser Berliner Persönlichkeiten hingewiesen sein, denen es gelungen ist, sich binnen wenigen Jahren einen gewissen Weltruf, wenn auch nicht Weltruhm zu erwerben. Wie verlockend das

wirken, wie ſehr es verwandte Geiſter zur Nachfolge anſpornen muß, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Die Gefahr iſt groß, dringender vielleicht, als man vielfach ahnt, weil in der That nichts näher liegt, als die Vermutung, daß das Judentum und ſeine politiſche Gefolgſchaft die nicht immer tadelloſe ſittliche Beſchaffenheit der antiſemitiſchen Agitatoren genannten Schlages dazu benutzt, um ſich „Lockſpitzel“ zu verſchaffen, deren Aufgabe es wäre, den Antiſemitismus ſyſtematiſch auf Irrwege zu führen und ſo der „roten Reaktion“ die Wege zu bahnen, d. h. das beſitzende Philiſtertum zu erſchrecken und einen gründlichen Rückſchlag zu Gunſten des kapitaliſtiſchen Liberalismus herbeizuführen. Was dem gebildeten Durchſchnittsſtaatsbürger unſerer Tage hauptſächlich, ja vielfach allein am Herzen liegt, iſt eben der Beſitz. Dieſen ſchlägt er vielfach höher an als die Ehre, in gewiſſem Sinne ſogar höher als das Leben ſelbſt, d. h. er zieht unter Umſtänden den Tod der Armut vor. Kann man ihn alſo davon überzeugen, daß der Antiſemitismus als ſolcher „beſitzfeindlich“ ſei, die beſtehende Ordnung ernſtlich bedrohe, ſo wird er ſich mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Thatkraft gegen den Antiſemitismus kehren, und deſſen grundſätzliche Gegner hätten auf eine Zeit lang wenigſtens gewonnenes Spiel.

Zu dieſen grundſätzlichen Gegnern gehören vor allem natürlich die Juden ſelbſt und zwar iſt dabei zwiſchen Orthodoxjuden und Reformjuden kaum zu unterſcheiden. So heftig ſie ſich unter ſich befehden, ſo wenig Schonung ſie zu üben gewohnt ſind, wo und ſo lange es ſich um innere Fragen des Judentums handelt, ſo feſt und einmütig ſtehen ſie zuſammen gegen alles, was die politiſche und ſoziale Stellung der Geſamtheit zu bedrohen ſcheint. Dabei aber ſehen ſie ſich von zahlloſen anderen nicht jüdiſchen Elementen unterſtützt, die man in Deutſchland ſeit einem Jahrzehnt, d. h. ſeit dem Beginn der antiſemitiſchen Bewegung unſerer Tage, mit einem Wort als „Judengenoſſen“ oder, um es kräftiger auszudrücken, als „Judenknechte“ zuſammenfaßt und die ſich im Weſentlichen mit den Bekennern des Liberalismus aller Schattierungen, vom Dunkelblau der Mittelparteiler bis zum Blutigrot der Sozialdemokratie, decken. Unter Liberalismus verſtehen wir unter dieſem Zuſammenhang die materialiſtiſch-naturaliſtiſche Weltanſchauung, die ihre Theorie ausſchließlich auf das

Diesseits gründet. In den Reihen dieser „Judengenossen", wenn man sie als einzelne betrachtet, fehlt es an heimlichen Gegnern des Judentums zwar so wenig, daß ein spezifisch-jüdisches Blatt, welches dem großen liberalen Publikum nicht vor Augen kommt, wie schon angedeutet wurde, vor nicht langer Zeit das harte Geständnis abgelegt hat, unter den deutschen Philosemiten werde nur eine verschwindende Minderheit von Beweggründen uneigennütziger Art geleitet. Im Sinne unserer Betrachtung zählen diese „Salonantisemiten" aber freilich zu den schlimmsten Schleppenträgern des Judentums, weil sie ihre private Meinung in der Öffentlichkeit fast niemals zu vertreten wagen und sich damit zu einer inneren Unehrlichkeit und Feigheit bekennen, die man den Juden selbst auf diesem Gebiet nicht vorwerfen darf, insofern sie eben nur thun, was sie von ihrem Standpunkt für richtig und geboten ansehen und in gewisser Weise auch anzusehen berechtigt sind. Noch vor $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten zurück war es mit unseren Liberalen in dieser Hinsicht nicht so schlecht bestellt als jetzt, da sie damals zum guten Teil noch ehrlich philosemitisch dachten oder sich doch des Gegensatzes zum Judentum noch nicht voll bewußt geworden waren. Die antisemitische Bewegung hat dieses Bewußtsein, wenn auch nur sehr langsam und schwer, in ihnen geweckt, ohne ihnen zugleich den Mut einzuflößen, der dazu gehört, um die Folgerungen des Gesinnungswechsels rückhaltslos zu ziehen. Dadurch ist aber eine Unwahrheit in unser öffentliches Leben herein getragen worden, die es ärger vergiftet, als es aller Haß der Parteien vermag, so lange er sich offen und rückhaltlos als das giebt, was er ist. Und zwar durchdringt diese Unwahrheit und Heuchelei nicht nur das geschäftliche Leben im engeren Sinne, auch das politische, gesellschaftliche und geistige Dasein wird in diesen Bann gezogen und verfällt demselben in gewissem Sinne mehr und mehr.

In einem deutschen Bürgerhause findet sich ein Kreis von Bekannten zusammen; das Judentum wird in der schärfsten Weise kritisiert, auf seine Kosten wird laut gespottet und gelacht. Tags darauf finden die Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung statt; Wirt und Gäste treffen dabei zusammen und geben ihre Stimmen Mann für Mann für den liberalen Kandidaten ab, der ein Jude ist. Hält man ihnen vor, daß dies einen inneren Widerspruch bedeute,

ſo begreifen ſie es kaum, oder wenn ſie es begreifen, gehen ſie in dem kalt frivolen Ton darüber weg, den ſich die moderne Welt für ſolche Fälle angeeignet hat. „Das geht nun einmal nicht anders, ich darf mich mit den Juden nicht überwerfen. Wähle ich konſervativ oder enthalte ich mich auch nur der Stimme, ſo bekomme ich die Eiſenträger-Lieferung für den Gemeindeſchulbau in der X.-Straße nicht, das weiß ich ganz genau. So etwas, wiſſen Sie, läßt man ſich doch nicht entgehen. Gewählt wird der Jude doch, auch ohne mich; ein Narr wäre ich, mich für nichts und wieder nichts zu opfern.“ Der Andere ſtimmt entweder ſchließlich zu oder iſt höflich genug, zu ſchweigen. Daß jemand eine Geſchäftsrückſicht nicht in der einen oder anderen Weiſe gelten läßt, kommt ſelten vor; ſelbſt in nicht liberalen offen antiſemitiſchen Kreiſen läßt man ſie mehr oder weniger paſſieren und es giebt ja auch, wie zugegeben werden muß, Fälle genug, wo vom Standpunkt der Selbſterhaltung nichts oder doch nicht viel dagegen eingewendet werden kann. Die geſchäftliche Überlegenheit des Judentums ſchafft eben Notlagen aller Art, denen ſich unter Umſtänden ſelbſt der ſtärkſte Wille und die kräftigſte Überzeugung beugen müſſen, weil eine höhere Pflicht es ſo verlangt. Nur iſt alsdann der „Salonantiſemitismus“ nicht am Platz, der ſich freilich gerade dort am lauteſten gebärdet, wo er ſich im Grunde ohne Gefahr in den Antiſemitismus der That umſetzen könnte, d. h. in den höheren Geſellſchaftskreiſen, während ſich der meiſte Mut zum Widerſtande noch bei den „kleinen Leuten“ findet, denen das Gegenteil weit weniger vorgeworfen werden dürfte. Thatſächlich beſteht die große Mehrzahl der antiſemitiſchen Vereinigungen in Deutſchland, deren es gegenwärtig ſchon mehrere Hunderte giebt, aus Angehörigen des niederen Mittelſtandes. Der Großkaufmann, der Fabrikherr, der Gelehrte, der Beamte fehlen noch faſt ganz, während, wie geſagt, der „Salonantiſemitismus“ gerade in dieſen Kreiſen „Mode“ iſt und ſich immer mehr und mehr verbreitet. Das geht ſo weit, daß z. B. der vornehmſte Klub in Breslau, der drittgrößten deutſchen Stadt, die ſich ſonſt dem Judentume willig beugt, keinen Juden aufnimmt. Das Gleiche gilt auch von der Hauptfeſtung der Nationalliberalen in Mannheim, der ſogenannten „Räuberhöhle“, deren Mitglieder politiſch und geſchäftlich unbedenklich mit den Juden gehen und überall, wo deren

öffentliche Intereſſen in Frage kommen, zu ihnen ſtehen „wie ein Mann“. Noch viele Beiſpiele dieſer Art ließen ſich anführen; ſie verſchwinden aber gegen die Zahl der Einzelfälle, die dasſelbe zeigen. Wo wäre z. B. der Buchhändler zu finden, der es wagte, antiſemitiſche Schriften in ſein Schaufenſter zu ſtellen? Zwar haben ſich ſeit einiger Zeit beſondere antiſemitiſche Handlungen aufgethan, weil eben die wachſende Nachfrage es verlangt und lohnend macht. Das Geſchäft als ſolches, wie geſagt, lehnt alles derartige eben nach wie vor mit jenem anſcheinend überlegenen Lächeln ab, das im Grunde nichts als blaſſe Furcht bedeutet; denn vor allem, was philoſemitiſch iſt, beugt man ſich nach wie vor „ergebenſt“ in den Staub, wie ja auch die ärgſten Schmähungen des Chriſtentums und der Monarchie ungeſcheut verbreitet werden, während die chriſtliche Litteratur als ſolche beſten Falles im Winkel bleibt.

Noch unumſchränkter ſehen wir das Judentum auf der Bühne und im Muſikleben herrſchen, weil faſt alle Direktoren von Privattheatern und Konzertunternehmer entweder Juden ſind oder ſich von dem halben Dutzend maßgebender Juden abhängig fühlen, die von Berlin aus alles „beſorgen“, „ſo weit die deutſche Zunge klingt“, ja genau genommen, noch darüber hinaus, da der Bedarf an deutſchen Theaterſtücken mit dem Berliner Stempel, im Auslande, namentlich aber in Nord-Europa, unaufhörlich wächſt, während ſich gleichzeitig alle Muſikvirtuoſen der Welt in Berlin zuſammenfinden, wo ſie ohne die „Konzertunternehmung Wolff“ keinen Schritt zu thun im ſtande wären.

Der deutſche Theaterdichter oder Komponiſt, der dem Antiſemitismus auch nur das leiſeſte Zugeſtändnis machen wollte, würde ſich damit alſo ſelbſt zu ewigem Schweigen verdammen, ſeinen eigenen Ausſchluß von den Brettern verkünden, „die die Welt bedeuten.“ Ja noch mehr — auch aus der Publiciſtik, ſo weit ſie in liberalen Händen iſt, würde er ſich ſelbſt verbannen, damit aber in vielen Fällen auf jede Möglichkeit des Fortkommens überhaupt verzichten. Was folgt daraus? Daß die Schriftſtellerwelt, beſonders inſofern ſie von der Bühne angezogen wird, wo heutzutage allein noch große „Treffer“ möglich ſind, — jede Äußerung ihrer wahren Denkweiſe unterdrückt und ſich dem Judentum gegenüber ein höflich glattes, oft auch kriecheriſch unter-

würfiges Weſen angewöhnt, während der innere Menſch von Zorn und Ingrimm bebt, und der ganze Verkehr zu einer ungeheueren Lüge auswächſt, deren vergiftende Wirkung natürlich auch auf andere Gebiete übergreift. Wie wäre es denn auch denkbar, daß dieſe Gewöhnung an eine heuchleriſche Maske im Geſchäftsverkehr nicht auch das Privatleben des einzelnen nach und nach gegen den Wert der Wahrheit und ihre Stellung im Mittelpunkt unſeres Daſeins abſtumpfen ſollte? Was der Menſch täglich thut, das hält er ſchließlich für Recht, oder doch vom Standpunkt der Notwehr für erlaubt, und nur natürlich muß es erſcheinen, daß er dieſe Anſchauung um ſeiner Selbſtrechtfertigung willen auf die überträgt, die von ihm ihre Lehren zu empfangen haben. So wuchert das Übel weiter und wächſt von Geſchlecht zu Geſchlecht, bis der Sinn für das Wahre und Echte endlich ganz erſtirbt.

Übrigens aber ſpielen bei dieſen Beziehungen noch eine Menge anderer Momente mit, die nicht ohne weiteres dem Zwang der Lage auf die Rechnung geſetzt werden dürfen, wohl aber mit den Verlockungen in engem Zuſammenhang ſtehen, die dieſe Lage bietet. Wenn der jüdiſche Kapitalismus auf der einen Seite als der unbarmherzige Büttel erſcheint, der alle Arbeit, ſei ſie nun körperlicher oder geiſtiger Art, in ſeine Dienſte zwingt, ſo ſtellt er ſich auf der anderen Seite auch als der Verſucher dar, aus deſſen Händen der ſchwache, nach Genuß und Ehre lechzende Menſch alles zu erwarten hat, was dieſe Erde bietet. Der Schriftſteller, der ein Theaterſtück, einen Roman, oder auch nur ein Zeitungsfeuilleton anbringen will, ſieht ſich in erſter Reihe an die Kräfte gewieſen, über die der Liberalismus und das hinter ihm ſtehende Judentum gebieten. Ohne oder gegen ſie vermag er, wie wir geſehen, in den meiſten Fällen nichts, in anderen, äußerlich betrachtet, wenig genug. Auf Lohn und Ruhm in modernem Sinn darf niemand rechnen, der nicht mit dieſem Strome ſchwimmt. Selbſt hervorragende Talente, wenn ſie ſich dem Dienſt der chriſtlichen und konſervativen Ideen widmen, und dabei politiſch wie ſchriftſtelleriſch an ſich Bedeutendes leiſten, werden, wenige Ausnahmen abgerechnet, die dann ſämtlich zu den redneriſchen Talenten erſten Ranges gehören, die Erfahrung machen, daß die Erfolge, die ſie erringen, eng begrenzte ſind, daß ihr Ruf ſich nur ſchwer über den Kreis der

näheren Geſinnungsgenoſſen verbreitet, und daß ihnen nichts von dem zu teil wird, was für die meiſten Menſchen, in der Jugend zumal, nicht nur verlockend, ſondern berauſchend und verführeriſch erſcheint. Dieſe Ehren und dieſe Anerkennung werden von den Schildhaltern des Kapitalismus unter ihre Freunde, oder je nachdem auch unter ihre Mitſchuldigen verteilt, die ihrerſeits mit zorniger Eiferſucht darüber wachen, daß keinem Unberufenen etwas von der Beute anheim falle, und daß ſich niemand rühme, ohne oder gegen ſie etwas geworden zu ſein in dem Reiche, über das ſie gebieten, und wo ihnen alles zu Füßen liegt. Die Zahl dieſer Mächtigen iſt viel kleiner, als die meiſten, die den Dingen als Laien gegenüber ſtehen, ahnen. Auf faſt allen Proſpekten litterariſcher Neugründungen der verſchiedenſten Art kann man ihre Namen beiſammen ſehen. Es ſind immer und unvermeidlich dieſelben; einige Dutzende, mehr nicht; nur ſelten treten neue hinzu, fügen ſich der alten Garde ein und gehen mit ihr im gleichen Schritt. Thun ſie es aber, entſchließen ſie ſich zu Gunſten des „Ringes", jeder inneren wie äußeren Selbſtändigkeit zu entſagen, ſo werden ſie gleich im erſten Jahr, ja wohl auch früher noch „bekannt", im zweiten und dritten, wenn ſie ſich nach Vorſchrift halten, „berühmt". Das Publikum aber nimmt das in der Regel hin und „glaubt" es, ohne näher nachzuforſchen, einfach auf einige Zeitungsreklamen hin, die es gedankenlos wie immer lieſt, und von denen es vorzugsweiſe in den eigentlichen Judenblättern wimmelt. Dieſe Preſſe weiß ſehr wohl, daß Perſonenvergötterung das Mittel iſt, mit dem die Menſchen am leichteſten gewonnen werden, während es gleichzeitig zum liberalen Grundſatze paßt, für den die Perſon das höchſte iſt, um das ſich hier auf Erden alles dreht.

Die chriſtliche konſervative Anſchauung weiſt das zurück und muß es zurückweiſen, weil ihr aller Kultus des Fleiſches Sünde iſt. Eben damit verzichtet ſie aber von vornherein darauf, die wirkſamſten Hebel anzuwenden, die in den Händeln dieſer Welt zur Geltung kommen. Vielfach muß ſie es ſogar ſolchen Kreiſen gegenüber thun, die ihr theoretiſch bis zu einem gewiſſen Grade nahe ſtehen, oder doch zu ſtehen behaupten, und zu denen vor allen die ſchon erwähnten höheren Geſellſchaftskreiſe zählen. Dieſe ſind äußerlich meiſt noch ſo geſtellt, daß ſie ſich vom Judentum und ſeinen Einwirkungen

unabhängig halten könnten. Im rein gesellschaftlichen Sinne, wie gesagt, thun sie es ja auch mitunter. Im großen und ganzen jedoch fühlen sie sich durch das, was ihnen der jüdische Reichtum und die jüdischen Einflüsse überhaupt an Genüssen und Vorteilen zu bieten vermögen, zu sehr angezogen, als daß sie sich entschließen könnten, diesen Einflüssen mit der Entschiedenheit entgegen zu treten, ohne die keine durchgreifende Wirkung erzielt werden kann. Der Widerstand der „kleinen Leute" gegen das Judentum reicht nicht aus; einmal, weil er bei deren geringen Mitteln der nötigen sozialen Wucht entbehrt, das anderemal, weil der Antisemitismus, so lange er auf die Kreise der Kleinen und Geringen beschränkt bleibt, in dem aristokratisch denkenden, von Standesvorurteilen stark beherrschten Deutschland nicht recht „imponiert". Auch die Sozialdemokratie zwar ist eine Partei der „kleinen Leute"; sie ist es sogar in noch höherem Maße, als es die Antisemiten sind, zu denen sich gegenwärtig immerhin doch schon eine Anzahl Angehöriger der oberen Klassen rechnet. Vergessen darf man indessen nicht, daß die sozialdemokratische Bewegung sich im entschiedensten Sinne des Wortes auf alle Triebe und Instinkte des natürlichen Menschen stützt, ja diese noch über die liberale Lehrmeinung hinaus als berechtigt anerkennt, daß sie um etwa $1^1/_2$ Jahrzehnte älter ist als der Antisemitismus, endlich aber, und das steht hier mit voran, daß ihr in der Stille der ganze Einfluß des Judentums zu statten kommt, welches sich in ihr eine neue Waffe zu schmieden bestrebt ist, nachdem es ihm klar geworden, daß es in den Formen des politischen Liberalismus keine wirksame Schutzwehr mehr besitzt. Die Sozialdemokratie schwimmt also in jedem Sinne mit dem Strom, während der Antisemitismus dies nur insofern thut, als er in der natürlichen Abneigung der arischen Völker gegen das jüdische Wesen wurzelt. Alle übrigen Momente, die der Sozialdemokratie zu statten kommen, hat er gegen sich; vor allem die Thatsache der von den Juden beherrschten kapitalistischen Weltordnung selbst, die von der Sozialdemokratie programmmäßig zwar ebenfalls angegriffen wird, aber nur in der negativen Form, die ihr den Kampf erleichtert, während der Antisemitismus auf eine positive Abänderung der herrschenden Zustände ausgeht, und eben deshalb mit an deren Erhaltung Interessierten viel leichter in Widerstreit gerät, als die

Sozialdemokratie, die sich auf allgemeine Verdammungsurteile beschränkt, mit denen praktisch nicht viel ausgerichtet wird.

An der innerlichen Berechtigung des Antisemitismus im Sinne der vorstehenden Darlegungen wird wohl nicht gezweifelt werden. In diesem Sinne ist es nichts anderes und soll nichts anderes sein als Kampf gegen die widergöttliche Ausgestaltung, die das moderne Dasein unter der durch jüdische Einflüsse vergifteten Herrschaft der naturalistisch-kapitalistischen Weltanschauung erhalten hat. Freilich aber muß zugegeben werden, daß diese Begriffsbestimmung sich mit den üblichen nicht ganz deckt, und daß dem Antisemitismus hier eine Aufgabe zugewiesen wird, die man sonst schlechtweg dem christlichen Konservatismus zu stellen pflegt. In der That läßt sich auch nicht behaupten, daß sich der Antisemitismus in seinen bisherigen Erscheinungsformen dieser Aufgabe schon ganz gewachsen zeige. In manchen seiner Abzweigungen ist er sich ihrer nicht einmal bewußt, weist er sie sogar grundsätzlich zurück. Vom religiösen Standpunkt, von dem der sogenannten „konfessionellen Unduldsamkeit", den das Judentum und seine Anhänger ihrerseits den antisemitischen Bestrebungen unterschieben möchten, geschieht das zwar keineswegs und kann es nicht geschehen, weil diese Art von Antisemitismus — wir haben dabei vorzugsweise die von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Böckel im Auge — selbst keinerlei religiöse, bewußt christliche Auffassung kennt, sondern sich auf den Boden eines naturalistischen Rassenhasses stellt und das Judentum von diesem aus bekämpft. Dabei berufen sie sich auf die Unvereinbarkeit von dessen im Talmud niedergelegten sozialen und sittlich rechtlichen Anschauungen mit denen der „arischen" Völker, unter denen sich die Juden notwendig fremd fühlen müßten, und die sie deshalb ganz folgerichtig zum Gegenstande ihres angeborenen semitischen Ausbeutungstriebes machten. Daß dieser Standpunkt nicht ausreicht, noch ausreichen kann, braucht kaum erst dargelegt zu werden. Er unterscheidet sich von dem der Gegner mehr äußerlich als innerlich, weil er auf demselben Naturboden steht und sich somit der gleichen fleischlichen Waffen bedient. Eine gewisse Empfindung hierfür scheint sich im Verlauf des Kampfes mehr und mehr geltend zu machen. Wenn auch noch viel daran fehlt, daß die von Dr. Böckel geführte „antisemitische Volkspartei" christ-

liche Grundsätze betont, so läßt sich in ihrem Verhalten neuerdings im allgemeinen doch mehr Achtung vor dem Christentum wahrnehmen, als sie ihm früher zu erweisen für nötig hielt; damit aber hängt es eng zusammen, daß die Partei sich auch politisch weniger radikal gebärdet als sonst, wo sie sich von den Sozialdemokraten vielfach nur durch ihren offen zur Schau getragenen Judenhaß unterschied, während sie sich jetzt zu monarchischen Anschauungen bekennt und in den meisten Fällen auch die sich hieraus ergebenden Schlußfolgerungen zieht. Bei alledem fehlt es, wie gesagt, zwischen ihr und ihren liberalen Widersachern auch heute noch nicht an Berührungspunkten mannigfacher Art, weshalb die „antisemitische Volkspartei" auch verhältnismäßig weniger von dem Hasse dieser Widersacher zu leiden hat, als die deutschsoziale Richtung, deren Führer und Hauptvorkämpfer wir in dem Reichstagsabgeordneten Liebermann von Sonnenberg erblicken. Wenn wir das Programm dieser Richtung, wie es in Bochum — irren wir nicht im Jahre 1888 — beschlossen worden ist, mit dem der Deutschkonservativen vom 13. Juli 1876 vergleichen, so finden wir, daß beide sehr vieles, ja das meiste gemein haben, nur daß das Bochumer Programm, weil es um 12 Jahre jünger ist, den sozialen Forderungen der Zeit einen ungleich breiteren Raum bietet, als das andere, das eben noch aus der Zeit vor der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 stammt und eben aus diesem Grunde reformbedürftig geworden ist. Den Unterschied zwischen beiden Programmen, der für uns hauptsächlich in Betracht kommt, finden wir in den Punkten, die sich auf das Verhältnis zu Christentum und Kirche beziehen. § 4 des deutsch-konservativen Programms lautet wie folgt:

„Das religiöse Leben unseres Volkes, die Erhaltung und Wiedererstarkung der kirchlichen und christlichen Einrichtungen, die seine Träger sind, — vor allem die konfessionelle christliche Volksschule erachten wir für die Grundlage jeder gesunden Entwicklung und für die wichtigste Bürgschaft gegen die zunehmende Verwilderung der Massen und die fortschreitende Auflösung aller gesellschaftlichen Bande."

Dem gegenüber hat § 4 des deutsch-sozialen Programms folgenden Wortlaut:

‚Möglichste Befreiung der christl. Kirche von staatlicher Bevor-

mundung, völlige Glaubens- und Gewiſſensfreiheit; Duldung aller Gewiſſensüberzeugungen, ſoweit ſie nicht gegen Sitte und Recht widerſtoßen.'

§ 5 fordert ferner: Wahrung des chriſtlichen, nationalen und praktiſchen Geſichtspunktes in der Jugenderziehung.

Man ſieht, daß das deutſchſoziale Programm in dieſem wichtigſten Punkte bedeutend kühler und zurückhaltender iſt als das deutſchkonſervative und eben damit hängt es wohl hauptſächlich zuſammen, daß an eine förmliche Verſchmelzung beider Parteien weder gedacht werden kann, noch unſeres Wiſſens bis jetzt gedacht worden iſt. Bei alledem ſteht die deutſch-ſoziale Partei dem chriſtlichen Konſervatismus bedeutend näher, als die antiſemitiſche Volkspartei; vor allem aber gilt das von ihrem bereits erwähnten Führer, dem Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg, der ſich mit den Deutſchkonſervativen ſchon als Edelmann und Offizier ſo eng berührt, daß ihn eigentlich nichts von ihr ſcheidet als das äußerliche Moment ſeiner Sonderſtellung als Führer der „Deutſchſozialen". Von anderen leitenden Perſönlichkeiten dieſer Richtung läßt ſich zwar dem ganzen Umfange nach das gleiche nicht behaupten; in einzelnen Fällen hat die konſervative Preſſe ſich ſogar genötigt geſehen, die ungehörigen Angriffe deutſch-ſozialer Blätter gegen das altteſtamentariſche Judentum ſcharf zu tadeln. Bei alledem, wie geſagt, vertritt die „deutſch-ſoziale" Richtung eine Stufe der Erkenntnis mehr auf dem Wege zur vollen Klarheit über das, was uns not thut, wenn wir das Judentum mit wirkſamen Waffen bekämpfen wollen; ſie ſtellt einen erfreulichen Fortſchritt dar, der das Beſte verheißt. Das Ganze aber hat ſie freilich noch nicht erfaßt.*) Eben deshalb ließ ſich ein Schritt weiter nicht vermeiden. Dieſer Schritt aber ſoll in der Umgeſtaltung des „deutſch-konſervativen" Programms beſtehen, das damit freilich nur in die Fußſtapfen der „chriſtlich-ſozialen Partei" treten würde, die unter der Führung Stöckers ihrerſeits ſchon am 3. Januar 1878 grundſätzlich alles gethan hat, was auf dieſem Gebiet überhaupt geſchehen kann, um es, inſoweit es in ihren Kräften ſtand, auch ins Praktiſche zu übertragen.

Das Programm ſelbſt, wie deſſen Durchführung im einzelnen,

*) Dies muß gerade jetzt betont werden, wo ſich Elemente in die „deutſchſoziale Partei" einzudrängen ſuchen, deren Einfluß nur ſehr ſchädlich wirken kann. D. L.

dürfen als bekannt vorausgesetzt werden; auf eingehende Darlegungen lassen wir uns also hier nicht ein.

Überflüssig aber wird es bei alledem nicht sein, gerade an dieser Stelle besonders hervor zu heben, daß die „christlich-soziale" Bewegung in Berlin außerordentliche Erfolge davon getragen hat, ohne den sehr maßvollen Standpunkt zu verleugnen, den Stöcker in der Judenfrage von jeher eingenommen und noch heute einnimmt, und der ihm von seiten der radikalen Antisemiten jahrelang die heftigsten Anfeindungen eingetragen hat. Seine ursprüngliche Mahnung an die Juden lautete einfach dahin, sie möchten „ein wenig bescheidener" werden. Angesichts der nahezu alles beherrschenden Stellung, die das Judentum einnimmt, und der mehr als dreisten Selbstgefälligkeit und Taktlosigkeit, mit der es sich dieses seines Einflusses rühmt und auf denselben pocht, hätte er sich unmöglich mit größerer Zurückhaltung ausdrücken können — (Heinrich) von Treitschke hatte von den Juden bekanntlich zu derselben Zeit, d. h. am Ausgang der siebziger Jahre gesagt, daß sie „unser Unglück" seien) — und dieser Grundzug seiner Anschauungsweise ist unverändert geblieben, wenn sich dieselbe mit der Zeit auch notgedrungen in andere Formen gekleidet hat. Auf die Juden hatte das Wort von der „Bescheidenheit" aber gewirkt wie das „rote Tuch" auf den Stier; eine ganze Hölle von Haß, nicht nur gegen Stöckers Person, sondern auch gegen die gesamte christliche Weltanschauung, die er vor der großen Öffentlichkeit mit bisher ungekannter Schärfe und Entschiedenheit vertrat, war dadurch entfesselt worden, und das wiederum hatte Stöcker genötigt, die Judenfrage als solche, d. h. die Gesamtstellung des Judentums innerhalb der christlichen Kultur und zu derselben „schärfer" unter die Lupe zu nehmen, — als dies ursprünglich seine Absicht gewesen; vergessen dürfen wir nicht, daß es sich bei der Gründung der „christlich-sozialen" Partei um den Kampf gegen die Sozialdemokratie handelte, die damals dem Judentum keineswegs so nahe stand, wie jetzt, wenn es gleich an grundsätzlichen Berührungspunkten bei der beiden gemeinsamen Abneigung gegen das Christentum nicht fehlte. Das Judentum fühlte sich jedoch vom ersten Tage an mit getroffen und nahm den Handschuh mit einem Eifer auf, der keinen denkenden Menschen darüber im Zweifel lassen konnte, wo der Kernpunkt der von Stöcker angeregten Fragen lag,

daß es ſich dabei im letzten Grunde um die Entſcheidung handelte, die ſich in die zwei Worte zuſammenfaſſen läßt: Hie Chriſtus — hie Belial. Trotzdem, wie geſagt, hat ſich Stöcker hierdurch in ſeiner maßvollen Behandlung der Judenfrage keinen Augenblick irre machen laſſen. Grundſätzlich nicht, weil das Chriſtentum überall Milde gebietet; auch da, wo es haarſcharf ſcheidet, ſo ſcharf, wie eben zwiſchen Gott und Welt geſchieden werden muß; praktiſch nicht, weil es klar zu Tage liegt, daß dem jüdiſchen Einfluß bei deſſen ungeheueren Ausdehnung in der modernen Welt unmittelbar, d. h. auf dem Wege der Geſetzgebung und der ſtarren Formel kaum mehr beizukommen iſt, während es gleichzeitig nicht angeht, den Juden, der ſich zum Chriſtentum bekennt, ſeines Blutes und ſeiner Abſtammung wegen als einen Fremdling zu behandeln. Dies iſt der Punkt, der von jeher zwiſchen Stöcker und den chriſtlichen Antiſemiten überhaupt und den mehr naturaliſtiſch geſinnten zu einem Widerſtreit der Meinungen Anlaß geboten hat, der auch heute noch nicht gänzlich ausgetragen iſt und wahrſcheinlich niemals ausgetragen werden wird, ſo lange es Antiſemiten giebt, die ſich einbilden das Judentum mit äußeren Mitteln bekämpfen zu können, d. h. mit ſolchen, in denen es ihnen der Natur der Sache nach weit überlegen iſt. Wie ſich das in dem vorliegenden Falle zeigen würde, iſt für jeden unbefangenen Beurteiler jüdiſcher Denkweiſe ſchon jetzt ganz klar. Sobald das äußere Bekenntnis zum Chriſtentum wieder als Vorausſetzung geſetzlicher Vorteile erſchiene, würde die große Mehrzahl der in Deutſchland überwiegend vertretenen Reformjuden keinen Anſtand nehmen zum Chriſtentum überzutreten. Wo aber würde die Grenzlinie zwiſchen Juden und Nichtjuden da noch gezogen werden können? Selbſt in Rußland, wo das orthodoxe Judentum vorherrſcht, und die Anhänglichkeit an das Bekenntnis der Väter deshalb weit größer iſt als bei uns, ſcheinen alle Bemühungen, jüdiſche Übertritte zur Staatskirche, die in rein äußeren Beweggründen wurzeln, zu verhindern, fruchtlos zu bleiben. Und das, obwohl es jenſeits des Niemen nur eines Federſtrichs bedarf, um dem jüdiſchen Übertritt geſetzliche Hinderniſſe in den Weg zu legen, von denen in Weſt- und Mitteleuropa nie die Rede ſein könnte.

Vornehmlich aus dieſen Gründen, denen ſich aber noch manche andere hinzufügen ließen, müſſen wir der mittelbaren Einſchränkung

des jüdiſchen Einfluſſes vor der unmittelbaren den Vorzug geben. Das bedeutet aber nichts anderes, als den Weg der Sozialreform betreten, wie ihn das Programm der „chriſtlich-ſozialen" Partei bereits vor dem Erlaß der kaiſerlichen Botſchaft vom 17. November 1881 gewieſen hat und den ſie, wie ſchon bemerkt, mit großem Erfolge zu gehen wußte, bis man ihr, aus Rückſichten parteipolitiſcher Natur, die hier nicht näher beleuchtet werden können, in den Arm fiel und ihr das Ringen mit Sozialdemokratie und Fortſchritt von oben herab dermaßen erſchwerte, daß ſie endlich nicht mehr vorwärts konnte, ſondern einen Teil des gewonnenen Bodens wieder aufzugeben genötigt war.

Mit dieſen thatſächlichen Vorgängen haben wir es hier indeſſen nicht zu thun; was uns an dieſer Stelle beſchäftigt, ſind allein die ideellen Geſichtspunkte, die wir auf ihre Richtigkeit prüfen müſſen, um uns über ihre Anwendbarkeit im öffentlichen Leben klar zu werden.

In der „chriſtlich-ſozialen" Partei mithin dürfen wir das Vorbild erblicken, dem die Konſervativen, wenn ſie die Judenfrage in angemeſſener Weiſe behandeln wollen, zu folgen haben werden. Damit iſt nicht geſagt, daß dieſes Vorbild für alle Zeiten unverrückbar dasſelbe bleiben müſſe. Unſere inneren Zuſtände ſind in gewaltiger Gährung begriffen; das Endergebnis läßt ſich in keiner Weiſe überſehen. So vermögen wir uns heute auch ſchlechterdings keine Vorſtellung davon zu machen, wie weit die antiſemitiſche Bewegung um ſich greifen und welche Forderungen ſie zeitigen wird. Nur ſo viel iſt gewiß, daß zwiſchen ihr und der Sozialreform, die bei uns ja auch amtlich auf der Tagesordnung ſteht und auf die das Wort ebenfalls paßt, daß man niemals weiter gehe, als wenn man nicht weiß, wohin man geht — eine Wechſelwirkung engſter Art beſteht, weshalb das Judentum der Sozialreform auch eine Abneigung entgegen bringt, die ſich oft ganz unverhohlen äußert. Dem gegenüber muß ſich die konſervative Partei die Hände frei halten; nur eins muß für ſie unter allen Umſtänden feſtſtehen: daß ſie ſich weder in der Judenfrage noch ſonſt in irgend einem Punkte ihres Programms, ſei es nun nach oben oder nach unten, der Regierung oder den Maſſen gegenüber, zu einem Zugeſtändniſſe verleiten laſſe, das mit den Grundanſchauungen des praktiſchen

Christentums im Widerspruche steht. Daß ihrer ganzen Zusammensetzung nach die erste Gefahr für sie die größere ist, braucht kaum erst bemerkt zu werden. Sozial und geschichtlich hängt sie mit den leitenden Kreisen in Staat und Gesellschaft eng, ja man kann sagen, unlösbar zusammen. So lange wenigstens thut sie es, als das Ziel, sie aus einer überwiegend aristokratischen in eine Volkspartei umzuwandeln, noch nicht erreicht ist. Einer solchen aristokratischen Partei aber muß es unter allen Umständen schwer fallen, sich mit der „Staatsraison" in Widerspruch zu setzen, die es zur Zeit in Deutschland noch für bedenklich ansieht, der Judenfrage in irgend positiver Weise näher zu treten, ja überhaupt zuzugeben, daß eine solche Frage aufgeworfen werden dürfe. Die verfassungsmäßigen Skrupel, die dabei gewöhnlich in die erste Reihe treten, werden in den meisten Fällen kaum mehr als bloßer Vorwand sein. Was die Krone im Verein mit den parlamentarischen Mehrheiten gegeben hat, kann sie offenbar auch nehmen, d. h. sie kann die gesetzliche Gleichberechtigung des Judentums, wenn sie es sonst für zweckmäßig hält, wieder aufheben, ohne eine „geheiligte Form" zu verletzen.

Ob die konservative Partei dieser Schwierigkeiten nicht nur der Form, sondern auch der Sache nach Herr zu werden vermag, d. h. ob sie Verständnis und Entschlußfähigkeit genug besitzt, um die Judenfrage nicht nur in ihr Programm aufzunehmen, was der kleinste Teil der verlangten Leistung wäre, so schwer auch das schon erscheint, sondern sich auch bei den Wahlen und im parlamentarischen Leben den praktischen Anforderungen dieses Programms gemäß zu verhalten, — davon wird, wie kein Kundiger heute mehr bezweifelt, ihre Zukunft abhängen. Allein es handelt sich um mehr als das. Nicht nur die Zukunft einer politischen Partei, die als solche ja nicht unersetzlich wäre, steht auf dem Spiel, sondern in dem Sinne, wie wir die Judenfrage behandelt wissen wollen, auch die Zukunft der Nation. Haben wir es hier im letzten Grunde mit nichts Geringerem zu thun, als mit dem Kampfe der christlichen Weltanschauung gegen die widerchristliche, des Geistes wider das Fleisch, das in dem modernen Judentum seine ausgesprochenste und thatkräftigste Verkörperung findet, so muß es von höchster, ja ausschlaggebender Bedeutung sein, ob dieser Kampf innerhalb der

Parteien wie außerhalb derſelben mit den rechten Waffen geführt wird oder nicht, d. h. ob die „chriſtliche Ritterſchaft“, die hier gegen Belial zu Felde liegt, Thaten thut oder ſich wohlfeiler Worte bedient. Die Gefahr des bloßen Wortchriſtentums iſt vielleicht zu keiner Zeit unſerer Geſchichte größer geweſen, als eben jetzt, weil unſere ganze Kulturentwicklung dafür ſorgt, daß ein wirkliches Märtyrertum entweder gar nicht mehr möglich iſt, oder ſich dem Verſtändnis der Menge entzieht und eben deshalb nicht die Wirkung zu üben vermag, die ihm in rauheren Zeitaltern beiwohnen konnte. Nicht minder bringt es dieſe Kulturentwicklung mit ſich, daß dem gedruckten Wort eine Machtfülle zugeſchrieben wird, die es ſchon deshalb nicht beſitzen kann, weil die einzelne Erſcheinung durch die Unmaſſe des Gebotenen erdrückt wird und ſo zu Grunde geht. Dies macht ſich auf allen Gebieten geltend. Wo man auch hinblicken mag, ſieht man die Welt von bedrucktem Papier überſchwemmt; damit ſollen beſtimmte Zwecke gefördert werden, die mit anderen ebenſo beſtimmten Zwecken in Widerſtreit geraten, woraus ſich ſchließlich nichts anderes ergiebt, noch ergeben kann, als ein chaotiſches Durcheinander von Beſtrebungen aller Art, deren Endergebnis, wenn man von einem ſolchen reden darf, kaum etwas anderes ſein dürfte, als Blaſiertheit und Ermüdung, Gleichgiltigkeit gegen alles, was nicht dem Genuſſe des Augenblicks dient. Den lernt die Welt nach und nach als das allein Greifbare anſehen, ſo weit ſie nicht damit beſchäftigt iſt, nach den Mitteln zu trachten, welche dieſen Genuß verbürgen.

Innerhalb der poſitiv chriſtlichen Lebenskreiſe kann ein ſolcher Wirrwarr der Standpunkte und Meinungen nun zwar nicht beſtehen. Wenn hier aber das Durcheinander nicht ſo groß iſt wie draußen in der Welt, ſo tritt das Zuviel des Nebeneinander doch auch ſehr ſcharf hervor. Die Maſſenarbeit in Vereinen und Preſſe hat auch bei uns allmählich eine Ausdehnung erlangt, die um ſo bedenklicher erſcheint, als ſie ihrer Natur nach nicht geeignet ſein kann, die innere Herzenswärme zu nähren, wie ſie doch nur im Verkehr von Menſch zu Menſch zum rechten Ausdruck kommt. Ja, ſie nährt ſie nicht nur nicht: ſie erdrückt ſie ſogar oft genug, und ſie muß es thun, weil es unſerer natürlichen Organiſation verſagt iſt, das flüchtig an uns vorübergleitende Bild mit der Teilnahme anzuſehen, die wir dem Bruder und Verwandten widmen. Je

häufiger hiernach der einzelne in seiner Bedrängnis nicht nur kühl, sondern selbst mit Schärfe und Mißtrauen behandelt wird, desto mehr gewöhnt man sich begreiflicherweise, von der Organisation der Arbeit Alles zu erwarten, das Hauptgewicht auf die Artikel zu legen, die man in dem Vereinsorgane schreibt, oder Vorträgen und Versammlungen Wunderkräfte zuzuschreiben, mit einem Wort, dem äußerlichen Moment, das man draußen in der Welt als „Mache" bezeichnet, eine Bedeutung beizulegen, die es auf diesem Gebiet nicht beanspruchen kann und in der That auch nicht besitzt. Die Erfahrung jedes Tages lehrt, daß die Frucht der Arbeit hinter den Anstrengungen, die sie kostet, stark zurück bleibt, und daß Schein und Sein sich durchaus nicht immer decken. Dennoch ist bis jetzt nicht wahrzunehmen, daß die eingeschlagenen Wege als falsch erkannt würden, und daß Aussicht sei, auf diesem Felde einen Umschwung zu erleben. Im Gegenteil: unausgesetzt werden neue Arbeiten unternommen, neue Anstalten, neue Vereine, neue Zeitungen begründet, ohne Rücksicht darauf, ob das Bestehende lebensfähig ist und Dauer verspricht. Man befolgt hier vielfach das Beispiel der Welt, die man bekämpft, und auch die Methode, die Technik, so zu sagen, ist dieselbe; ja selbst in der Reklame bleibt man nicht immer hinter ihr zurück, ohne zu bedenken, daß sie mit ihren eigensten Waffen schon deshalb nicht geschlagen werden kann, weil der rechte Gebrauch dieser Waffen, wie sie ihn versteht, mit der Unwahrhaftigkeit und Lüge untrennbar zusammenhängt, die die Vertreter des Christentums, sei es kirchlich oder politisch, unter allen Umständen zurückweisen müssen. Die Erfolge der modernen Öffentlichkeit würden ohne diese maßlose Zuhilfenahme der Lüge gar nicht erklärt werden können. Wer die liberale Presse (im weitesten Umfang des Worts) berufsmäßig studiert, weiß, daß nicht der hundertste Teil von dem, was sie sagt, der Wahrheit, auch nur im gewöhnlichsten Sinne des Wortes, entspricht. Die öffentliche Meinung, so weit sie von dieser Presse beherrscht wird, geht fast von durchweg falschen und verkehrten Voraussetzungen aus, wobei der unbewußte Irrtum hinter der bewußten Fälschung stark zurücksteht. Diese bewußte Fälschung fällt aber um so schwerer ins Gewicht, als sie unter dem immer wachsenden Einfluß des internationalen Judentums selbst längst international geworden ist und mit internatio-

nalen Waffen kämpft, zu denen vor allem die modernen Verkehrsmittel gehören. Sie, die überwiegend vom jüdischen Kapital beherrscht werden, darf man ihrer sachlichen Wirkung nach unbedenklich als eine „Handhabe Satans" bezeichnen. Der Weltorganismus der Börse, der ganze, alles verwüstende Mammonsdienst der Gegenwart wäre ohne den Telegraphen gar nicht mehr zu denken. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Fernsprecher wirken in demselben Sinne. An sich sind sie freilich alle neutral, wie es nach einem bekannten Dichterwort ja auch der „Teufel" ist; im gegebenen Falle gehören sie aber doch immer dem, der den größten Beutel besitzt, und das sind die Vertreter des Christentums nicht.

Soll damit nun gesagt sein, daß die auf dem Boden des Christentums stehende öffentliche Thätigkeit der Gegenwart als eine schlechthin verfehlte angesehen werden müsse, die als solche nicht fortgesetzt werden dürfte, sondern durch ein anderes wirksames System zu ersetzen wäre? Keineswegs; welches könnte dann unter diesen Verhältnissen, die es nun einmal in ungleich größerem Maße als irgend ein anderer Zeitraum der Geschichte mit den Massen zu thun haben, ihnen ihre ganze Sorge zuzuwenden genötigt ist, dieses neue, bessere System wohl sein? Nein, nicht darum kann es sich handeln, neue Methoden zu ersinnen, die doch auch den Stempel der Unvollkommenheit von vornherein an sich tragen würden; nur das kann und muß vielmehr die Aufgabe sein, mit scharfer Selbstkritik an die Leistungen heranzutreten, die das herrschende System zu Tage fördert, sich von seinen Auswüchsen, die vornehmlich nach der Seite der Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit liegen, nach Kräften frei zu halten und dafür in die Tiefe zu gehen, so weit man es vermag, mit anderen Worten: von dem Marthasinn, vor dem uns der Heiland selber warnt, nicht allzuviel zu erwarten und statt dessen dem Mariensinn, der sich die Arbeit an der eigenen Seele, die volle Hingabe an den Herrn, zur ersten Aufgabe macht, mehr zu vertrauen, als es die Vielgeschäftigkeit dieser Tage im Großen und Ganzen erkennen läßt. Ohne diese Einkehr in uns selbst, ohne dieses beständige Fegen vor der eigenen Thüre wird alles Laufen, Rennen, Schreiben und Reden wenig nützen. Von innen heraus muß die Erneuerung unseres Volkslebens kommen, wenn sie mehr bedeuten soll als eine

bloße Form; von außen läßt ſie ſich nur zum Schein herein tragen, weil niemand in Wahrheit geben kann, was er ſelbſt nicht hat.

Daß die Ausſichten des Kampfes, den wir führen, hiernach nicht allzu günſtig ſtehen, kann niemand, dem es ernſt iſt und der den Selbſtbetrug verabſcheut, leugnen. Im einzelnen wird auf dem kirchlichen wie auch auf dem politiſchen Gebiet, unzweifelhaft viel Tüchtiges geleiſtet. In der nun halb hundertjährigen Arbeit der evangeliſchen inneren Miſſion ſteckt ein gewaltiges Stück Liebeskraft und Mut; wenn irgend wo, ſo hat ſich gerade hier das Wort vom „Scherflein der Witwe“ recht bewährt; denn nicht vom Überfluſſe iſt materiell wie geiſtig genommen worden und wird es noch genommen, was dieſem großen Werke dient, ſondern von dem Mangel ſtammt es her. Das Geld wie die Zeit, ſie werden der Notdurft abgerungen. Der Geber, die es reichlich haben, in dieſem wie in jenem Sinne, ſie ſind ſo ſelten, daß ſie faſt verſchwinden. Und hat nicht auch die politiſche Arbeit, wie ſie Stöcker mit ſeiner „chriſtlich-ſozialen“ Partei in Berlin wie auf dem Lande gethan und thut, Erhebendes geſchaffen? Iſt es eine geringe Sache, daß das evangeliſche Deutſchland jetzt von einem Netz chriſtlicher Jünglingsvereine und evangeliſcher Arbeitervereine überzogen iſt, von denen vor $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten nur dürftige Anfänge vorhanden waren? Dürfen wir es überſehen, daß die konſervative Partei, die um eben dieſe Zeit faſt ohne alle Organiſation daſtand, heute in den meiſten deutſchen Staaten feſt gegliedert iſt und, wenn auch in beſcheidenen Formen, neben den alten anerkannten Organen aus früherer Zeit eine ſelbſtändige Provinzialpreſſe beſitzt, die ſich ihrer Haut zu wehren weiß? Auch das endlich gehört von unſerem Standpunkt zu den günſtigen „Zeichen der Zeit“, daß die antiſemitiſche Bewegung, die noch zu Anfang der achtziger Jahre einem wild tobenden Bergſtrom glich, der mehr verwüſtet als Nutzen ſchafft, ſeitdem in ruhigere Bahnen eingelenkt iſt und ſich beſtrebt zeigt, die feſten Formen zu gewinnen, die bei ſtetiger Arbeit allein den Erfolg verbürgen. Daß die Ziele, denen die Bewegung nachgeht, wie die Mittel, deren ſie ſich vielfach noch bedient, von unſerem Standpunkt nicht immer als die richtigen erſcheinen, haben wir bereits geſehen. Selbſt in dieſer unvollkommenen Form deutet die Bewegung aber darauf hin, daß

das deutſche Volk zum Bewußtſein der ſittlichen und ſozialen Notwehr zu erwachen beginnt, die wir für die einzige, dafür aber auch vollberechtigte Form des Antiſemitismus halten. Daß dabei auch andere, weniger lautere Triebfedern thätig ſind, daß der Strom, je größer er wird, deſto mehr trübe Elemente in ſich aufnehmen muß, die ſich gerne von ihm tragen laſſen, ſo lange es geht, wiſſen wir wohl; das kann uns indeſſen nicht irre machen, weil es das unfehlbare Los jeder mächtigen Bewegung iſt und immer ſein wird, ſo lange es ſelbſtſüchtige Menſchenherzen giebt, denen es nicht um die Sache zu thun iſt, ſondern nur um die eigene Perſon. Auf den Charakter der Bewegung kommt dabei wenig an; allein ihr äußerer Erfolg entſcheidet. In dieſem Sinne aber muß es als ein Zeichen der Kraft angeſehen werden, daß ſich neuerdings auch das „Geſchäft“ an den Antiſemitismus klammert.

Allein wie aus den herrlichſten Bauſteinen kein Dom wird, ſo lange die ordnende Hand des Meiſters fehlt, die ſie einem Gedanken folgend zuſammenfügt, ſo helfen auch beim Kampfe gegen die widerchriſtlichen Beſtrebungen, als deren treibende Kraft das moderne Judentum erſcheint, die beſten Einzelleitungen wenig, wenn ſie nicht in einheitlichem Sinne auf dasſelbe Ziel gerichtet ſind. Daran aber fehlt in dem heutigen Deutſchland noch gewaltig viel. Nicht einmal die Kräfte, über die das kirchlich organiſierte Chriſtentum gebietet, wirken zuſammen, wie es ſich gehört; Evangeliſche und Katholiſche laſſen ſich nur ausnahmsweiſe unter einen Hut bringen, wie es z. B. in der Frage des preußiſchen Volksſchulgeſetzes geſchehen iſt, und dieſes Zuſammengehen hat zu keinem poſitiven Ziele geführt; gewiß auch deshalb nicht, weil die rechte innere Einigkeit eben noch nicht da war. Wir wiſſen ja, daß der Evangeliſche Bund wegen des Zuſammengehens mit den Katholiken gegen das Volksſchulgeſetz eingetreten iſt und daß der Evangeliſche Oberkirchenrat in Berlin aus Gründen verwandter Art ein Gutachten im verneinenden Sinne abgegeben hat. Andererſeits ſind auch auf katholiſcher Seite Stimmen genug laut geworden, die ſich über das Bündnis mit den Evangeliſchen keineswegs erfreut ausgeſprochen haben. Im Vergleich zu dem dauernden Gegenſatz beider Kirchen, deſſen wir ſchon erwähnt, will dies freilich nicht viel bedeuten. Namentlich auf dem

Gebiet der äußeren Miſſion nimmt dieſer Gegenſatz einen Raum ein, der ſchlechterdings nicht überbrückt werden kann. Was ſich in Uganda kürzlich zwiſchen katholiſchen Franzoſen und proteſtantiſchen Engländern zugetragen (denn im Grunde handelt es ſich nur um dieſe), könnte ſich auch dann wiederholen, wenn deutſche Katholiken und deutſche Proteſtanten auf afrikaniſchem Boden zuſammenträfen.

Wenn nicht dieſelbe, ſo doch eine annähernd ähnliche Gegnerſchaft tritt auch noch in der Heimat oft genug hervor. Wie die Miſchehenfrage zu unaufhörlichen Reibungen Anlaß bietet, ſo macht ſich die konfeſſionelle Eiferſucht auch in der Krankenpflege und auf einer Menge verwandter Gebiete geltend. Unterſtützung fremder Wohlthätigkeitsanſtalten wird hüben und drüben ſchier als „Verrat“ an der eigenen Sache angeſehen und kommt jetzt wohl kaum mehr vor. Beſonders aber iſt es die „Jeſuiten- und Ordensfrage“ überhaupt, die beſtändig heftige Anfeindungen hervorruft und vor ein paar Jahren erſt wieder einen Adreſſenſturm von unerhörter Gewalt erregt hat, bei dem ſich die Kräfte etwa gleich geblieben ſind.

Wir gehen auf den Gegenſtand nicht näher ein. Er gehört aber in ſofern her, als er die Schwierigkeiten klar machen hilft, die einer einheitlichen Behandlung der „Judenfrage“ im chriſtlichen Deutſchland entgegenſtehen. Dieſe Schwierigkeiten werden dadurch noch erhöht, daß die Katholiken, weil ſie ſelbſt eine Minderheit darſtellen und deshalb vor allem Scheu haben, was an Ausnahmemaßregeln erinnert, bis jetzt nur wenig Neigung haben, dieſer Frage auf den Grund zu gehen und Stellung zu ihr zu nehmen, wie es ſich gehört. Hie und da ſtößt man in katholiſchen Blättern zwar auf antiſemitiſch gefärbte Äußerungen, ohne daß daraus aber die Folgerungen gezogen würden, die ſich vom Standpunkte der evangeliſch-konſervativen Preſſe ganz von ſelbſt ergeben. Es ſcheint mit ſolchen Äußerungen eben nicht mehr beabſichtigt zu ſein, als die Juden, die ſich der katholiſchen Kirche gegenüber beſonders gern gehen laſſen, zu warnen, ihnen freundſchaftliche Winke zu geben, wie ſich ein Kampf vermeiden ließe, den man im ultramontanen Lager durchaus nicht wünſcht. In der That ſind die Juden auch heutzutage noch in der Lage, ſich darauf

zu berufen, daß die katholiſche Hierarchie den Antiſemitismus verdamme. Allerdings geſchieht dies durchweg von Geſichtspunkten aus, die nur als völlig irrtümlich bezeichnet werden können. Regelmäßig berufen ſich die geiſtlichen Gegner des Antiſemitismus auf das Gebot der „chriſtlichen Liebe", welche es verbiete, „Andersgläubige zu haſſen." Daß die Bewegung als ſolche mit Religionshaß aber nichts zu thun hat, muß, wenn die vorſtehende Darſtellung ihren Zweck anders erreicht hat, völlig klar geworden ſein. Aus „religiöſen Gründen" verfolgt man die Juden ſchon deshalb nicht, weil Geſichtspunkte dieſer Art im öffentlichen Leben der Mittel- und Weſteuropäer, vor allem alſo auch der Deutſchen, keine entſcheidende Rolle ſpielen, wenn man auch, wie wir geſehen, keineswegs behaupten kann, daß die kirchlichen Gegenſätze nicht ſtark empfunden würden. Dieſe Gegenſätze reichen aus, um die Katholiken zu einer eigenen politiſchen Partei zu vereinigen und die Evangeliſchen zur Bildung eines beſonderen „Bundes" zu veranlaſſen. Aber mit „Haß" in dem Sinne, wie es hier gemeint iſt, hat das wenig oder nichts zu thun. Eher könnte da von einem ſolchen Haſſe der fremden Raſſe gegenüber die Rede ſein. Allein auch dieſe Empfindung würde keinenfalls ausreichen, um dem Antiſemitismus die treibende Kraft zu verleihen, über die er thatſächlich verfügt. Daß erſt die ſchon dargelegten ſozialen Beweggründe dies zu Wege gebracht, läßt der eine Umſtand ſchon erkennen, daß die antiſemitiſche Bewegung mit der Zunahme des jüdiſchen Einfluſſes Hand in Hand geht, als ihr unzertrennlicher Begleiter erſcheint, als die „ſchwarze Sorge", die man „hinter dem Reiter" ſitzen ſieht.

Das Judentum empfindet das innerlich ſehr wohl, vor der Welt aber erkennt es nichts dergleichen an und in der unbeugſamen Hartnäckigkeit und zielbewußten Solidarität, mit der es ſeinen ſelbſtgerechten Standpunkt verteidigt, beſitzt es der Zerſplitterung und Zerfahrenheit der durch zahlloſe Triebfedern mehr oder weniger ſelbſtſüchtiger Art getrennten Chriſten gegenüber einen Halt, der bis jetzt noch nicht erſchüttert iſt. Die Macht, die ihm der Beſitz verleiht, benützt es nicht nur, um ſich zu bereichern, ſondern auch um die erworbene Stellung zu ſichern, und dabei zeigt es ſich nicht minder ſkrupellos als im „Geſchäft". Es iſt hier nicht der Ort, auf die vielen einzelnen zum Teil „berühmt" gewordenen

Fälle einzugehen, an denen das in den letzten Jahren klar geworden iſt. So viel ſteht jedoch leider feſt, daß man durch dieſe Erfahrungen nachgerade auch in Deutſchland, das ſich ſeiner ſittlichen „Unberührtheit“ lange zu rühmen gewohnt war, die Empfindung bekommen hat, daß das Geſetz dem Judentum gegenüber nicht immer das bedeute, was es bedeuten ſoll, daß ſich in der Stille Einflüſſe geltend machen, von denen man ehedem mit Verachtung zu reden pflegte, an denen aber heute offenbar nicht mehr vorbei zu kommen iſt, ſo daß wir keinen Grund und kein Recht haben, hochmütig auf das „verderbte Ausland“ herabzuſehen.

Wie weit iſt der Zerſetzungsprozeß vorgeſchritten, den wir hier am Werke ſehen? Darauf kommt alles an. Es giebt Zeitpunkte im Leben der Völker, wo man das: „Zu ſpät“ in ſein Recht treten ſieht, wo die Gnade, die für den Einzelnen immer noch zu finden wäre, für die Geſamtheit verloren iſt, wo der Leuchter umgeſtoßen wird und das ewige Dunkel folgt.

Gott wolle nicht, daß das deutſche Volk dem Gericht verfalle! Sodom und Gomorrha hätten erhalten werden können, wenn nur fünf Gerechte dageweſen wären. Die antiſemitiſche Bewegung, inſofern ſie in echter Bußgeſinnung wurzelt, bürgt uns dafür, daß es in Deutſchland noch fünf Gerechte giebt, d. h. eine Minderzahl, die ihre „Kniee nicht beugt vor dem Baal“ der Gegenwart, dem Mammon und ſeinen Dienern, ſondern unentwegt und unverzagt zu dem Herrn ihrem Gott betet, daß er uns ein „neues Herz“ gebe und „einen neuen gewiſſen Geiſt.“ Aus dieſem „neuen Herzen“ und dieſem „neuen gewiſſen Geiſt“ werden wir aber die Kraft ſchöpfen, die uns allein zur Erkenntnis des Übels und zur Bekämpfung desſelben von innen heraus helfen und dieſen Kampf ſiegreich beſtehen laſſen kann. „Es iſt in keinem andern Heil“ — dies Wort gilt auch hier. So lange wir den Juden und ihren Genoſſen, als den Kindern der Welt, Chriſtum kreuzigen helfen, indem wir unſeren Lüſten zügellos nachgeben und uns der Buße verſchließen, ſo lange wird jeder Verſuch, die Judenfrage zu löſen, vergeblich ſein, und ſtünden dem Antiſemitismus Millionen von Stimmen zu Gebot.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVII. Heft 8.

Über unsere alte Losung:

„Mit Gott für König und Vaterland"

im Blick auf Frankreich und Rußland.

Eine historisch-politische Studie für die Gegenwart

von

Dr. Heinrich Rocholl,
Mil. Oberpfarrer des 10. Armeekorps.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1892.

Alle Rechte vorbehalten.

Aus einer aufgeregten, ſturmbewegten Zeit in der Geſchichte des Volkes Israel, als es mit den großen Oſtmächten Aſiens in Beziehung trat, welche es ſpäter zertrümmern ſollten, wird uns im zweiten Buch der Chronika, Kapitel 30, Vers 12 berichtet, daß der Gott fürchtende König Hiskias noch einmal ſein Volk unter Zucht und Ordnung, Religion und Geſetz zuſammenbrachte und deſſen nationales Glück aufs neue ſicherte; ſeine ſegensreiche Regierung wird einfach in den Worten beſchrieben: „Es kam Gottes Hand in Juda, daß er ihnen gab einerlei Herz, zu thun nach des Königs und der Oberſten Gebot, nach dem Worte des Herrn.“ Da werden in ſchlichteſter Weiſe drei Grundveſten eines Volkes aus Gottes Hand genannt, erſtens die Einigkeit der Herzen im patriotiſchen Leben, in der Arbeit fürs Vaterland; zweitens die Majeſtät und Autorität der Obrigkeit in der Perſon des Fürſten; und drittens in der Durchgeiſtigung des Volkes durch Einflüſſe eines höheren Geiſtes aus Gott und ſeinem Wort.

Wenn wir nun in unſerem vaterländiſchen Sinnen und Streben gleichſam von hoher Warte aus eine Rückſchau auf den wunderſamen Gang unſerer deutſchen Geſchichte halten, dann fürwahr merken auch wir, daß eine höhere Hand über uns gekommen iſt. Gottes ſichtbare Gnadenhand hat uns zunächſt das große, einige Vaterland gegeben, als die ſchönſte Frucht vieljähriger, friedlicher Arbeit, aber auch als Lohn ernſter Blutarbeit im Kampf mit äußeren Feinden. Die beiden großen Lebensquellen deutſchen Weſens, der Drang nach einem großen Staatsverband und die zähe Liebe, das bewährte Alte und das Einzelne je nach Land und Fürſt in ſeiner Eigenart zu bewahren, ſie haben ſich vereint in dem Feuer des echten Patriotismus, der das deutſche Geſamtleben umfaßt und ſegnend befruchten will. Wenn heute unter uns der Dichter Leſſing lebte und ſeine politiſche Überzeugung, wie vor hundert Jahren,

dahin aussprechen wollte, daß das Weltbürgertum das einzig Wahre, daß dagegen das Nationalitätsgefühl eine Schwachheit sei, er würde von dem patriotisch gesinnten Deutschland nicht verstanden werden, sondern in seiner Meinung völlig allein stehen.*) Wir sind nun doch in dem letzten Jahrhundert seit Lessing im Deutschtum vorwärts geschritten. Welch große Errungenschaften haben wir gemacht! Das Ideal, welches die Dichter ahnend besangen, ist zur Thatsache geworden: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern!“ Vor hundert Jahren glich das deutsche Vaterland einem schottischen Shawlmuster mit allerlei grell in die Augen fallenden Farben. 2000 kleine Gebiete gab es auf deutschem Boden, von denen 365 reichstagsfähig waren. Aber heute bilden Nord- und Süddeutschland gleichsam die beiden Schwingen des mächtigen, deutschen Reichsadlers, von dem es heißt: „selbst der Sonne weicht er nicht.“ Mehrere Millionen waffentragender Männer kann Deutschland als Heerbann aufstellen, wenn Kriegsgeschrei an seinen Grenzen sich erhebt. Eine deutsche Flotte bringt die deutsche Flagge, hochgeachtet von den Vertretern der ganzen zivilisierten Welt, bis an die Enden der Erde. Während bis zu den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts die geschichtlichen Festtage nur Sehnsuchtstage nach nationaler Einheit gewesen sind, während wir lange Zeit nur in der Erinnerung an Tage der Knechtschaft, ja der Schmach, dem großen Dichter nachsangen: „Ans Vaterland, ans teuere schließ dich an!“, sind unsere Feiern Ruhmestage geworden, Deutschland ist zum Selbstbewußtsein gelangt; ja Gottes Hand kam auch über uns Deutsche, wie damals über Juda, daß er uns gab einerlei Herz.

Und verkörpert ist dieses neu entstandene, deutsche Vaterland in der geheiligten Person unseres Kaisers. Gottes Hand hat uns einen Kaiser als Oberhaupt des großen Staatsverbandes gegeben, nicht einen Abenteurer, der von der Abstimmung des Volkes, von dessen Gunst, von dessen Los erkoren war, sondern einen Kaiser von Gottes Gnaden, aus dem legitimen Hause des erlauchten Hohenzollerngeschlechtes. Des Kaisers Thron inmitten deutscher Männer ist der Sammelplatz aller Getreuen, ist der Fels für Pietät und Autoritätsgefühl aller friedliebenden Bürger, ist eine Stätte gottgeweihter Majestät, sofern von ihm aus Recht und Gerechtigkeit im

*) Leider doch wohl nicht ganz. D. L.

Namen Gottes zum Heil des Volkes gehandhabt wird; der Thron ist die Schutzwehr des Friedens und der Wohlfahrt in deutschen Gauen, ja für alle Völker über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus.

Doch auf jeder Höhe ist die Mahnung wohl zu bedenken: „Wer da glaubt zu stehen, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!“ Auch des Adlers Fittige können im herrlichsten Sonnenglanz gelähmt werden; eine ganze Nation kann sich in Selbstruhm überheben; Preußens Armee schlief ein auf dem Ruhm des großen Friedrich. Bei aller äußeren nationalen Größe kann im Innern eines Volkslebens Unzufriedenheit um sich greifen; bei allem Hochschwung patriotischer Begeisterung kann ein düsterer Schatten revolutionärer Ideen sich manches Deutschen Herzen bemächtigen.

Und wahrlich, gerade unsere heutigen politischen Verhältnisse im Inneren unseres Volkslebens zwingen uns sicherlich, die Frage wohl zu überlegen: Deutsches Volk, was sind die starken Wurzeln unserer Kraft? Wir müssen prüfen, ob der Geist im Volke noch gesund ist, ob die deutschen Herzen noch schlagen in Treue, ob sie ein gutes Gewissen haben in der Arbeit am Vaterland, ob die lautere Gottesfurcht im strengsten Gegensatz zur rohen oder verfeinerten Gottlosigkeit die treibende Macht in unseren Bestrebungen und Unternehmungen ist? Die deutsche Nation sollte nicht müde werden gleich dem emsigen Wanderer, zuweilen Halt zu machen im Vorwärtsgehen, um einen Augenblick zurückzuschauen, welch einen Weg sie durch Gottes Gnade hat zurücklegen dürfen, um prüfend den Blick in die Zukunft zu richten, ob noch Weisheit uns regiert, Demut uns beseelt, und ob noch Stählung der Volkskraft da ist für ernste Aufgaben, deren Lösung uns zur Pflicht wird. Werden wir doch von zwei Seiten aufs schärfste bei Tag und Nacht von mächtigen Nachbarn beobachtet, im Osten von den Russen, im Westen von den Franzosen; beide sinnen nichts Gutes, beide führen Böses im Schilde!

Ein Volk kann nun sich, seine sittliche Macht, seine geistige Waffenrüstung am besten beurteilen, wenn es sich vergleicht mit anderen Völkern. Aber diese Vergleichung darf nicht den Ton annehmen, in welchem jener pharisäische Mann im Tempel sich selbst Weihrauch streute, so daß wir etwa sprächen: ich danke dir Gott, daß wir Deutsche nicht sind wie andere Völker, etwa wie die Russen

oder die Franzoſen. Wenn beim Hauſe des Nachbars Riſſe und Sprünge, klaffende Spalten bemerkbar werden, ſo dürfen wir nicht gleichſam in die Hände klatſchen, ſondern ſollen unterſuchen, ob auch das Fundament und der Bau unſeres eigenen Hauſes noch feſt iſt. Und gehen wir dazu über, unſer nationales Leben in einigen Zügen mit dem der Franzoſen und Ruſſen zu vergleichen, dann muß das Ziel der Unterſuchung die Selbſterkenntnis ſein, die Einkehr in die tiefſte Tiefe unſeres deutſchen Weſens. Doch bevor ich über die Eigenart von Frankreich und Rußland ſpreche, habe ich die Vorbemerkung zu machen, daß ich wagen darf, über Frankreich ein Urteil abzugeben, weil ich dieſes Land ſelbſt bereiſt und dieſes Volk mit eigenen Augen näher beſchaut habe. Von Rußland kann ich freilich nur vom Hörenſagen berichten; was ich aber ſage, beruht auf dem Studium gediegener Werke und auf den Mitteilungen glaubhafter Gewährsmänner, welche Land und Leute in dem Oſtreiche ſelbſt kennen gelernt haben.

Zur Norm unſerer Unterſuchung wählen wir die alte Loſung, welche der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. einſt in ſchwerer Zeit der Landwehr gegeben: „Mit Gott für König und Vaterland“; liegt doch in ihr eine andere Faſſung für dieſelben Mächte, die wir auf Grund jener alten Chronikaſtelle als die drei Grundfeſten eines Volkslebens aus Gottes Hand zu Anfang hinſtellten: Einigkeit in Volk, des Fürſten Majeſtät, Gottes Geiſt aus Gottes Wort. Der Inhalt dieſer alten Loſung iſt ſo reich, ſo zentnerſchwer; man kann ſie vorwärts und rückwärts betrachten. Wir wollen zunächſt den letzteren Weg gehen.

Schon bei dem Worte: Vaterland ſollte es uns Deutſchen klar ſein, daß uns nicht Eigendünkel, Phariſäerſtolz oder ein übertriebenes Selbſtbewußtſein beſeelen darf, wozu die Großthaten von 1870 und 1871 ja allzuleicht für uns eine Verſuchung abgeben könnten. Es giebt kein Volk der Erde, welches eine größere Liebe, Hingabe und Verehrung für ſein Vaterland hat, als die Franzoſen. Schon bei dem einfachen Klang der Worte: Patrie, Vaterland, und La France, Frankreich, ſchlägt jedem Franzmann das Herz höher; ſie ſind für ihn wahre Götzen, Abgötter, ſicherlich Zauberworte, welche ihn zu den größten Opfern, zur Aufrechterhaltung und Verteidigung der Ehre und des Anſehens des franzöſiſchen Namens

begeiſtern. Der Franzoſe wird nicht müde, auszudenken, rühmend darzulegen, ja auszuposaunen, was alles ihm „Frankreich“ bedeutet. Für ihn iſt es das eigentliche Kulturvolk der Welt, die große Nation mit ſeiner weltgeſchichtlichen Aufgabe, überallhin die Ziviliſation zu verbreiten. Frankreich iſt, ſo meint man, vor allen Völkern berufen, in der Welt die Schiedsrichterſtellung einzunehmen; nichts kann man im fränkiſchen Volke ſo ſchwer verſchmerzen, als daß die Ereigniſſe von 1870 und 1871 Frankreich von dieſer imponierenden Stellung im Völkerkonzert weggedrängt haben. Frankreichs Sprache iſt die Weltſprache; wer ſie verſteht, kann allenthalben auf dem Erdball ſich verſtändigen; in ihr kann er alles fordern. Daher geſellt ſich zu den ſtolzen Begriffen Patrie, Vaterland und La France, Frankreich ein dritter hinzu, nämlich gloire, der Ruhm; nicht umſonſt heißt es in dem Liede, das ganz Frankreich in Selbſtüberhebung trunken macht, in der wilden Marſeillaiſe: „Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé.“ Dieſe unerſättliche Ruhmgier des franzöſiſchen Gemütes und Geiſtes iſt die Triebfeder zu großen Thaten, aber auch zu großen Unthaten.

Es iſt intereſſant, zu verfolgen, wie die Machthaber Frankreichs, nachdem die Weltanſchauung eines Ludwigs XIV. mit dem Grundſatz: „Der Staat bin ich“ durch die Revolution vernichtet worden war, durch das Erfaſſen der patriotiſchen Ideen und durch prunkhaftes Proklamieren der Zauberworte Patrie, La France und Gloire ſich der Geiſter bemächtigten, ſo daß ſie auf den neu gezimmerten Thron ſteigen konnten. Als Napoleon I 1793 den Zug der Konventsarmee gegen die Royaliſten und Girondins mitgemacht hatte, gewann er die Volksgunſt plötzlich durch folgende Proklamation: „Bürger, Repräſentanten! Vom Felde der Ehre, marſchierend im Blute der Verräter, bringe ich euch mit Freuden die Kunde, daß Euere Befehle ausgeführt, und daß Frankreich gerächt iſt. Die von den republikaniſchen Kanonen nur verwundet waren, ſind durch das Schwert der Freiheit und durch das Bajonett der Gleichheit umgebracht worden. Brutus Bonaparte, Bürger Sansculotte.“ Und dieſer „Brutus Bonaparte“, „Bürger Sansculotte“ wurde Präſident, erſter Konſul, ja Kaiſer der Franzoſen; in allen ſeinen „Bulletins“ wurde er nicht müde, allerlei Verſprechungen für la France, für la patrie und la gloire dem Volke zu geben; er

trieb mit dieſen Worten eine diplomatiſche Kunſt, die faſt zur Spielerei wurde. Daher fiel ihm die Volksgunſt zu und des Schmeichlers Wort gehörte ihm. Als er ſich zum Kaiſer emporgeſchwungen hatte, ſchrieb der Biſchof von Turin in größter Ehrerbietung: „Ew. Kaiſerlichen Majeſtät war es vorbehalten, Frankreich ſeine wahren Bedürfniſſe kennen zu lehren: einen Gott und einen Monarchen. Wie der Gott der Chriſten allein der Anbetung und des Gehorſams würdig iſt, ſo iſt Napoleon der einzigſte unter den Menſchen, der da würdig iſt, die Franzoſen zu beherrſchen.“ Und ob Napoleon I. ſchließlich durch ſeine verworrenen Schickſale den Ruhm der großen Nation zu nichte machte, — was ihn mit allen Franzoſen verſöhnte, war der letzte Wunſch in ſeinem Teſtament von St. Helena aus: „Ich will, daß meine Gebeine ruhen an den Ufern der Seine.“

Ja, das Volk, das die ſtolze, dreifache Loſung gewählt hat: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, es läßt ſich beherrſchen, knechten, ſelbſt tyranniſieren von Abenteurern, ſobald ſie verſtehen, den Patriotismus der Menge zu entflammen, für die Größe, namentlich den Ruhm des Vaterlandes im Innern wie nach Außen einzutreten. Bei der erſten Kunde des Februaraufſtandes 1848 hatte der Prinz Napoleon ſich nach Paris begeben; er galt allgemein für den Schwindler von Straßburg und Boulogne, für den lächerlichen „Gefangenen von Ham“. Er ſchrieb im Wagen, auf dem Knie ſeinen Hut als Pult gebrauchend, einen Brief an die proviſoriſche Regierung: „kein anderer Ehrgeiz leitet mich, als zu dienen meinem Vaterlande“, Worte, welche ihm die Herzen von Tauſenden ſeiner Mitbürger öffneten. Als franzöſiſcher Bürger erſcheint er eines Tages in der Kammer, beſteigt bei dem Beginn der Sitzung gelaſſenen Schrittes die Rednerbühne und verlieſt in ſehr ruhigem Tone ein gut ausgearbeitetes Manifeſt, in welchem er ſich mit Siegesbewußtſein dem erſtaunten Frankreich als zukünftigen Präſidenten anbietet mit dem feierlichen Verſprechen, die Conſolidation der Geſellſchaft herbeizuführen und den Ruhm Frankreichs zu erhöhen. Als er gewählt war, ſagte er die denkwürdigen Worte: „Frankreich wird nicht unter meinen Händen untergehen!“

Und wirklich, achtzehn Jahre lang hat er es verſtanden, das unruhig angelegte, leicht erhitzbare Volk der Franzoſen zu zügeln,

deſſen Wohlſtand zu heben, ſo daß es die erſte Rolle im großen Völkerdrama ſpielen und eine Vorherrſchaft über Europa, ja über die ganze ziviliſierte Welt ausüben konnte. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 erklärte Napoleon III. in Bordeaux: „Wenn Frankreich zufrieden iſt, ſo iſt die Welt ruhig"; aber leider war es nicht zufrieden; im wilden Übermut erklärte es dem friedlichen Deutſchland den Krieg.

Aber harte Schickſalsſchläge haben damals den trotzigen Nacken der großen Nation nicht gebeugt; ihr ſtolzes Selbſtbewußtſein blieb, ſelbſt als ſie am Boden lag. Ich erinnere an das Wort Jules Favre's, das er dem Sieger von Sedan entgegenhielt: „Kein Fuß breit unſeres Landes, kein Stein von unſeren Feſtungen", dem Paris, das Zentrum Frankreichs, hinzufügte: „Kein Frank aus unſerem Schatze." Und iſt es nicht immerhin zu bewundern, daß der Volkstribun Gambetta es fertig gebracht hat, nach dem Zuſammenbruch des Napoleoniſchen Thrones das ganze Volk der Franzoſen zu einem kämpfenden Heere aufzubieten, dem es eine heilige Sache war, die alte franzöſiſche Gloire wieder zu gewinnen!

Und den glühenden, nie verlöſchenden Herd alles patriotiſchen Feuers unter den Franzoſen ſtellt die Hauptſtadt Paris dar; in Paris iſt ganz Frankreich zentraliſiert; in Paris geht Frankreich auf. Iſt Paris ruhig, dann herrſcht im ganzen Volke Zufriedenheit; iſt Paris aufgeregt, dann iſt die ganze Nation nervös. Jeder wohlhabende Franzoſe hat den Drang, jedes Jahr wenigſtens einmal die Hauptſtadt zu beſuchen; es iſt für ihn ein non plus ultra an Wonne; dort weidet ſich ſein Blick an den Bildern und Statuen des Ruhmes; dort bewundert er die Fortſchritte der Intelligenz, der Kunſt, der Ziviliſation; dort beſucht er die weltberühmten Theater und Konzerte, dort kann er ſich dem raffinierten Sinnengenuß hingeben; dort aber vor allem hört er das ſchönſte Franzöſiſch reden. Der Franzoſe iſt ganz vernarrt in ſeine Sprache, namentlich darin, wie man in Paris ſie ſpricht; es iſt für ihn ein wahrer Genuß, gut franzöſiſch ſprechen zu hören und gut franzöſiſch ſelbſt ſprechen zu können. Im Jahre 1873 ſaß ich mit meiner Frau in dem großen Louvre-Hotel am Mittagstiſch, und vor uns las ein älterer Herr eine große Zeitung. Auf die leiſe Frage meiner Frau an mich, was das wohl für eine Zeitung ſei, antwortete ich irr-

tümlicherweiſe: „es iſt die Times.“ Als der Franzoſe, der den „Figaro“ in der Hand hatte, dies gehört, wurde er ſehr wild, zeigte uns in ungezogener Weiſe ſeine ganze galliſche Zunge, rief den Oberkellner, damit derſelbe ihm einen anderen Platz anweiſe, und verfolgte uns mit Blicken, wie wenn er uns ermorden wollte. Da es im Jahre 1873 für uns Deutſche in Paris nicht geheuer war, ließen wir den ſchier toll gewordenen Franzmann in dem großen, von 200 Gäſten beſetzten Saal echt franzöſiſch geſtikulieren, ohne daß wir auf ihn Rückſicht nahmen, bis endlich Vernunft in ſein Gehirn gezogen war. Ja, die Sprache hat für die Franzoſen eine zauberhafte Macht. Von Madame de Maintenan wird erzählt, daß ſie, als ſie noch Frau Skarron hieß, einmal bei einem armen Dichter zu Gaſte war. Bei dem Mittageſſen, welches ziemlich dürftig war, lauſchte die ganze Geſellſchaft auf die ſchöne Sprache der berühmten Frau. Auf einmal trat der Diener auf und ſagte: „Madame, es fehlt der Braten; aber erzählen Sie dafür noch eine Geſchichte!“ Der Pariſer hat das Bewußtſein, der eigentliche Ur-Franzoſe zu ſein; in ihm ſtellt ſich franzöſiſches Weſen, Temperament, franzöſiſcher Charakter, franzöſiſche Bildung am vollkommenſten dar. Ja für die ganze geſittete und gebildete Welt ſcheint ihm Paris das Herz der Menſchheit, die Hauptſtadt der Ziviliſation, die Königin des Weltalls zu ſein. Als ich im Jahre 1873 einem Droſchkenkutſcher den Auftrag gab: „Zeigen Sie mir alle berühmten Orte der Weltſtadt Paris!“, hat dieſer Mann mich vier Stunden lang umhergefahren und an den ſehenswerteſten Punkten wahrhaft intereſſante Reden über die Denkmäler und die Geſchichte der großen Stadt gehalten; auch der Droſchkenkutſcher iſt ſtolz, gerade in Paris fahren zu können.

Als in dem Jahre 1870 an der Seine das wüſte Kriegesgeſchrei anhob, berauſchte ſich Paris ſofort in dem Gedanken, daß es völlig unmöglich ſei, daß Frankreich von den verdammten Prussiens beſiegt werden könnte. Da war von Demut oder von Niedergeſchlagenheit keine Spur zu ſehen. In den Theatern wurden ſchon Siegeslieder geſungen, die ausziehenden Regimenter mit Kränzen beworfen, wie wenn die Blutarbeit ſchon gethan worden wäre. Sehr intereſſant ſchildert Zola in ſeinem neueſten Roman ‚Débâcle‘ dieſes patriotiſche Selbſtbewußtſein der Franzoſen. Die Scene im

Beginn des Buches, wo eine bei Mühlhausen lagernde Division mit Seelenangst die Nachricht von einer Schlacht erwartet, welche, wie sie weiß, in der Ferne geliefert und eine Entscheidung bringen wird, ist ergreifend. Die alten Soldaten Italiens und Afrikas können nicht an eine Niederlage glauben. Waren sie denn nicht immer Sieger? Es wird da ein alter Soldat, der Lieutenant Roches, geschildert, der naiv sein Vertrauen dahin formuliert: „Es ist einmal Bestimmung, daß Frankreich immer siegreich ist, warum soll es heute anders sein, wenn es immer so gewesen ist? Wir sollen heute Hiebe bekommen? Warum? Weshalb? Hat sich denn die Welt geändert . . .? Was Ihr da sagt, ist blödsinnig . . . . Erzählt das Rekruten, aber nicht mir, der siebenundzwanzig Jahre gedient hat. . . ."

„Ihr erwartet Nachrichten? Na! Die will ich Euch gleich geben . . . Die Preußen haben Hiebe gekriegt, Hiebe, daß ihnen Hören und Sehen vergangen ist, Hiebe, daß sie ihre Knochen im Schnupftuch zusammensuchen müssen . . ."

Plötzlich verbreitet sich im Lager in der That das Gerücht eines großen Sieges. Der Kronprinz von Preußen ist zum Gefangenen gemacht, die ganze feindliche Armee zurückgeworfen worden . .

Alle Welt findet das natürlich und zeigt keinerlei Erstaunen in der Freude. —

Ja, man muß auch wirklich den Patriotismus des Nachbarlandes bewundern, daß die Stadt Paris mit 2 Millionen Einwohnern eine Einschließung von 5 Monaten hat aushalten können. Der Nationalstolz hat die Pariser auch nicht verlassen, als sie sich endlich brzwungen sahen, als ihre Festungswerke den Siegern überlassen werden mußten. In jenen für sie fürchterlichen Tagen wagten sie die Bitte an den König Wilhelm, daß er ihnen ihren Stolz lassen, indem er von einer dauernden Besatzung der Hauptstadt und von der Entwaffnung der Pariser Nationalgarde absehen möchte. Und als der Einzug der Deutschen in einer für unser deutsches Bewußtsein kümmerlichen Weise erfolgte, konnte man an den Straßenecken von Paris schwarzgeränderte Proklamationen lesen, welche die Bevölkerung aufforderten, Trauer anzulegen, und so lautete die Begründung: „Europa sieht auf uns." Es zeigt demnach der Franzose, selbst an den Boden geworfen, noch einen feurigen Patrio-

tismus; großartig ſoll noch ſeine Haltung mitten im nationalen Elend ſein; ohne von Europa bewundert zu werden, darf Paris ſich niemals ſehen laſſen. Und auch in unſeren Tagen zeigt Paris in alter Weiſe dieſelbe Selbſtüberhebung; es iſt nun einmal für den Franzoſen die Hauptſtadt der Welt; der Pariſer ſagt ähnlich wie der Italiener von Neapel: „Sieh' Paris und dann ſtirb!" Die Worte der Berauſchung Patrie, La France und Gloire tönen uns aus allen nationalen Kundgebungen der Gegenwart wieder entgegen. Der Präſident der franzöſiſchen Republik, Carnot, der ruhigſte aller Diplomaten im Nachbarvolk, verſichert: Frankreich hat ſeine alte Stellung unter den Völkern wieder erlangt; die Agitatoren rufen Krieg und träumen von Sieg; die Volksmaſſen dürſten nach Ruhm; es genügen nur einzelne Bravourreden, und die wilden Rufe von 1870 erſchallen von neuem: à Berlin, à Berlin, nieder mit Deutſchland und Preußen!

Obwohl nun das ganze Bild des patriotiſchen Frankreichs ein großartiges iſt, da wir ſehen, daß ein großes, gebildetes Volk voll Glut und Feuer für ſeine eigene Größe einſteht, wie es bereit iſt, für ſeine Ehre und ſeinen Ruhm alles zu wagen, wie es einen unvertilgbaren Glauben an ſich ſelber, an ſeine ſcheinbar unerreichbare Überlegenheit hat, ſo iſt es doch bei näherer Unterſuchung ein ungeſundes. Der franzöſiſche Patriotismus beruht nicht auf ſittlichen Ideen, auf ernſter, treuer Arbeit am Gemeinwohl, auf der Pflege der wertvollſten Güter des Lebens, des Friedens, der Wohlfahrt des einzelnen und der Geſamtheit. Der franzöſiſche Patriotismus iſt nur eine andere Form für Eigenliebe, für Ruhmſucht und Effekthaſcherei. Wer recht erkennen will, wie eitel und wahrhaft ſchauſpieleriſch die Franzoſen ſind, muß einen Blick in die Nationalverſammlung thun, wenn die Parlamentarier über das Wohl und Wehe des Volkes beraten. Der franzöſiſche Redner iſt ein wahrer Künſtler in der äußeren Haltung, in der Haltung des Kopfes und der Hand, in der Hebung und Senkung der Stimme. Ich habe im Februar 1873 den berühmten Gambetta in Verſailles reden hören, wie er den Abgeordneten eine ſeiner letzten Reden über die franzöſiſche Staatsverfaſſung hielt. Er ſtand da, der waghalſige Volkstribune, in theatraliſcher Stellung, erhob die Hand und ballte die Fauſt, wie wenn er das ganze

Haus zum Kampf herausrufen wollte, und rief mit lauter Stimme zum Schluß: Wir wollen weder die liberale noch die konservative Republik; was wir wollen, Franzoſen? wir wollen einfach „Republik.“ Kaum hatte der beredte Mund dieſe Worte ausgeſprochen, da erhob ſich die zahlreiche Rechte, ſtürmte auf ihn los, wie wenn ſie ihn zerſchmettern wollte, und ſtreckte ihm die Hände bis ins Geſicht. Aber auch die Linke drängte ſich heran und gab ihm die Zeichen der Bewunderung und hielt ſchützend die Hand über ihren Führer. Er ſelbſt aber nahm eine noch ſtolzere Miene und Haltung an, wie wenn er nunmehr die ganze Welt in Schranken rufen wollte. In einem Invalidenhoſpital wurden an einem Sonntag einer großen Menge von Fremden allerlei Sehenswürdigkeiten gezeigt; ich ſtand mitten unter ihnen. Auf einmal ergriff der Beamte eine große Kugel und rief mit ſchmerzerfülltem Geſicht und mit wehmütiger Stimme: „Voilà une bombe prussienne! ſeht, eine preußiſche Bombe!“ Sie war in das großartige Gebäude während der Belagerung gefallen. Die Menge ſtaunte den Gegenſtand wie ein Wunder aus der andern Welt an. Der einzelne Franzoſe wird in Ehrgeiz und Eitelkeit erzogen, ſein ganzer Sinn geht auf äußeren Glanz und äußeres Renommieren; er will geſehen werden; ſelbſt der Hund, der ihn begleitet, muß intereſſant ſein. So ſtand vor kurzem die neueſte Hundemode in Paris im „Gaulois“ beſchrieben: Des Morgens Flanellhemd, weiß oder blau; kein Halsband. Für den Spaziergang einen Überzieher aus engliſcher Cheviotte, geſtreift oder mit weißen Pünktchen; darüber einen langen Mantel, der die Bruſt bequem bedeckt; der Koppelriemen aus Altſilber. Die Wagentoilette für das Bois de Boulogne iſt aus Tuch oder Plüſch, blau, mausgrau oder gemsfarben; der Sammtkragen mit Schaumünzen verziert, oder auch ein Pelzkragen. Der „Salonanzug“ beſteht aus einem Deckchen von Kaſchmir oder Sammt, mit Perlen beſtickt und unter dem Krägchen eine Krone oder ein Wappen. Über die Theater- oder Ballanzüge ſcheint man noch nicht einig zu ſein ... So iſt denn der Hochmut eine nationale Krankheit der Franzoſen geworden; wir finden in allen Gebieten des Volkslebens eine grenzenloſe Selbſtvergötterung, ihr ſind alle Mittel, ſelbſt die ſchlechteſten, recht. Was einſt der Papſt Pius VII. von Napoleon I. murmelte, als der Korſe dem Kirchenfürſten in

ganz theatralischer Stellung seine großartige Weltmission darlegte: „Komödiant, Komödiant", dasselbe Urteil kann man über das ganze Volk der Franzosen, im großen betrachtet, fällen. Und dieser hochmütige, ehrliebende, ja lügnerische Nationalcharakter kann aus sich nicht die edeln patriotischen Tugenden hervorbringen, welche ein Volk nötig hat nicht bloß in den Tagen des Glücks, sondern auch in den Tagen nationaler Trübsal und Enttäuschung. Dem Franzosen fehlt die Treue, weshalb bei uns, so lange es eine deutsche Geschichte giebt, die „welsche Untreue" sprichwörtlich gewesen ist. Das patriotische Interesse für das Staatsoberhaupt und für die Obrigkeit und deren Vertreter schlägt so schnell in Haß und Bosheit um, wie das Wetter sich ändert. Grollend wendet sich der Bürger ab, nicht bloß Männer, sondern Frauen und Kinder läuten die Sturmglocken des Aufruhrs, ein wilder Geist gewinnt Macht über die Herzen, namentlich über den Verstand, sobald der Franzose glaubt, daß er in seiner nationalen Größe auf irgend eine Weise gekränkt sei. Die Unvernunft wird Siegerin; doch darüber später mehr.

Zunächst wollen wir den anderen nationalen Gegner näher beobachten, indem wir nach Osten blicken; es ist der Russe. Unsere Vorfahren haben in früheren Jahrhunderten mehr Unheil von Osten als von Westen her erwartet. Soll der Kriegssturm, dem wir nicht entgehen können, einmal losbrechen, dann wird er sicherlich von den Russen mit in Scene gesetzt werden; daher müssen wir nach Osten stets auf Wachtposten stehen.

Wie sieht es nun mit dem Patriotismus in einem Reiche aus, welches im Osten Europas, im Norden und im Mittel von Asien 395000 Quadratmeilen, also fast ein Sechstel des ganzen Festlandes der Erde umfaßt, das 236 Millionen Menschen in sich birgt, das allein in Europa 85 Millionen Unterthanen zählt!*) Diesem europäischen Rußland kann man, was die Vergangenheit anlangt, durchaus nicht nationales Selbstbewußtsein und energische Vaterlandsliebe absprechen. Als im Jahr 1812 das Volk zum Heerbanne wider Napoleon I. aufgeboten wurde, da hatte der Kaiser Alexander I. recht, als er in seinem Manifest stolz der Nation das Lob erteilte: „Adel, du warst in allen Zeiten der Verteidiger des

*) Vergl. „Das russische Reich in Europa" 1884, Mittler u. Sohn, — Artikel in der „Christlichen Welt" von Rade, Januar 1892.

Vaterlandes, heiliger Synod und du ruſſiſche Geiſtlichkeit, durch eure inbrünſtigen Gebete haben wir immer Gnade und Heil auf das ruſſiſche Reich herabgerufen. Völker Rußlands, heldenmütige Enkel der tapferen Slovenen; dies wäre nicht das erſtemal, daß ihr den Bären und den Tigern, die ſich auf euch ſtürzten, die Zähne ausbrächet. Vereint euch alle, tragt das Kreuz in dem Herzen und das Eiſen in der Hand, und keine menſchliche Macht wird euch beſiegen können."

Wir wollen abſehen von den gewaltigen, blutigen Siegen, in welchen ruſſiſche Heere wie Löwen für Rußlands Ehre und für den Ruhm des Zaren fochten, z. B. bei Zorndorf und Kunersdorf; wir erinnern nur an die Kämpfe in den Jahren der Befreiungskriege 1812, 1813, 1814 und 1815. Iſt nicht zu jedem Opfer das ganze ruſſiſche Volk bereit geweſen, in allen ſeinen Ständen, im Adel, im Großkaufmann, im Bauer? Man verlor alles, man gab gern das Leben hin, wenn nur Haus und Hof, Kirche und Altar, Geld und Gut dem Feinde nicht zur Beute würde. Die allgemeine Loſung war damals: „Gott verleihe Sieg unſerem Kaiſer und Rußland!" Wie patriotiſch hat ſich doch der Statthalter von Moskau benommen! er hat ein Vorbild an Hingebung und Opferwilligkeit den Ruſſen gegeben, das ewig denkwürdig in der Geſchichte daſteht. Als der Franzoſe herannahte, da ging Roſtoptſchin*) mit ſeinen Leuten in den Palaſt; ein jeder hatte eine brennende Fackel in der Hand, und ein Gemach nach dem andern wurde in Brand geſetzt, ſo daß endlich das ganze geräumige und prachtvolle Schloß in Flammen ſtand. „Franzoſen, hier ſollt ihr nur Aſche finden", mit dieſem Ruf zündeten die Einwohner Moskaus ihre großartige Stadt an und riefen in dieſer Weiſe das Gottesgericht über den frechen Korſen. Denſelben Patriotismus haben die vielgeſtalteten, bunt durcheinander gewürfelten Kriegsvölker Rußlands gezeigt, ſowohl während des Krimkrieges, als auch im letzten Feldzug gegen die Türken. Und auch heute noch würden ſieben Zehntel der Nation wie ein Mann auftreten, wenn der Kaiſer aller Reußen zu den Waffen ruft; denn in den ſieben Zehnteln ſind die ruſſiſchen Bauern begriffen, die im größten Gegenſatz zu den einfachen Bürgern der franzöſiſchen Nation aufs

*) Roſtoptſchin ſelbſt hat dies niemals zugegeben. D. L.

innigſte mit dem ruſſiſchen Kaiſer ſich verbunden fühlen, den ſie „Vater oder Väterchen“ nennen. Bis jetzt bildet das Bauerntum den eigentlichen Kern der ruſſiſchen Nation. Bis zum Jahr 1861, in welchem Alexander II. allzu eilig die Leibeigenſchaft aufhob, war der Bauer das verkäufliche Eigentum des Gutsbeſitzers, des Edelmannes, in welchem er den Vertreter ſeines Kaiſers achtete und ehrte. Obwohl für unſer deutſches Gefühl der Name „Leibeigenſchaft“ an ſich etwas Abſtoßendes hat, ſo war ſie in Wirklichkeit doch nicht ſo ſchlimm. Freilich herrſchte oft auf dem Lande eine rückſichtsloſe Willkür, aber im allgemeinen beſtand ein patriarchaliſches Verhältnis zwiſchen dem Adeligen und Landbewohner. Letzterer ſah im Adeligen ſeinen Brotherrn, nannte ihn gleich dem Kaiſer gern „Väterchen“; an ihn wandte er ſich wie an einen Vormund. Der Brotherr beſtimmte alles, ſogar den Lebensberuf der Kinder; er gab oder verweigerte die Erlaubnis zur Heirat. Infolge deſſen war der Bauer ſorglos und er blieb unſelbſtändig wie ein Kind. Er war bis ins letzte Mark monarchiſch geſinnt, da der Zar für ihn der Gegenſtand des größten Vertrauens war. Er konnte niemals an dem Wohlwollen und an der Gnade des kaiſerlichen Herrn und Gebieters zweifeln, ſelbſt wenn die Verwaltungsbeamten durch treuloſes Regieren ihn niederhielten. Freilich dieſe Anhänglichkeit an den Kaiſer iſt weniger eine treue Gemütsanlage, eine lebensvolle Herzensſtellung, ein warmer Patriotismus; ſie hat vielmehr darin ſeinen Grund, daß der Bauer jede Verbeſſerung ſeines Schickſals eben dem Kaiſer zu verdanken hat. Dieſer iſt „das weiſe Väterchen“ in der großen Zarenſtadt, das ein ſchützender Vater für jeden armen Bauern iſt. Seinem Kaiſer dienen als Soldat, das iſt die größte Luſt und Ehre für den ruſſiſchen Bauer; ihm ſchwören ſie mit Hochgefühl den Fahneneid der Treue bis in den Tod. Und er iſt auch wie zum Soldatenleben geboren. Er zeigt unbedingten Gehorſam, faſt ſklaviſche Unterwerfung dem Vorgeſetzten gegenüber; er iſt von Natur fähig, große Kälte, anhaltende Strapatzen, Entbehrungen aller Art zu ertragen; hievon hat ja der Übergang über den Balkan im letzten ruſſiſch-türkiſchen Krieg einen rühmlichen Beweis gegeben. Aber was dem ruſſiſchen Soldaten fehlt, iſt das Ergreifen der Initiative; er iſt fataliſtiſch geſinnt und ſieht den Begegniſſen mit dem größten

Freimut entgegen. Daher kommt in der ruſſiſchen Armee alles auf die Offiziere an, welche über ein großartiges Maſſenmaterial gebieten, das nicht intelligent iſt, ſondern beſtändig gleichſam am Zügel geführt werden will.

Im Frieden begnügt ſich der ruſſiſche Bauer mit ſehr wenigem für das tagtägliche Leben. Hat er Arbeit und Brot, ſo iſt er ſchnell zufrieden. Der Familienhaushalt iſt eine patriarchaliſche Arbeitsgenoſſenſchaft.*) Das Familienhaus iſt das Zentrum des Lebens. Söhne und Enkel, ſelbſt wenn ſie verheiratet ſind, bleiben meiſt in dieſem Hauſe und arbeiten zuſammen, indem ſie ſich voll Pietät unter die Autorität des älteſten Familienmitgliedes ſtellen. Verhängnisvoll für den geſamten Bauernſtand iſt der Genuß des Branntweins, in den man zuweilen noch ſcharfe, ätzende Stoffe ſchüttet. Man trinkt in Rußland den Branntwein wie bei uns den Kaffee und das Bier. Unſere Großeltern wußten allerlei Geſchichten von dem fürchterlichen Trinken des Alkohols zu erzählen, das die Koſaken zur Zeit der Befreiungskriege getrieben haben. In manchen deutſchen Orten hat man verdünnte Salpeterſäure mit Spiritus und anderen Ingredienzien zuſammengegoſſen, was den Ruſſen beim Verſchlingen großer Maſſen von rohem Sauerkraut vortrefflich mundete. Es iſt wohl ein alter Witz, aber es liegt ein Körnchen Wahrheit darin, daß die beſte Verteidigung der Deutſchen gegen die Ruſſen darin beſtehe, daß man einen tiefen Graben an der ganzen Grenze ziehe und ihn mit Schnaps fülle; kein ruſſiſcher gemeiner Soldat würde das deutſche Land betreten. Aus Petersburg liegt eine kliniſche Mitteilung über dieſe Trunkſucht der Ruſſen vor, die dahin lautet: „Wiſſen Sie, was der Ruſſe Trinken nennt? Wenn ihn der Teufel beim Kragen packt, dann trinkt er auch heutzutage nach alter Väter Art Schnaps und nur Schnaps wochen- und monatelang, ohne zur Beſinnung zu kommen, und im beſten Falle endet die Geſchichte im Hoſpital. Trotz der Bemühung der Regierung, dem Bier einen weiteren Verbreitungskreis zu ſchaffen, iſt der Alkohol der eigentliche nationale „Sorgenbrecher“. Der Schaden, den dieſes Getränk unter

*) Siehe die Schrift von Samſon-Himmelſtjerna: „Die Verlumpung der Bauern und des Adels in Rußland.“ Leipzig. Duncker und Humblot. 1892. D. L.

der Bevölkerung anrichtet, ist kaum zu beschreiben.“ Wie sieht das Volksleben an Sonn- und Feiertagen in kleinen Marktflecken oder auf den Straßen der russischen Städte aus? Scharen von trunkenen Personen, Männern und Weibern, treiben sich in größter Roheit lärmend umher, namentlich wenn lange Fastenzeiten den Durst nach dem Branntwein rege gemacht haben.

Aber trotz dieser Unmäßigkeit und Roheit seiner Bauern, wie würde der russische Kaiser Alexander III. sich glücklich preisen, wenn sein Riesenreich aus lauter so monarchisch gesinnten Leuten*) bestände, wie diese Landbewohner bis jetzt — ich betone „bis jetzt“ — gewesen sind. Sie denken an ihn, als ihren Wohlthäter. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß man allenthalben auf dem Lande unter freiem Himmel Dankgottesdienste abgehalten, als das letzte Eisenbahnattentat auf den Kaiser nicht geglückt sei. Angesichts dieser Sachlage verstehen wir, daß die Vorgänger des jetzigen russischen Kaisers in dem Bewußtsein, daß die Masse ihres russischen Reiches aus so einfach treuen Unterthanen bestehe, mit großer Geringschätzung und Verachtung auf die wetterwendischen, an Treue wenig gewöhnten Franzosen herabzusehen gewohnt waren.

Aber in diese an sich leblose Masse des russischen Bauerntums ist eine bösartige Gährung gekommen, eine Gährung, die dem Patriotismus für den Zaren auf dem Thron höchst ungünstig geworden ist. Bald nach dem Krimkriege hat Alexander II., von edler Humanität getrieben, am 19. Februar ä. St. 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben, den Bauern persönliche Freiheit zugesichert, der freigelassenen ländlichen Bevölkerung die Selbstverwaltung gegeben und die Ablösung des in bäuerlicher Nutzung, aber im Eigentum des Gutsherrn befindlichen Landes gestattet. Mit einem Schlage wurde der russische Bauer von seinem Brotherrn, dem adeligen Patron, frei. Wenige Federstriche einer bis dahin despotischen, bureaukratischen Regierung genügten, sieben Zehntel der Nation, in denen nur an die Scholle gefesselte, oft der Willkür rücksichtsloser Gutsherren preisgegebene Landleute zu finden waren, zu freien Leuten zu machen. Die Folgen dieser allzu schnell in Szene gesetzten „Emanzipation“, der großartigen Befreiungsmaßregel,

*) Monarchisch in unserem Sinne nicht, sondern nur im orientalischen. D. L.

ſind ſehr bedenklich; der alte ruſſiſche Patriotismus hat durch ſie einen Stoß bekommen, von dem er ſich kaum wieder erholen wird. Durch dieſe großartige Maßregel der Aufhebung der Leibeigenſchaft iſt das Band zwiſchen dem Gutsherrn und dem Bauer zerſchnitten worden. 22 Millionen von Bauern ſind in die größte Aufregung geraten. Sie können nicht begreifen, daß ſie keine Herren mehr über ſich haben; ein übertriebenes Freiheitsgelüſt hat ſich der Geiſter bemächtigt; man will noch größere Freiheit, ohne mehr arbeiten zu wollen. Man übernimmt allzu gern die Grundſtücke der früheren Herren, ohne ihnen eine hinreichende Entſchädigung zu geben. Der Bauer hat ein ſtarkes Bewußtſein ſeiner Rechte bekommen, ein ſchwaches von ſeinen Pflichten. Ein alter Bauer ſagte zu ſeinen Leuten auf einem Kirchenfeſt: „Wohl hat das Väterchen, der Zar, uns die Freiheit gegeben; aber ſie paßt uns nicht, da unſer Verſtand nicht ausreicht. So laßt uns denn beten als rechte Chriſten, daß uns der Zar des Himmels und die heilige Mutter Maria den Verſtand gebe, damit die Freiheit nicht verderbe.“ Infolge dieſer Gährung unter den freiheitslüſternen Bauern iſt der Stand, auf den der Kaiſer wegen ſeiner Treue mit der größten Genugthuung blicken konnte, der der Adeligen und Großgrundbeſitzer, dem reformierend auftretenden Oberhaupt des Staates ſehr entfremdet worden. Der Adel ſieht ſich im Kampf mit den Leuten, die bisher ausſchließlich aus ſeinen Händen das tägliche Brot bekamen, die von ihm allein regiert wurden, jetzt aber das Recht der Selbſtverwaltung bekommen haben, mit Leuten, die ihre bisherigen Herren nunmehr mit dem größten Mißtrauen betrachten. Die Bauern halten denſelben vor, ihnen, den bislang Bedrückten, ſei endlich die volle Freiheit gegeben; nur die Adeligen und Beamten hinderten die Veröffentlichung der anderen Ukaſe des Kaiſers, welche den Bauern noch weitere Rechte und Privilegien zuſicherten. Dieſe Auflöſung der alten patriarchaliſchen Verhältniſſe auf dem Lande in Rußland benutzt eine revolutionäre Propaganda von Unruhſtiftern, die ſich zur Aufgabe geſetzt haben, das Band, welches jahrhundertelang zwiſchen Bauerntum, Adel und Thron beſtanden, völlig zu zerreißen; es iſt die neue Partei der Panſlaviſten oder Altruſſen, welche eine neue Kulturepoche einführen wollen, indem ſie die bisherige Geſellſchaftsordnung zu zertrümmern ſuchen.

Und so sehen wir denn einen revolutionären Geist in die ländlichen Verhältnisse, die jahrhundertelang starr und unbeweglich waren, eindringen; ein Libertinismus verdirbt fundamental die sittliche Haltung der Bauern, macht sie irre in dem Autoritätsgefühl gegen die Obrigkeit, in der Treue gegen den Kaiser. Das Wechseln des Wohnsitzes kraft des Gesetzes der Freizügigkeit benimmt den Leuten die Ruhe. Das Eigentum wird nach etlichen Jahren wieder allgemeiner Gemeindebesitz; dadurch verliert der Besitzer jegliche Lust, an demselben zu arbeiten. Die Bande der Familie lockern sich, die patriarchalischen Sitten verfallen. Der Branntwein spielt mit jedem Jahr eine größere Rolle. Ja, es tauchen überall bedenkliche Mächte empor, welche die Bauern in sich unzufrieden, verbittert und anarchisch machen.

Die wirtschaftliche Lage der Großgrundbesitzer ist durch die Aufhebung der Leibeigenschaft eine sehr schwierige geworden; sie steht vielfach vor dem Bankrott. Der Adel, sonst die größte und treueste Stütze des Thrones, wird ebenfalls revolutionär unterwühlt. Seiner Rechte beraubt, pekuniär in Verlegenheit geraten, zerschlägt er seinen Grundbesitz und verkauft ihn an jedermann. Durch die Zerstückelung der Güter hat die Anzahl der Großgrundbesitzer beträchtlich abgenommen. In den adeligen Herzen regt sich nicht bloß die Opposition gegen die unverschämt gewordenen Bauern, sondern namentlich gegen den Kaiser und seine Bureaukratie. Alle Schuld an dem wirtschaftlichen Elend wirft man keinem anderen als der Regierung vor; ihr flucht man, anstatt daß man für sie betet.

Und so ist denn ein völliger Umschwung in Rußland eingetreten. Welch ein Unterschied zwischen einst und jetzt! Früher war es ein Land des orientalischen Despotismus und der sklavischen Knechtsseligkeit, jetzt ertönen dort die Rufe der Revolution, der wildesten Freiheitsgier. Gerade aus den adeligen Kreisen rekrutiert sich die geheime Bande der Freiheitsschwärmer, die in anarchischem Sinne mit den Mitteln der Schrecken den Staatsumsturz anbahnen, die Familien- und die altrussische Gesellschaftsordnung aufheben wollen, die dem Thron in Petersburg Zertrümmerung und dem Kaiser den Tod schwören. Mit einem Wort, der Nihilismus ist der furchtbare Sturm, der sich in Rußland erhebt und der gerade

die Stände ergreift, die ſonſt im Leben der Völker die Führerſchaft der Maſſen übernehmen und die erſte Autorität beanſpruchen.

Freilich der Zar Alexander III. iſt ſich bewußt, noch der abſolute Monarch zu ſein, Selbſtherrſcher aller Reußen, Zar von Polen und Großfürſt von Finnland; er giebt und übt die geſamte Geſetzgebung allein durch ſeine Regierung aus. Er iſt umgeben von Gewaltigen, Dienern und Beamten, die ihn nach ſklaviſcher Art wie ihren höchſten Gebieter, wie einen Abgott behandeln. Er iſt voll Selbſtvertrauen, daß es ihm gelingen werde, den Sturm des Nihilismus aufzuhalten und die Geiſter der Revolution zu bannen. Er will eine energiſche Handhabung der Regierung und der Polizeigewalt; er nimmt eine Säuberung in der Beamtenwelt vor, und er ſchickt unerbittlich Tauſende ſeiner Unterthanen, falls ſie des Aufruhrs verdächtig ſind, nach Sibirien, unbekümmert, was dort aus ihnen werden möge. Und doch! hat Kaiſer Alexander III. nicht ſeinen kaiſerlichen Vater, der in gleicher Machtſtellung, wie er ſich befand, als ein Opfer des Nihilismus, von den Dynamitbomben der Verſchwörer auf dem Straßenpflaſter zerſchmettert liegen ſehen müſſen? Und muß der kaiſerliche Herr nicht jeden Morgen, mag er in ſeiner Haupt- und Reſidenzſtadt Petersburg ſich aufhalten oder die Stille und Zurückgezogenheit in Gatſchino aufgeſucht haben, mit der größten Furcht aufſtehen? denn ſelbſt am Hofe in der nächſten Nähe des Kaiſers ſind ja verdächtige Perſonen, denen man alles Schlechte zutrauen darf. Ja, Geiſter der Schrecken, Geiſter der Revolution halten ihn beſtändig in Atem; der Dolch des gedungenen Mörders erſchreckt ihn; auf ſeinem eigenen Schreibtiſch liegen Drohbriefe; unter ſeinen erſten Großen iſt er nicht mehr ſicher. Der Kaiſer aller Reuſſen iſt gezwungen, mit den Mitteln der Gewalt und der Schrecken zu regieren; denn er iſt keinen Augenblick ſicher, daß nicht die ſcheinbar Getreuen als verantwortliche Exekutivbeamte im Auftrage des geheimen Nihiliſtenkomites Dynamitbomben wider ſein Leben unter der glänzenden, kaiſerlichen Uniform tragen. Wahrhaft betrübend hört es ſich an, „wie der Zar reiſt“. Kein Sterblicher mit Ausnahme der dienſtthuenden Beamten darf den Bahnſteig betreten. In Bobrinsk wurden zwei Männer getötet, weil ſie nicht ahnten, daß der Kaiſer gerade abfahren wollte. Zehn Stunden wurde ein Zug mit Paſſagieren

auf freiem Felde stehen gelassen, bis des Kaisers Jagdzug passiert war; darob natürlich allgemeine Erbitterung, neues Planen von nihilistischen Angriffen! *)

Zu all diesen höchst bedenklichen Mächten ist eine neue Bundesgenossin des Nihilismus getreten, von der man behauptet, sie habe die alten Nihilisten bestärkt und an vierzig Millionen neue geschaffen; es ist die seit 1891 überall herrschende Hungersnot, welche man dem Kaiser als die Folge seiner Mißregierung vorwirft. Interessant in dieser Beziehung ist eine Zuschrift eines Mannes an die „Kreuzzeitung", der die russischen Zustände aus eigener Anschauung kennt. Er giebt im Januar 1892 folgende Schilderung:

Es giebt heutzutage auch in russischen Dingen so viel Sensations-Reporter für die Sensations-Blätter, daß man — ich mache mit meiner Person keine Ausnahme — von den Berichten über die Schrecken der Hungersnot immer eine gute Anzahl von Prozenten abzuziehen geneigt ist. Die Sache ist aber diesmal, wie ich mich überzeugt habe, trauriger, als man selbst nach den Berichten glauben möchte. Wenn Ihr Blatt schon mitteilte, daß die Schwere der Not auch auf die ganze innere Lage des Landes drückt, so ist dies nur der Wahrheit entsprechend. Ja mir macht die Sache hier und da den Eindruck, als wenn es schließlich zu schweren inneren Unruhen, wenn nicht gar Umwälzungen kommen könnte. Die Vorboten von Eruptionen in Gestalt von Scharen von Bettlern, welche aus Not getrieben Hof und Haus verlassen haben und in ihrer verzweifelten Stimmung bereits Gewaltthaten verübten, erheben hier und da schon drohend ihr Haupt; und wenn ich recht urteile, so werden Plünderungen und Zügellosigkeiten, dann Auflehnung gegen die öffentliche Gewalt auf die Tagesordnung kommen. Es versteht sich von selbst, daß der Nihilismus, der so viele Kreise durchsäuert, seinen Weizen blühen sieht, und auf jede Weise thätig und betriebsam ist, die kleinen Funken anzufachen und womöglich zu lichten Flammen aufzublasen. Die Agitatoren ziehen eine Anzahl sonst ruhiger Leute dadurch auf ihre Seite, daß sie ihnen vorstellen, daß auf loyalem Wege gesunde Zustände nicht zu erreichen seien, und daß erst aus den Ruinen der bestehenden Gesellschaft

*) Anscheinend wenigstens paßt das doch mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart. D. L.

neues Leben erblühen könne. Es liegt in der That etwas Gesundes in dieser fatalen Lehre; nur sind die Leute in der Wahl der Mittel nicht nur nicht wählerisch, sondern fast „unfreundlich“! Dynamit brauchen sie allerdings heute nicht, da die Wirkungen der Magenfrage stärker sind, als die der gefährlichsten Explosivstoffe; und diese Frage zu ihrem Vorteil auszunützen, verstehen jene Leute aus dem Grunde.

Die liberalen Theoretiker werden ihre weisen Häupter schütteln, wenn ich hier eine Wahrheit ausspreche, welche auf allen Seiten in Rußland bestätigt wird, daß nämlich die so kopflos überstürzte Aufhebung der Leibeigenschaft eine der wesentlichen Ursachen der Hunger-Kalamität bildet. Früher sammelte der Gutsbesitzer, der in Rußland an Mißernten gewöhnt ist, sein Getreide in den besseren Jahren an, um seine Leute durch den Winter hindurch zu bringen. Ja dies lag sogar in seinem eigensten Interesse; heute hat er natürlich keinen Grund mehr, seinen Roggen zu speichern. Die Freigewordenen aber sind bekanntlich zu leichtsinnig, um auch nur an die nächste Zukunft zu denken; sie verkaufen, verthun und vergeuden sofort, was sie geerntet haben. Der russische Staat andererseits ist zu verlottert, um an so etwas zu denken oder gar heranzugehen. Daß trotz aller dieser Reizmittel, welche den Agitatoren zu Gebote stehen, die Attentate ganz aufhören werden, glaube ich schon deshalb nicht, weil in neuester Zeit wieder zahlreiche Verhaftungen stattgefunden haben; hat man doch in der Weihnachtszeit sogar das in Paris gegen die russische Botschaft geplante Attentat nur noch eben verhindern können, was Ihr Blatt ja aus Frankreich bereits mitgeteilt hat.

Die Stunde, in welcher ernste Ereignisse in Rußland plötzlich eintreten können, ist nahe. Rußland gleicht einem Krater, in dessen geheimnisvollen Tiefen die feurigen Massen sich zu einem gewaltigen Ausbruch wirr durcheinander mischen. Rußland birgt wahrhaft haltlose Zustände in sich.

In manchen Beziehungen mag vielleicht das südliche Rußland hiervon eine Ausnahme machen; und dies hat es hauptsächlich den deutschen Ansiedlern zu verdanken, welche meist aus Württemberg und den deutschen Ostlanden dorthin ausgewandert sind und sich daselbst angesiedelt haben. Sie sind alle ebenso wie die Deutschen der Ostseeprovinzen rechtmäßige Unterthanen Rußlands

geworden, ohne zur ruſſiſchen orthodoxen Kirche übergetreten zu ſein. Ihnen ſind aber deutſche Familienſitte, deutſche Kultur und Sprache teuere natürliche Güter geblieben, ſo daß ſie bei der Erhaltung und Verteidigung derſelben den Haß der ruſſiſchen Regierung auf ſich gezogen haben. Sie ſind der Mehrzahl nach Koloniſten, ſolide Ackerbauern. Sie zeigen Zucht und Ordnung in ihrer Selbſtverwaltung; ſie enthalten ſich des Branntweingenuſſes; ſie wohnen nicht in ſchmutzigen Lehmhütten, ſondern in deutſchen Holzhäuſern. Ihr religiöſes Leben wurzelt im württembergiſchen Pietismus nach Art des Lebens in der Brüdergemeinde; weil ſie wöchentlich Andachtsſtunden unter einander halten, werden ſie auch Stundiſten genannt. Dieſe Deutſchen ſind die treueſten Elemente im ruſſiſchen Reiche und haben die nihiliſtiſche Propaganda von ſich fern gehalten; unter ihnen finden Attentäter und Mörder keine Zufluchtsſtätte. Freilich, die ruſſiſche Regierung hat es ihnen bis jetzt ſehr wenig gedankt; vielmehr legt ſie den braven Leuten allerlei Schwierigkeiten in religiöſen wie kirchlichen Dingen in den Weg, ſo daß manche bereit ſind, den Wanderſtab zu ergreifen und auszuwandern. Paſtor Keller aus Berlin, der unter ihnen gelebt hat, ſchrieb zu Anfang des Jahres über ſie in öffentlichen Blättern unter anderem folgendes: „Wie ſchwer viele dieſer Leute unter den ruſſiſchen Schul- und Gerichtsverhältniſſen zu leiden haben werden, kommt noch nicht ſo allgemein in die Öffentlichkeit, wie die Vergewaltigung der Oſtſeeprovinzen, weil zum Glück das Intereſſe gewiſſer Kreiſe den Kolonieen noch nicht in dem Maße zugewandt iſt, als daß wirklich in jedem Ort die Durchführung der neuen Beſtimmungen ſtramm gehandhabt zu werden brauchte. Ruſſifizierung vieler Ortsnamen, Übernahme der von den Koloniſten aus Privatmitteln erbauten und erhaltenen Schulen in Staatsverwaltung, und kleine Nadelſtiche im Umgang mit den rein ruſſiſchen Behörden — das und manches andere iſt nur der Anſammlung dunkler, drohender Wolken am Horizont vergleichbar, und doch iſts für viele genug, „die Zeichen der Zeit“ zu verſtehen und ſich vor dem ausbrechenden Unwetter bergen zu wollen. Schwer genug iſt den Koloniſten der Umſtand, daß ihre Söhne als ruſſiſche Soldaten (ich hatte in Sebaſtopol allein gegen 400 ſolcher geiſtlich zu bedienen; im ganzen ſtanden in der Krimm etwa 650 Deutſche in verſchiedenen Regi-

mentern) eventuell bei einem Kriege gegen Deutſchland ihren Stammesbrüdern als Feinde gegenüber ſtehen ſollten. „Was würde", ſo bin ich unzählige Male gefragt worden, „das Los der vielen in Rußland zerſtreuten deutſchen Dörfer ſein, wenn ein Krieg zwiſchen Deutſchland und Rußland ausbräche?"

Religiöſe Motive ſind bei den Vätern und Großvätern der jetzt lebenden Koloniſten es größtenteils geweſen, die ſie in die Ferne getrieben; es wäre merkwürdig, wenn die Nachkommen abermals gerade um der Wahrung ihrer Überzeugung willen aus Rußland flüchten müßten. Aber wohin? Poſen kann nicht dem zehnten Teil der in Frage kommenden Evangeliſchen angewieſen werden (es wäre dankenswert, wenn dort wenigſtens ſo bald als möglich die Hand geboten würde). Mir haben ſeinerzeit manche meiner Gemeindeglieder das Reiſegeld angeboten, ich ſollte nur nach Paläſtina oder Zentralaſien reiſen, um mich perſönlich von den Verhältniſſen zu überzeugen; es war damals ſo unmöglich für mich, etwas nach dieſer Seite hin zu thun, wie jetzt. Wenn aber berufenere Männer die Hand bieten wollen, um Hunderttauſenden ihrer bedrängten evangeliſchen Stammesbrüder eine Zufluchtsſtätte zu öffnen, wo ſie mit demſelben Fleiß, wie in Südrußlands Steppe, dem Boden ihr täglich Brot abgewinnen können, ohne fürchten zu müſſen, daß Glaube und Sprache und Sitte auf dem Spiele ſteht, — dann ſegne ſie Gott!

Ja, dieſe deutſchen Anſiedler haben einen ſehr üblen Stand vor den Altruſſen. Im März 1892 kam die böſe Nachricht aus Petersburg: Im Reichsrat wird ſoeben über eine ſehr einſchneidende Maßregel gegen den Stundismus beraten. Die Anhänger dieſer proteſtantiſchen Sekte, welche von der Regierung als „ſtaatsgefährlich" und „widerchriſtlich" bezeichnet wird, ſollen in Zukunft nicht mehr berechtigt ſein, die Ämter von bäuerlichen Gemeindeälteſten, Gemeinderichtern und Gemeindeſchreibern zu bekleiden, ebenſo wird es ihnen verboten, Dienſtboten griechiſcher Konfeſſion zu halten, es ſei denn, daß der orthodoxen Geiſtlichkeit Bürgſchaft für die gewiſſenhafte Erfüllung der griechiſchen Kirchenvorſchriften ſeitens derſelben geboten wird. Der Stundismus gewinnt täglich mehr an Ausbreitung, und gerade der Bauer, der kleine Mann, die ſind es, welche in großen Mengen ſich ihm zuwenden. Dieſe Bewegung, die im

Grunde die Unterstützung der Regierung erfahren sollte, weil die Stundisten in musterhafter Weise ihre staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen und wirtschaftlich weit besser vorwärts kommen, als die orthodoxen Bauern, bietet ihr eine bequeme Handhabe zum Einschreiten gegen die gleichfalls protestantischen, wenn auch nicht stundistischen deutschen Kolonisten. Die Lage derselben wird immer kritischer durch Willkürmaßregeln der örtlichen Verwaltung und auch durch gesetzliche Anordnungen, welche von Petersburg aus gegen sie erlassen werden. Jetzt hat es fast den Anschein, als wolle man eine förmliche Deutschenhetze in Südrußland veranstalten, wie wir vor Jahren bereits eine Judenhetze erlebt haben. Die Presse wenigstens überbietet sich in den wütendsten Schmähartikeln, von denen die Aufschriften mitunter so bezeichnend sind, daß einige derselben wert sind, hier Aufnahme zu finden. So lasen wir in der „Moskauer Zeitung" einen Aufsatz betitelt: „Was bedeutet dem Deutschen die russische Unterthanenschaft?" Ferner: „Die deutschen Eroberungen im südwestlichen Gebiete" und ebenso: „Deutsche Räuber, Sozialisten und Kolonisten in Südwestgebieten." Diese Bezeichnungen sagen genug, und es braucht wohl kaum noch erwähnt zu werden, daß in den betreffenden Artikeln die rücksichtslose Vertreibung der Deutschen aus Rußland gefordert wird, um für dieselben das Schlimmste befürchten zu lassen.

Während nun die deutschen Ansiedler eine höchst ehrenhafte Ausnahme unter den russischen Unterthanen bilden, neigen die übrigen Millionen mehr oder minder zu neuen Reformen im staatlichen Gebiet und lauschen den neuen Zukunftsplänen der Nihilisten mit begierigen Ohren zu.

Was wollen denn die Nihilisten? Sie wollen Abschaffung aller staatlichen Autoritäten und Gesetze, aller bisherigen gesellschaftlichen Ordnungen, Sprengung aller Bande, welche Pietät und Pflicht gebieten, Bekämpfung aller bestehenden Institute und Obrigkeiten: „die vollkommenste Freiheit von allen Begriffen, von allen ererbten Hindernissen und Störungen, welche das Vorwärtsschreiten des occidentalischen Verstandes mit seinem historischen Klotz am Fuß behindern." Bakunin, der radikale Nihilist, schlägt vor: Zerstörung aller Staaten, Vernichtung der Zivilisation der Burgeois, Organisation der befreiten Volksmasse aller Völker, all-

gemeines Menſchentum. In dem Jahre 1878 erließ die Partei der Schrecken, die Terroriſtenpartei, einen Aufruf, der die Grundzüge hatte: vor nichts zurückweichen! die Brandfackel überall hingeworfen! Umſturz des Thrones, Kaiſermord!

Der Geiſt dieſer kraſſeſten, vor keinen Folgen zurückbebenden Revolution iſt bei dem Ruſſenvolke viel gefährlicher als bei den Franzoſen; denn der ruſſiſche Charakter iſt weit wilder, aufgeregter, ſanguiniſcher und grauſamer, wenn einmal Erbitterung und Erregung in ihn hineingefahren iſt. Der Ruſſe hat wohl eine große Hingabe an das Vaterland wie der Franzoſe. Aber der Franzmann iſt patriotiſch aus Begeiſterung für die Größe ſeines Vaterlandes, aus Ruhm- und Ehrſucht. Der Ruſſe iſt ein geborener Egoiſt; er wird, wenn er einmal warm geworden, getrieben von niederen Gelüſten nach Eigentum und Genuß. Der Franzoſe will, ſelbſt wenn er revolutionär wird, noch immer einen Sinn für höhere Bildung und Ziviliſation zur Schau tragen; der Ruſſe hat eine grenzenloſe Verachtung alles deſſen, was er nicht kennt, namentlich gegen alles Ausländiſche ſchwelgt er im Geiſt des Vandalismus. Untreu und rachſüchtig von Natur hat er Freude an groben Ausſchreitungen wider das Geſetz. Wohl kann er ſich äußerlich unterwerfen. Sein Gehorſam iſt ein reiner Leichengehorſam, im Hintergrund mit teufliſcher Abneigung gegen ſeinen Gebieter gepaart, ſobald derſelbe in ihm das Gefühl der Unzufriedenheit erweckt. Der Nihilismus iſt ein Kennzeichen der ruſſiſchen Geſellſchaft; bei den im Elend lebenden Volksmaſſen, namentlich auf dem Lande, herrſcht ſtumpfe Verzweiflung; bei den kleinen Leuten, den Handwerkern, Unmut und Mißtrauen; bei den ſogenannten Gebildeten, Offizieren, Kadetten, Journaliſten, Studenten, Studentinnen Indifferentismus, materialiſtiſche Weltanſchauung, rohe Genußſucht. Dieſe Mächte erzeugen den Fanatismus des Zerſtörens und der Selbſtvernichtung.*)

So iſt denn nach allen Berichten ruhig denkender Beobachter Rußlands das große Zarenreich innerlich krank; es frißt an ſeinem innern Mark ein tötlicher Krebsſchaden. Wir ſehen Rußland auf derſelben ſchiefen Ebene, welche Frankreich beſchritten hat; es iſt im Begriff und Willens, die zweite Grundfeſte

*) Dieſe Darſtellung dürfte doch nur teilweiſe zutreffend ſein. Der bezeichnendſte Charakterzug der ruſſiſchen Maſſen iſt Schlaffheit, nicht Bosheit. D. L.

einer Nation aus Gottes Hand, den Thron umzustürzen und den legitimen Besitzer des Thrones, den Kaiser, entweder wegzujagen oder zu ermorden.

Doch fragen wir, von dem Nachbarvolk im Osten eine Weile absehend, wie denn die Franzosen, deren ruhmreiche Geschichte gerade an Könige und Kaiser unzertrennlich gebunden ist, dazu übergehen konnten, den Thron umzustoßen und seine kaiserlichen und königlichen Oberherrscher wegzujagen, ja sich mit dem Morde eines Königs zu beflecken?

Ihm, dem ruhmdürstigen Volke, ist La France, Frankreich, gleichsam eine leibliche Gestalt und Person geworden; dagegen die Anhänglichkeit an wirklich große Monarchen und Personen, ja das Verständnis überhaupt für Persönlichkeiten hat es mit der Zeit verloren. Der Franzose hat einen lebhaften Sinn für seine nationale Größe, ist ganz Gefühl für sein Vaterland, aber dieses Gefühl ist so reizbar wie das eines nervös gewordenen Menschen, der wetterwendisch sich bald mit einem andern befreundet, bald ihn verwirft. Der Franzose hat eine wahre Lebensfreude daran, Könige, Kaiser, Fürsten, Minister und Abgeordnete ein- und abzusetzen, je nachdem sie ihm die richtigen Vertreter der Ehre und der Machtfülle des stolzen Frankreichs zu sein scheinen. Er macht sich seine obrigkeitlichen Personen ganz unterthänig. Vor der Revolution von 1789 schmeichelte das Volk dem Herrscher, jetzt muß jeder Gewalthaber dem Volke schmeicheln. Wer möchte es zu leugnen wagen, daß der Kaiser Napoleon III. achtzehn Jahre im größten Segen für Frankreich regiert hat? Er selbst besaß ja den Eifer, für andere, für die große Nation zu leben; besaß er nicht Wohlwollen, Gerechtigkeitssinn, ja Dankbarkeit? Unter seiner machtvollen Regierung blühte ein glänzender materieller Wohlstand, die Industrie, Handel, Gewerbe, Ackerbau in nie gesehener Größe. Daher gaben am 8. Mai 1870 700000 Stimmen im Plebiscit ihm, dem Erwählten des Volkes, das Vertrauensvotum, so daß sein Minister ausrufen konnte: „Ja, Kaiser, deine Politik ist ganz recht!“ Aber als die Katastrophe von Sedan über den Kaiser kam, da öffneten sich sämtliche Schleusen des Zornes wider den unglücklichen Mann. Die große Nation zerschlug den Thron der Napoleoniden in Stücke, sie fluchte ihrem Herrscher und prägte zu seinem Hohn Spottmünzen, kein Mitleid mit ihm im Herzen habend. Sie gab

ihm, wie der Franzoſe ſagt, den Eſelstritt, le coup de pied de l'âne, und ſtürzte ihn nach ſeiner langen, ruhmreichen Regierung vom tarpejiſchen Felſen in den Abgrund. Derſelbe Undank brachte den General Bazaine auf die Anklagebank und in die Verbannung; die verletzte Ruhmgier mußte durchaus ein Opfer haben. Ja ſelbſt der Mann, dem Frankreich in der Zeit der höchſten Not ſo viel verdankte, welcher den Schrecken der Kommune ein Ende ſetzte und den vaterländiſchen Boden von der deutſchen Okkupationsarmee ſchließlich befreite, der alte Thiers verfiel zum Schluß ſeines thatenreichen Lebens in Ungnade. Man ſchimpfte ihn „le sinistre vieillard“, den albernen Greis, weil er einmal gewagt hatte, in einer Kammerrede ſeine Mitbürger zur Einigkeit aufzufordern.

Und doch, obwohl wir der Schrecken genug aus der franzöſiſchen Geſchichte kennen, wir betonen es, es wird, ſo weit Menſchenaugen reichen, in Rußland ſchrecklicher zugehen, als bei den Franzoſen. Wehe dem ruſſiſchen Kaiſer Alexander III., wenn wirklich die Hände der Revolution ſeinen Thron umfaſſen ſollten. Seit dem Königsmord an Ludwig XVI. haben die Franzoſen in leichterer Form ihre Könige und Fürſten verjagt; avec plaisir, gleichſam lachend, ſpielend haben ſie über die Grenze befördert einen Louis Philipp, die Kaiſerin Eugenie, die Mitglieder der Familie Bourbon, Orleans und Napoleons. Geht der Ruſſe einmal los, dann ſprechen die niederen Triebe der Menſchennatur das Hauptwort; es handelt ſich um mein und dein, um tabula rasa machen. In den Attentaten zeigt er eine größere Findigkeit in allerlei Grauſamkeit. Der Koloß des ruſſiſchen Reiches kann alsdann unter furchtbaren Zeichen der vertierten Menſchheit allzu leicht zuſammenbrechen.

Was nun die Fürſtentreue anlangt, da können wir Deutſche ohne Selbſtüberhebung ſowohl den galanten, ruhmredigen Franzoſen, als auch den verſchmitzten, großprahleriſchen Ruſſen, die beide uns allzu oft für unziviliſierte, ungebildete Menſchen anſehen, das altbekannte Dichterwort zurufen: „Wir Wilde ſind doch beſſere Menſchen!“ Unſere deutſche Vaterlandsliebe gipfelt in dem Glanzpunkt, daß ſie Fürſt und Volk, Herrſcher und Vaterland, Kriegsherr und Heer nicht trennen kann. Für uns ſind Fürſt und Volk, König und Vaterland eins; unſere Vaterlandsliebe knüpft ſich an die Liebe zum König; wir ſprechen in einem Atemzug:

„Mit Gott für König und Vaterland!“ Wir Deutsche haben ein sinniges Verständnis für außerordentliche Persönlichkeiten; das liebevolle Eingehen in ihr eigentümliches Wesen gehört ganz zur deutschen Natur. Unsere Altvordern hatten wohl ein großes Freiheitsgefühl, aber sie zeigten daneben die Mannestreue, die persönliche Hingabe an den Ersten des Stammes und des Volkes; darin sahen sie eine Ehrensache. Einst erschienen, so berichtet die Geschichte, germanische Abgeordnete zu Rom im Theater; sie fanden vor sich leere Plätze. Auf ihr Befragen erhielten sie die Antwort: diese seien Ehrenplätze, den Gesandten einer anderen Nation um ihrer besonderen Treue willen zuerkannt. Da erhoben sie sich und sprachen: „An Treue geht kein anderes Volk dem Deutschen vor.“ Unter dem Beifall der Versammelten schritten sie zum Ehrenplatz und nahmen ihn ein. Diesen Ehrenplatz hat das deutsche Volk im Lauf der Jahrhunderte zu behalten gesucht, namentlich was die Treue gegen den Fürsten anlangt. So berichtet der Römer Tacitus über die alten Deutschen in so anerkennenden Worten: „Für das ganze Land entehrend ist es, wenn einer seinen Fürsten überlebend das Schlachtfeld verläßt. Ihn zu verteidigen, ihn zu beschützen, selbst die eigene That seinem Ruhm zuzurechnen, ist ein besonderer Teil der Eidespflicht.“ Diese Mannestreue war eine Gabe für das Staatsleben, von welcher auch das herrschende Rom in seinen besten Tagen keinen Begriff hatte, ein wahres Kleinod in der germanischen Brust. Und dieses Kleinod bekam erst seinen vollen Glanz durch das Christentum; es umschloß König und Volk mit dem festesten Band der Treue bis in den Tod. Gerade das mitteldeutsche Nationalepos, das Nibelungenlied, verherrlicht in seinen Hauptheldenen solche Helden der Mannestreue. Selbst der finstere Hagen muß die Treue halten; und daher greift er zur Sünde, zur Rache für seine bis ins Herz beleidigte, erzürnte königliche Herrin. Man könnte eine umfangreiche Poesie von der Treue aus der deutschen Litteratur zusammenstellen.

Eine großartige Bezeugung dieses deutsch-nationalen, monarchischen Gefühls, dieser Fürstentreue hat im Jahre 1871 im Schloß zu Versailles stattgefunden. Während in diesem Jahrhundert auf dem ganzen Erdball die Demokratie Fortschritte macht, hat in Deutschland, im Herzen

Europas, der monarchiſche Geiſt trotz aller revolutionären Oppoſition einen hohen Aufſchwung genommen. Vom monarchiſchen Geiſt beſeelt, erhoben deutſche Fürſten und Völker das altpreußiſche Königtum zum neuen deutſchen Kaiſertum. Frankreich dagegen, längſt der Monarchie müde, da ſie ſich auch durch Gewalt und Selbſtſucht um Liebe und Kredit gebracht hatte, wählte mit der Leidenſchaft der Rachgier die Republik. Mit Recht konnte am Geburtsfeſt unſeres Kaiſers 1892 ein Feſtredner ſeinen Kaiſertoaſt mit den Worten begründen: Wie in allen preußiſchen und deutſchen Landen, ſind auch hier in Hannover eine große Zahl von Männern verſammelt, den verſchiedenſten Klaſſen und Berufsarten angehörend, zur Feier der Wiederkehr des Geburtstages Sr. Majeſtät unſeres allergnädigſten Kaiſers und Königs. Lebend in einem Zeitalter einer tiefen Erſchütterung der alten überlieferten Ordnungen, auf denen das Wohl der Menſchheit ruht, der Umwälzung der Verfaſſung und der Regierung großer Länder, erfreuen wir uns des hohen Segens eines machtvollen Königtums, welches unerſchütterlich feſt und aufrecht ſteht, ſeine Wurzeln tief getrieben hat, nicht bloß in die Geſchichte, ſondern in die Gemüter des deutſchen Volkes; eines Königtums, welches emporragt über die Kämpfe der Meinungen der Menſchen und der Parteien, welches weit entrückt iſt in erhabener Stellung den leidenſchaftlichen Kämpfen entgegenſtehender Intereſſen und in der unerſchütterlichen Fülle ſeiner Macht die Kraft ſich bewahrt hat, den inneren Frieden und die ſichere Entwicklung des deutſchen Volkes zu gewährleiſten, und zugleich in der Machtfülle des wiedererſtandenen Deutſchen Reiches der ſichere Hort iſt für den Frieden der Nationen untereinander.

An dem heutigen Tage richten ſich unſere Augen in Treue, Ehrerbietung und Dankbarkeit auf den Herrſcher, welchem das hohe, ſchwere und verantwortliche Amt des preußiſchen Königs und deutſchen Kaiſers anvertraut iſt, und welcher dieſer ſeiner ihm von Gott angewieſenen fürſtlichen Stellung waltet mit der kraftvollen Entſchloſſenheit, mit der Thatkraft und mit der fürſtlichen Hingebung, welche ein überliefertes Erbteil des hohenzollernſchen Geſchlechts iſt. Um dieſes deutſche Kleinod altbewährter Treue im Herzen zu ſichern, heißt es im ſonntäglichen Kirchengebet: „ſegne alle treuen

Diener des Kaisers und des Vaterlandes; lehre sie stets wie Christen ihres Eides gedenken und laß dann ihre Dienste gesegnet sein zu deiner Ehre und des Vaterlandes Besten. Ja, wir sehen in dem Fürsten, in dem Kaiser eine Majestät von Gottes Gnaden, einen Stellvertreter Gottes in der Führung des Schwertes, im Halten der Wage der Justiz, der Gerechtigkeit und Obrigkeit. Wer ihm die Treue hält, arbeitet mit an der Gottesordnung, die im vaterländischen Leben zur Erscheinung kommen soll.

Daher ist bei uns Deutschen das Verhältnis von Fürst und Volk ein inniges und unauflösliches. Und gerade im Unglück muß die Treue ihre Probe bestehen, gerade dann muß eine Nation zeigen, wes Geistes Kind sie ist. Als in dem großen Unglücksjahr die Monarchie Friedrichs des Großen zertrümmert da lag, die Festungen durch ungeschickte Generale übergeben waren, als eine nicht kluge Politik getrieben wurde, da war jeder Schmerz des schwer gekränkten Königs der Schmerz des ganzen Volkes; die Beleidigung des Korsen gegen die verehrte Dulderin Königin Luise, erregte den Zorn aller Stände und Volksklassen. Damals hörte man keine wilden Anklagen und Vorwürfe gegen den König; damals drohte keiner mit Untreue und Eidbruch; nein, der Grundzug ging durch alle deutsche und preußische Herzen, gerade im Unglück anhänglich zu bleiben und das Gold der Treue im Tiegel der Trübsal als echtes Gold blank und schön zu bewahren. Gerade damals entstand das Wort: „Mit Gott für König und Vaterland!", das herrliche Wort, auf welches hin die jungen Mannschaften noch heute den Fahneneid leisten, mit welchem unsere stolzen Heere auszogen über des Reiches Grenze, dem Tode entgegen. Für echte Deutsche ist es unmöglich, einen Unterschied zwischen König und Vaterland zu machen; wo der König, da ist das Vaterland, und wo das Vaterland, da ist der König.

Aber auch die deutschen Fürsten, namentlich die Könige auf Preußens Thron, haben keinen andern Lebenszweck gekannt und sich vorgenommen, als ganz ihren Völkern zu leben, die Väter des Vaterlandes, die ersten Diener des Volkes zu sein. Das Königtum der Hohenzollern ist stets ein soziales gewesen. Unsere Könige standen mitten im Getriebe des staatlichen und politischen Lebens; sie betrachteten ihre hohe Stellung nicht wie

eine Domäne, deren Erträge allein für sie da seien. Sie waren die Vollstrecker des Rechts sowohl für Hohe wie für Niedrige; das Wohl der glücklichen wie klagenden Volksklassen hatten sie stets im Auge; daher haben sie eine große soziale Weisheit entfaltet; mit wahrhaft königlichem Sinne besorgten sie die Hebung des Volkslebens. Wir erinnern nur an den Großen Kurfürsten, welch' ein Held auf dem Throne; seine ganze vaterländische Regierung bedeutete den ersten mächtigen Flügelschlag des Hohenzollernaars. Sein königlicher Sohn und Nachfolger gab dem ganzen fürstlichen Geschlecht die schöne Losung: „Jedem das Seine". Unter dem Donner der Kanonen schrieb einmal der alte Fritz: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, sondern daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe." Friedrich Wilhelm III. fragte einst einen Vater, dessen drei Söhne gefallen waren, dessen vierter Sohn im Lazareth schwer verwundet da lag: „Wie geht es eueren Söhnen?" „Drei gefallen, einer verwundet für Ew. Majestät", war die kurze Antwort. Aber der König entgegnete mit gehobener Stimme und mit ernstem Gesicht: „Nicht für mich, nicht für mich, nein fürs Vaterland." Die unvergeßliche Königin Luise starb im Schmerz ums Volk! Und ihre Söhne, Enkel und Großenkel glühen in feuriger Liebe fürs Vaterland; wahrlich, wenn ihnen eins nicht abgestritten werden kann von Feinden des deutschen Namens, dann ist es die Hingebung ans Gemeinwohl, ans Vaterland! Daher das Jauchzen aus allen patriotischen Kehlen im Preußenland, wenn die Parole gegeben wird: Mit Gott für König und Vaterland! und das Echo aus Süddeutschland: Mit Gott für Kaiser und Reich! Ja, der Thron bildet eine mächtige Schutzwehr gegen die tausendfachen auflösenden Mächte, eine Stütze für die staatliche Ordnung, ein Bollwerk für die Wohlfahrt der Menschheit, für Civilisation und Bildung, für den Frieden der Völker!

Aber, aber — so höre ich mir entgegenrufen — hat das patriotische Leben denn nicht gerade auf deutschem Boden einen schweren Stoß erlitten? Will sich nicht ein düsterer Schatten über den Ruhm unseres deutschen Namens und unserer nationalen Ehre legen, wenn wir bedenken, daß auch unter uns eine revolutionäre Partei besteht, welche die gegenwärtige Gesellschaftsordnung umändern will und die im Hohn gegen den von uns gerühmten

Patriotismus im Sinne des Umſturzes, wie die Franzoſen, ruft: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“? Anſtatt Thron und Altar zu ſchirmen, ſtößt ſie wilde Drohungen gegen dieſe Grundſtützen des ſtaatlichen Lebens aus; anſtatt daß ſie ſich des Treueides gegen König und Fürſten erinnern ſollte, zeigt ſie eine eiſige Kälte, wenn andere erglühen von heiligem Feuer für ihren angeſtammten Landesherrn. Und iſt die Sozialdemokratie nicht in einem ungeheueren Wachſen begriffen? Im Jahre 1871 hatte ſie 101 927, im Jahre 1877 560000, im Jahre 1890 1341587 Stimmen. Wahrlich, dieſe Stimmen bedeuten nichts Gutes, nicht deutſche Biederkeit, Redlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, nicht Treue um Treue, nicht Treue bis in den Tod für Kaiſer und Reich.

Ja, eine große Klage geht durch unſer deutſches Vaterland. Das ſoziale Leben iſt in bedenkliche Wirren geraten; ein innerer Feind, gefährlicher als der äußere, arbeitet an der Zerſetzung des Volkslebens. Viel Unzufriedenheit herrſcht in Stadt und Land; Legionen von Mißvergnügten wollen neue Verhältniſſe. Die ſoziale Frage will gebieteriſch eine Antwort haben, ob eine grundſtützende Umänderung unſerer ſämtlichen Zuſtände im politiſchen, volkstümlichen, Verkehrs- und Familienleben ſich vollziehen ſoll. Der Geiſt der Revolution macht ſich allenthalben breit, die Geſellſchaft zerreißend und zerſetzend, die ſittlich zuſammenhaltenden Faktoren des Volkslebens unterhöhlend. So iſt denn die Sozialdemokratie, die Korpsführerin der Mißvergnügten, eine imponierende Erſcheinung, eine ſelbſtbewußte Predigerin einer beſſeren Zukunft, die ſich anbietet, der leidenden Menſchheit eine dienſtbefliſſene Helferin und Retterin zu ſein. Sie weiſt mit Hohn die alte Loſung der Treue zurück: „Mit Gott für König und Vaterland!“ und ſetzt dafür: ohne Gott, ohne Kaiſer, ohne Vaterland, dagegen hoch die vaterlandsloſe Internationale!

Obwohl es nun ſehr beklagenswert iſt, daß Tauſende, ja Millionen irre geworden ſind am Königtum und Deutſchtum, ſo daß dem patriotiſchen Manne das Herz oft bluten möchte, ſo iſt dennoch die Gefahr der Revolution und des Aufruhrs bei uns Deutſchen nicht ſo groß wie bei den Nachbarvölkern im Oſten und Weſten, namentlich bei den Franzoſen. Letztere ſind am Temperament und Naturell weit unruhiger, hitziger und leidenſchaftlicher

angelegt; die alten Gallier waren ſchon, wie Cäſar berichtet, rerum novarum studiosi, d. h. zu politiſchen Neuerungen geneigt. Die Geſchichte zeigt, daß die Franzoſen es mit dem Eidbruch nicht genau nehmen, ſie ſind ſich kaum bewußt, daß ſie der Obrigkeit den Eid halten müſſen. Mit Ausnahme weniger Familien, der ſogenannten Legitimiſten und Royaliſten, beſteht die ganze Nation aus Freiheitsſchwärmern, aus Antimonarchiſten, das ganze Volk denkt republikaniſch, ja revolutionär. Bei uns, ſelbſt bei den entarteten Söhnen unſeres Volkes iſt der Untergrund der politiſchen Gefühle doch konſervativ, ja monarchiſch. Dazu kommt, daß nicht das ganze Volk wider den Thron anſtürmt, ſondern nur eine Klaſſe, eine Klaſſe, vornehmlich aus Arbeitern beſtehend. Auch nicht mit den Ruſſen ſind unſere unruhigen Geiſter und Köpfe zu vergleichen. Der Nihilismus iſt keine Abart der deutſchen Sozialdemokratie. In Rußland beſteht keine ſoziale Frage wie bei uns. Nicht etwa Arbeiter, mit der Arbeitsbluſe angethan, mit ſchwieligen Händen, nicht etwa, wie man leider ſagt, „Proletarier“ haben dort die Fahne der Revolution erhoben, habe ich doch auseinandergeſetzt, daß die Bauern in Rußland bis jetzt im Ganzen treu geblieben ſind. Nein, Vertreter der ſogenannten gebildeten Klaſſe ſind darauf bedacht, die beſtehende Ordnung mit den Mitteln der Gewalt und der Schrecken zu verderben. Gerade bei den Vornehmen, bei dem Adel, in den höchſten Kreiſen herrſcht der frechſte Libertinismus; dazu iſt in Rußland das ganze Volksleben ſittlich und religiös verderbt.

Da haben wir in Deutſchland bei allen Ausſchreitungen doch noch beſſere und geſundere Zuſtände.

Wenn auch bei der letzten Reichstagswahl weit über eine Million ſozialdemokratiſcher Stimmen abgegeben worden ſind, ſo können wir doch dieſem traurigen Bruchteil in der Bevölkerung Deutſchlands mit Freuden das ganze übrige deutſche Volk entgegenſetzen.*) Mag es in der Parteipolitik konſervativ oder liberal, im religiöſen Bekenntnis evangeliſch oder katholiſch ſein, es wird ſich den Geiſtern der Untreue, der Vaterlandsloſigkeit, des Umſturzes, der Revolution als ein Ganzes, als eine dichte, feſt zuſammenhängende Macht, als eine undurchdringliche Phalanx entgegenſtemmen.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, kommt auch mit der Zeit Ruhe

*) Leider will uns das zu optimiſtiſch vorkommen. D. L.

und Überlegung in die aufgeregten Geiſter der ſozialdemokratiſchen Partei. Viele trennen ſich vom großen Strom ſchon ab; ſie merken, daß ſie als Bethörte mitgelaufen ſind. Die Bauern weiſen den Bauernfang mit Knütteln zurück. Die Partei iſt ſchon uneinig mit ſich ſelber geworden. Die Radikalen werfen den Gemäßigten den Fehdehandſchuh hin. Sehr bezeichnend war es, daß bei den letzten Unruhen der Arbeitsloſen in Berlin das Hauptorgan der Sozialiſten „Vorwärts" die Unruhſtifter, die doch zum Teil noch zu den Sozialdemokraten gehören, ſicherlich aber von ihr ausgegangen ſind, mit dem Namen „Lumpenproletarier" belegte; das hätte einmal eine regierungsfreundliche Zeitung wagen ſollen! So hat die Sozialdemokratie früher nicht geſprochen. Ja es ſcheint, — ich ſehe in dieſem Punkte optimiſtiſch in die Zukunft — daß aus der ſozialiſtiſchen Partei allmählich eine politiſche Partei ſich entwickeln wird, die freilich auf demokratiſcher Grundlage, aber doch Geſetz und Ordnung anerkennend von allen maßloſen Zukunftsplänen abſehen wird, indem ſie darnach ſtrebt, die Intereſſen der Arbeiterwelt zu vertreten, den Lebensunterhalt der arbeitenden Klaſſen zu erhöhen, Arbeit und Kapital in ein ihr mehr zuſagendes Verhältnis zu ſetzen, für die leibliche und ſittliche Verkümmerung der Niederen im Volk ein menſchenwürdiges Daſein zu ſichern. Und wer wollte den Arbeitern derartige Pläne verargen, wenn ſie in den Schranken der Geſetzlichkeit bleiben?

Freilich für die Gegenwart dürfen wir uns noch nicht mit der Hoffnung auf Ernüchterung, auf Vernünftigwerden der Sozialiſten zufrieden geben, geſchweige denn einſchläfern laſſen; wir müſſen leider zugeben, daß undeutſches Weſen mit der Revolution in Frankreich und mit dem Nihilismus in Rußland verwandt, in das Hirn und Herz vieler unſerer Vaterlandsgenoſſen gefahren iſt. Was iſt der Grund?

Alle Verwirrungen auf ſozialem und politiſchem Gebiet, die zur Revolution ausſchlagen, kommen her aus einer Giftquelle, aus dem Schlamm der Gottloſigkeit, den Mächten des Naturalismus und Materialismus auf religiöſem Gebiet. Mögen wir nach Rußland oder Frankreich blicken oder in Deutſchland verweilen, zwei geiſtige Mächte kämpfen mit einander um den Beſitz der Herzen. Auf der einen Seite ſteht das Chriſtentum, aufbauend, beglückend, auf der andern das Antichriſtentum, zerſetzend und auflöſend; auf der einen Seite

die christliche Reform, auf der andern die wilde Revolution; auf der einen Menschenliebe, auf der andern Lieblosigkeit, ja Haß. Und greifen denn viele von der ewigen Wahrheit abgekommenen Geister, nicht etwa allein Sozialdemokraten, nein, leider Vertreter aller Stände, nach der dritten Grundfeste des Volkslebens aus Gottes Hand, nach der Religion, nach dem Glauben, nach dem Geiste Gottes aus Gottes Wort?

Sobald aber die Religion aus dem Volksleben schwindet, dann tritt eine schwere Erkrankung ein; der Glanz des vaterländischen Lebens verdunkelt sich. Die gute, alte Art des Lebens in Zucht, Sitte und Frömmigkeit flieht. Die Selbstsucht wird das alleinige Rad der großen Volksmaschinerie; ja die Frage nach Geld und Gut, nach irdischem Besitz hält die Stände wider einander in fortwährender Gährung. Das ganze Fundament kommt ins Schwanken, und es schwankt alles mit, was auf demselben aufgebaut wird, die Familie, die Jugenderziehung, die Pietät, das Autoritätsgefühl, die Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, die Treue gegen die irdische Majestät.

Wollen wir in Deutschland aus all den sozialen Wirren heraus, soll die Einigkeit zwischen Kaiser und Reich, Vaterland und Fürst, Volk und Obrigkeit auch für den Bruchteil unserer Nation wieder eintreten, der sich Sozialdemokratie nennt, soll die ganze Gesellschaft fest gegründet und glücklich bleiben, soll darinnen Friede im Genuß der Arbeit wieder einkehren in alle Stände unseres Volkes, dann wird es eine unerläßliche Bedingung sein, daß Religion wieder ins Volk komme; die Wahrheit der sittlich-religiösen Welt, der Glaube an Gott, der Glaube an den Heiland Jesum Christum muß eine alle Herzen und Geister beseelende Volksmacht werden. Es muß der Geist Jesu Christi, seine weltüberwindende Liebe, die Humanität, die Menschenfreundlichkeit Hoch und Nieder im gemeinsamen Verkehr ergreifen. Die dritte Grundfeste muß von uns wieder umfaßt werden: „Gottes Geist aus Gottes Wort"; wir müssen also all unseren Beteuerungen und Losungen für König und Vaterland als herrlichstes, schönstes und wichtigstes das Wort vorsetzen: „Mit Gott, ja mit Gott!"

Und wenn das deutsche Volk seine Natur genau ansieht, dann ist es zu der Hoffnung berechtigt, daß es ihm gelingen wird, diesen Geist aus Gott wieder zu erlangen, indem auf Grund der Wieder-

geburt der einzelnen Herzen eine Neugeſtaltung des ganzen Volkes ſich vollziehen wird. Denn wir ſind ein religiös angelegtes Volk; wir ſind das Volk der Reformation; wir ſind in der Erkenntnis des privaten und ſozialen Heils durch Jeſum Chriſtum tiefer gewurzelt, beſſer unterrichtet, feſter überzeugt, als alle Völker der Erde, ſicherlich als die Völker der beiden Nachbarreiche, deren Charaktereigenſchaften uns beſchäftigen.

Der große Ausfall, an welchem der Staatskörper der von Gott ſo reich begabten franzöſiſchen Nation krankt, beſteht darin, daß er keine evangeliſche Kirche beſitzt, die auf die Volksſtände nach oben wie nach unten wirken kann. Rom iſt die alleinige Religion der Franzoſen, nur der Romanismus beherrſcht die Herzen dort überwiegend. König Heinrich IV. erkannte, daß nur ein Glied der römiſch-katholiſchen Kirche Frankreich beherrſchen könnte; er hielt das ſchöne Frankreich „einer Meſſe wert“. Ludwig XIV., der ſich den allerchriſtlichſten König nannte, rottete den Proteſtantismus aus; er wollte nur eine Religion im Volke dulden; er verfolgte die Staatsidee nach dem römiſchen Kirchenſyſtem. Obwohl Napoleon I. große Duldſamkeit allen Glaubensbekenntniſſen gegenüber zeigte, erklärte er doch die römiſche Kirche für die des franzöſiſchen Vaterlandes; daher beſuchte er auch oft den katholiſchen Gottesdienſt, obwohl er in ſeinem perſönlichen Glaubensleben ihm ferne ſtand. Alle Gewalthaber Frankreichs müſſen ſich auf die Kirche ſtützen, wollen ſie auf längere Zeit ihr Regiment ausdehnen; ſchließlich ſterben ſie auch gern als gute Katholiken, mit den Tröſtungen der Kirche verſehen, wie das Beiſpiel Gambettas es gezeigt hat.

Wer wollte leugnen, von unſerem proteſtantiſchen Grundſatz aus, daß auch in der römiſchen Kirche der einzelne Menſch, freilich auf Umwegen, ja Irrwegen, doch zum perſönlichen Heil in Chriſto gelangen kann? Die Frage aber entſteht, ob der Romanismus als eine ausſchließlich die Volksſeele beeinfluſſende Geiſtesmacht, wenn ihm nicht der Proteſtantismus zügelnd, überwachend und reinigend entgegentritt, den geſunden Antrieb geben kann, das ganze vaterländiſche Weſen nach ſittlich-religiöſen Ideen aufzubauen. Kettet er nicht allzuleicht den einzelnen Menſchen durch ſeine Geſetze und Einrichtungen mehr an die äußeren Organe der Kirche als an Gott? Lenkt er nicht allzu oft in den wichtigſten Lebens- und Streitfragen

vom Vaterland ab nach Rom, indem er im Papſt den letzten Schiedsrichter ſieht? Allzu leicht entfremdet namentlich in Frankreich der römiſche Kultus den geringen Mann dem inneren Gemütsleben. Er wird zu ſehr auf äußere Gebräuche gewieſen, deren Beobachtung allein ihm Religion zu ſein dünkt, wenn nur äußerlich alles ehrwürdig, pomphaft und anſtändig hergeht, ſelbſt wenn das Herz leer ausgeht. Der franzöſiſche Romanismus hilft mit, den Nationalhochmut anzuſtacheln und zu befriedigen, und dringt weniger auf eine Erneuerung der Geſinnung und eine Bekehrung vor Gott in Reue und Buße. Im Jahre 1870 hat man in Frankreich kaum eine Strafpredigt von der katholiſchen Kanzel herab gehört: „Das hat Gott gethan; er hat uns zerſchlagen!“ Wer dies geſagt hätte, wäre geſteinigt worden. Daher iſt die unausbleibliche Folge der Veräußerlichung des religiöſen Lebens eine Verſeichtung aller Grundſätze, die aus der Religion herzunehmen ſind, namentlich der Loſung: „Mit Gott!“ Faſt alle ſogenannten Gebildeten in Frankreich ſchmeicheln ſich, „Voltairianer“ zu ſein. Viele derſelben machen wohl die äußeren Zeremonien und Prozeſſionen der römiſchen Kirche mit; aber ſie ſprechen es trotzdem im Familienkreiſe und in ihren politiſchen Klubs unumwunden aus, daß ſie ſich frei von allen kirchlichen Vorurteilen, von allen Pfaffenmärchen fühlen, und daß ſie den ruhmreichen Aufklärungsideen von 1789 anhängen. Die weitere Folge aber iſt die, daß die niederen Volksklaſſen mit der Zeit dem Atheismus huldigen. „Nieder mit der Kirche, nieder mit der Religion!“ Dieſen Unheilsruf vom Jahre 1789 hört man in den wilden Verſammlungen der Radikalen. Garibaldi konnte daher in den achtziger Jahren an Rochefort ſchreiben, er begrüße ihn als den zukünftigen Marat, welcher der ſtrafenden Gerechtigkeit der Revolution die Köpfe der Prieſter und anderer die Nation täuſchender Betrüger bezeichnen werde. „Die Baſtille iſt nicht zerſtört, ſo lange die Religion nicht zerſtört iſt“, rief Canivet auf einer wilden Rochefortfeier.

Fehlt es nun dem Franzoſenvolk an dem Geſundbrunnen, aus welchem friſche Heilswaſſer für einen kranken Volkskörper fließen, dann aber erſt recht dem Ruſſenvolke, das in religiöſer Hinſicht auf einer Ödenwüſte und in einer Wüſteneöde ſitzt. Ein wahrhaft verknöchertes Religionsſyſtem bietet die ruſſiſch-griechiſche

Kirche den Unterthanen des großen Zarenreiches dar; sie ist durchaus nicht imstande, ein lebendiges Glaubensleben, eine auf Religion beruhende Sittlichkeit, eine Erneuerung der Volksseele in reuiger Buße und in heiligem Gebetsgeist herbeizuführen. Ein trostloses Einerlei an totem Zeremonienwesen bietet sie den Leuten dar. Der Geistliche der russischen Staatskirche ist wenig gebildet, fast den ganzen Tag unthätig; seine Hauptarbeit besteht darin, daß er genau über die Beobachtung der Kultusformen, des Kreuzschlagens und des Kreuzküssens wacht, daß er Heiligenbilder von einem Bauernhaus ins andere trägt und wieder abholt, daß er Viehställe weiht, Tiere bespricht. Neun Zehntel des Volkes auf dem Lande ist des Lesens unkundig; daher besitzt der Russe kaum ein Gesang- oder ein Gebetbuch. Viele Gemeindemitglieder können im Gottesdienst nur folgende Responsorien aussprechen oder mitsingen: „Herr, erbarme dich unser; Herr, wir bitten dich; gieb uns, Herr!“ Nur wenige können das Vaterunser ganz hersagen. Die Leute liegen und verrichten ihre Andacht vor Heiligenbildern, die an sich häßlich sind. Der Bauer zahlt viel, wenn ihm der Pope erlaubt, ein Heiligenbild über Nacht in seinem Hause zu behalten. Gar viele Festtage giebt es, wohl hunderte, an denen der gewöhnliche Mann zunächst den Zeremonien des Gottesdienstes beiwohnt und sich alsdann den Lebensfreuden, namentlich dem Branntweingenusse hingiebt. Die Zahl der ersteren Gotteshäuser ist gering; sie stehen oft zwanzig Kilometer weit von einander. Von einem kirchlichen Gemeinschaftsleben ist wenig zu entdecken. Die ganze Heiligung, welche der Pope mit seinen Beichtkindern anstellt, besteht meistens aus den drei Fragen, ob man das Heiligenbild auch nicht von der durch den Geistlichen angewiesenen Stelle weggenommen, ob man sich im Fasten des Fleisches und der Milch enthalten habe, ob man regelmäßig in die Kirche gehe. Wie gering der Geistliche in den Augen des Volkes geachtet ist, geht daraus hervor, daß er wie seine Frau in den Schwänken häufig als Muster von Unmäßigkeit und Habsucht dargestellt werden.

Und trotz all dieses geistlichen Todes ist die Kirche bis jetzt allgemein in der Geltung, die alleinige Besitzerin der Wahrheit zu sein, weshalb jede Propaganda von seiten anderer Sekten streng verboten ist, wenn diese Orthodoxe aus der Staats-

kirche zu ſich ziehen wollen. Und wirklich, es hat auch dieſes orthodoxe Kirchenweſen bis jetzt die größte ſoziale Macht in Rußland gebildet. Die Kirche hat es verſtanden, die Maſſen, die Bauern und Kleinbürger unter der Knute zu halten; ſie hat die Leute begeiſtert für den Ruf: „Gott und der Kaiſer!“ Daher hat die ruſſiſche Regierung den feſten Glauben, daß ſie vermittels der Kirche am ſchnellſten Herrin der Revolution werden könne. Hierüber laſen wir einen ſehr wichtigen Leitartikel in einem Hannoveriſchen Blatte, wo es alſo heißt: Die Beſtrebungen der ruſſiſchen Orthodoxie werden am beſten durch die „allerunterthänigſten“ Berichte gekennzeichnet, die der Oberprokurator des hl. Synods, Geheimrat Pobjedonoszeff, über die Lage der ruſſiſchen orthodoxen Kirche dem Zaren einzureichen pflegt. Der letzte dieſer Berichte iſt ſoeben im Regierungsanzeiger veröffentlicht worden und betrifft „die ruſſiſche orthodoxe Kirche in den Jahren 1888/89“. Es handelt ſich für Herrn Pobjedonoszeff um nichts mehr und nichts weniger, als Staat und Kirche in Rußland in Eins zu verſchmelzen. „Der ruſſiſche Staat, ſagt er, hat ſich von alters her nie von der Kirche getrennt, und dieſes nationale und religiöſe Bedürfnis iſt gleichzeitig auch ein hervorragend ſtaatliches Bedürfnis; denn in der Kirche beſtätigt ſich die volle Solidarität von Volk und Staat.“

Volk und Staat ſollen alſo in die eine orthodoxe Kirche aufgehen und durch ſie ihren eigentümlichen nationalen Charakter erhalten. Von einer Gleichberechtigung der Bekenntniſſe kann darum in Rußland nicht die Rede ſein, ja eigentlich nicht einmal von einer Duldung anderer Bekenntniſſe neben der allein ſeligmachenden griechiſch-orthodoxen. Der Staat darf in kirchlichen Dingen nicht nur nicht gleichgiltig ſein, er muß vielmehr alle abweichenden Beſtrebungen auf dieſem Gebiete entſchieden zurückweiſen und alle ſeine Unterthanen der einen orthodoxen Kirche zuzuführen ſuchen. Deshalb hat Pobjedonoszeff auch die ſchweizeriſche Evangeliſche Allianz, als ſie im Jahre 1888 um Zulaſſung fremdkonfeſſioneller Propaganda in Rußland bat, rundweg abgewieſen. „Mir ſchien es — ſagt er darüber in ſeinem Berichte — notwendig zu ſein, ein für allemal entſchloſſen Verſuche abzuweiſen, die ſich bereits wiederholt hatten.“ Als Grund dafür giebt er an, daß dieſe Propaganda ſtets mit politiſchen Zwecken unzertrennlich Hand in Hand gegangen ſei, mit

dem Zwecke nämlich, „der ruſſiſchen Nationalität Söhne unſeres Volkes zu entreißen und ſie in die Kreiſe eines uns fremden und feindlichen Geiſtes geiſtigen und moraliſchen Empfindens und Bewußtſeins hineinzuziehen.“

Die orthodoxe Kirche ſoll dem weiten, aus ſo verſchiedenartigen Ländern und Völkern zuſammengeſetzten Zarenreiche ſeine nationale Einheit geben und verbürgen. Rußland muß deshalb der orthodoxe Staat werden.

Die „Mosk. Wjed.“ machen ſich zum Ausleger der Gedanken des Oberprokurators Pobjedonoszeff, indem ſie ſchreiben, es ſei Sophismus, zu behaupten, daß die religiöſen Überzeugungen der etwa 30 Prozent Mohammedaner, Katholiken, Proteſtanten, Juden u. ſ. w., die ſich unter den Unterthanen des ruſſiſchen Kaiſers befänden, für den Staat ebenſo heilig ſeien, wie die der rechtgläubigen Mehrheit. Es komme ja nicht bloß auf das „numeriſche Übergewicht der orthodoxen Chriſten in Rußland an, ſondern darauf, daß Rußland nur von dieſen orthodoxen Chriſten ganz allein geſchaffen worden ſei und nur durch ſie ſich erhalte.“ Man nehme Rußland alle Fremdgläubigen, es werde nicht nur dasſelbe Rußland bleiben, ſondern moraliſch nur noch erſtarken. Wollte man dagegen das Umgekehrte thun, ſo würde es kein Rußland mehr geben. Die dreißig Millionen von Fremdgläubigen würden ſofort in ein Dutzend Einzelſtaaten zerfallen, deren Kulturweſen und ſozialer Organismus ebenſo verſchiedenartig ſein würde, wie jetzt etwa Polen und die Bucharei verſchieden ſind.

„Nur das orthodoxe Rußland vereinigt zu einem Ganzen dieſe Fetzen ehemaliger Staaten und Nationalitäten. Dieſer Umſtand allein ſchon würde bei uns konfeſſionelle Gleichgültigkeit zu einer Ungerechtigkeit und einem Fehler machen. Wir ſind gezwungen, die Konfeſſionen der nicht orthodoxen Teile des Reiches zu dulden, aber in eine Linie die Religion zu ſtellen, der der Staat ſein Fortleben dankt, und diejenigen, die dieſer Exiſtenz nur nicht hinderlich ſind — das wäre heilloſe Verfinſterung politiſchen Sinnes. Und daher nun hat der ruſſiſche Staat ein allſeitiges Intereſſe daran, daß das nationale Heiligtum erhalten bleibe. Alles legt es ihm nahe, einen quantitativen und qualitativen Triumph der Orthodoxie zu erſtreben, dahin zu wirken, daß der orthodoxe Glaube immer

ſtärker ſich befeſtige inmitten der Stammbevölkerung und allmählich immer größere und größere Schichten der Fremdgläubigen ergreife. Gewalt und Intoleranz darf es nicht geben, aber jegliche Unterſtützung orthodoxer Propaganda iſt durchaus erforderlich. Von dieſem Standpunkte aus erſcheinen die Fehler der Vergangenheit, wie die Förderung buddhiſtiſcher, lamaitiſcher oder mohammedaniſcher Organiſation, die Unterſtützung der Jeſuiten oder der Miſſionare proteſtantiſcher Sekten — als unverzeihliche Vergehungen gegen die Pflichten der Orthodoxen und gegen die Regeln vernünftiger Staatspolitik. Toleranz gegenüber dem Sektierertum bis zu dem Grade, daß man ſein Pſeudopriеſterweſen anerkennen wollte — wäre eine ebenſolche Doppelſünde ſeitens des Staates. Noch fehlerhafter endlich wäre es, dem inneren Ausbau der orthodoxen Kirche ſelbſt Hinderniſſe in den Weg zu legen aus Furcht vor einem bei uns ganz unmöglichen Klerikalismus."

Die kirchliche „Rechtgläubigkeit" ſoll demnach der ruſſiſchen Nationalität erſt ihren Inhalt geben, ſie gewiſſermaßen erſt ſchaffen. Es fragt ſich nur, ob dies Band ſtark genug ſein würde, um die widerſtrebenden Teile des Zarenreiches unauflöslich aneinander zu ketten. Aus dieſer Sachlage erklärt ſich die Verfolgung der lutheriſchen Kirche in den Oſtſeeprovinzen, welche unter allen Umſtänden ruſſifiziert werden ſollen, und die Niederhaltung vieler deutſchen Anſiedler im Süden, obwohl gerade aus dieſen Ländern die treueſten Beamten herkommen.

Der Rückſchlag auf dieſe übertriebene Bevorzugung der in ſich geiſtlich toten orthodoxen Kirche konnte nicht ausbleiben; ſowohl auf dem Lande, wie in den großen Städten, überall macht ſich der Abfall von jeder Religion bemerkbar, überall eine gottloſe, materialiſtiſche, realiſtiſche Weltanſchauung, der geiſtige Untergrund für den Nihilismus.

Wir verdanken einem Manne, der lange Zeit mit offenen Augen Rußland bereiſt hat, viele Mitteilungen über das dortige Volksleben, die wir in folgendes Bild zuſammenſtellen:

Der ungezügelte, nur auf das eigene Selbſt Rückſicht nehmende, Autorität und Pietät verſpottende Geiſt wird dem Ruſſen anerzogen in der Familie; in keinem Lande liegt das Familienleben mit der Erziehung und Heranbildung der Kinder in Religion und

guter Sitte so darnieder, wie in Rußland. Es spielt, sagt Hertzen, in der Erziehung die Religion nirgends eine so bescheidene Rolle, wie in Rußland. Er setzt hinzu: Das ist selbstverständlich das größte Glück — nämlich für Menschen, die im nihilistischen Sinne reine Bahn mit Aufhebung aller Autorität machen wollen. In vielen Häusern wird der religiöse Sinn völlig vernichtet. Die Kinder zeigen keine Ehrfurcht vor den Eltern; diese sind stolz, ihre Nachkommen der „freien" Gesellschaft zu überliefern; gestraft werden von seiten der Eltern gilt für ein großes Verbrechen schon in den Augen des Kindes, nicht etwa in dem Bewußtsein, daß es wegen seiner Artigkeit der Schläge nicht bedarf, vielmehr im Gefühl der Frechheit; es läßt sich durchaus nicht züchtigen; die Eltern werden von den heranwachsenden Russen meist als Despoten verachtet, daher schnell gemieden und verlassen.

Dieser satanische Geist, welcher die jugendlichen Gemüter von Gott und von der Moral abzuwenden sucht, sagt Nicolai Karlowitsch in seiner Broschüre über die Entwicklung des Nihilismus, hat sich auch vielfach in die Volksschulen gedrängt. Nicht alle Volksschulen sind zwar verderbt, aber es giebt in vielen Gouvernements unter denselben wahre Verbrecheranstalten. So geschah es, daß ein Schulmeister Rechnungsaufgaben vornahm, welche die Teilung des gutsherrlichen Besitzes zum Gegenstand hatte; eine Lehrerkonferenz betrieb raffiniert die Verbreitung aufwieglerischer Schriften. Eine wahre Brutstätte für den Nihilismus sind die Gelehrtenschulen, die Gymnasien und Universitäten; auf ihnen werden die zukünftigen Staatsdiener herangebildet. Der Russe, eingebildeter ob seiner Weisheit als irgend welcher anderer Europäer, ist ein Verächter der klassischen Studien; von ihnen erwartet er nichts Vorteilhaftes für die Entwicklung Rußlands, sie fußt nach seinem Dafürhalten auf anderer Grundlage als die des westlichen Europas. Der junge Russe, viel zu seicht und widerwillig, sich den Studien der Alten hinzugeben und deren Geist zu verstehen, giebt sich bloß den Naturwissenschaften hin, an denen er seine ihm angeborene Genialität, die er stets selbst bewundert, bereichern will. Die krassen Materialisten Büchner, Karl Vogt, Moleschott sind ihm die höchsten Autoritäten. Die Gegner des Klassizismus rufen mit Begeisterung aus, Rußland brauche nicht Leute, die Latein und Griechisch können, Rußland

brauche Techniker, Landwirte und andere Praktiker. Aus diesen Praktikern entstehen gar viele Nihilisten, verzweifelte Männer, die endlich in der Zertrümmerung ihres Lebens oder in der Anbahnung der Anarchie ihren höchsten Ruhm suchen. In Rußland kommen gar viele Schülerselbstmorde vor, oft von theatralischen Erklärungen begleitet, daß nur Heldentum zu diesem Schritt verleitet habe.

Ähnlich wie mit der männlichen Jugend steht es mit der weiblichen. Auch die Jungfrauen wollen glänzen durch naturwissenschaftliche Bildung, durch Reden von Freiheit und „Emanzipation". In Petersburg, in Moskau, in Odessa und Kiew bestehen höhere weibliche Kurse. Gerade diese Kursusdamen (Kurssistki) stellen ein hübsches Kontingent zu den Nihilistinnen. Viele Jüdinnen zählen zu denselben. „Wozu dieser Schwarm von Mathematikerinnen, Naturforscherinnen, Historikerinnen, Philologinnen dereinst nutzen soll, auch wenn sie aus keinem frivolen Motiv studiert hätten, wird schwerlich jemand ergründen." Diese Studentinnen der Medizin, junge Mädchen von 17—20 Jahren, werden mit der Zeit aller Sittlichkeit und Schamhaftigkeit bar. Mit ihren „Kameraden" treiben sie am liebsten Anatomie. Hauptsächlich suchen sie die Hochschule Zürich auf; sie sind erkennbar durch ihre frivole Tracht, durch eine Art Uniform; ihre schmutzige Wäsche und ihre schamlose Haltung sind charakteristische Zeichen für diese sauberen Jüngerinnen der modernen, exakten Wissenschaften. Die Frauenemanzipation steht in schönster Blüte in Rußland, Mädchen von 12—14 Jahren entweichen heimlich aus den Häusern ihrer Eltern; man findet sie auf irgend einer Hochschule wieder, unterstützt von irgend welchen humanitären Genossenschaften; ganz junge Mädchen treten ohne Wissen ihrer Familie in die Ehe, sei es in eine legitime oder in eine wilde. Daß gar viele ein Opfer der Prostitution werden, liegt in der Natur der Sache; und als Gefallene werden sie Heldinnen des Nihilismus, die die Bomben werfen, Dolche zücken und in der Handhabung des Dynamits äußerst geschickt sind.

Leider ist es Thatsache, daß vornehmlich die Juden in Rußland sich an der revolutionären Heranbildung der Jugend in hervorragendem Maße beteiligen; von einem wahren Fanatismus gegen alles sogenannte Christliche im Staatsleben erfüllt, unterstützen sie die nihilistischen Bestrebungen im stillen. Ihre Hauptwaffe ist im

eigenen Lande die geheime Preſſe, die trotz aller Zenſur, welche die Regierung noch ausüben läßt, die aber wegen der Beſtechlichkeit der Beamten ganz wirkungslos iſt, eine große Verbreitung findet. Auch werden die Juden nicht müde, das Volk durch auswärtige Blätter, die in Paris, Genf und anderswo erſcheinen, gegen den deutſchen Weſten, als das Mutterland der Deſpotie und der Sklaverei, aufzuſtacheln. Sollte es zu einem Kriege zwiſchen Deutſchland und Rußland kommen, dann ſind die ruſſiſchen Juden ſicherlich an demſelben zum größten Teil mitſchuldig; ihre ganze Luſt beſteht darin, die Völker aneinander zu hetzen, damit ſie im Trüben fiſchen und ihr Geſchäftchen machen können.

Eine höchſt traurige Korruption des Volkes geht von der Stätte aus, auf der eigentlich Gerechtigkeit und Wahrung aller Ordnung thronen ſollte, von den Gerichten des Landes. Schon äußerlich bieten ſie kein ſchönes Bild dar; ſie ſind voll von theatraliſchem Beiwerk mit komödienhaften Auftritten auf Seiten der Angeklagten, der Verteidiger wie der Staatsanwälte; das Publikum benimmt ſich unruhig und ergeht ſich in pöbelhaftem Beifallrufen. Richter wie Geſchworene ſind der Mehrzahl nach beſtechliche Menſchen und ſchätzen den Goldgewinn, der ihnen aus den Prozeſſen zufällt, höher, als die Vertretung des Rechts und der Geſetze. Es iſt wahrhaft lächerlich, welch notoriſche Verbrecher vor den Geſchworenengerichten freigeſprochen worden. Am 20. September 1879 — ſo berichtet Karlowitſch — haben in Petersburg die Geſchworenen einen Briefträger freigeſprochen, welcher einige Hundert Poſtſachen, anſtatt ſie den Adreſſaten zuzuſtellen, teils weggeworfen, teils veruntreut hatte. Die Thatſachen waren unwiderleglich bewieſen, der Briefträger vollkommen geſtändig. Es fand ſich, daß Faulheit, Sorgloſigkeit, Hang zum Herumbummeln und zum Trunke den Briefträger beherrſcht hatten; das erſchien den Geſchworenen als hinlänglicher Grund, um den Angeklagten freizuſprechen, und der „Golos" bemühte ſich, ſolches Verdikt zu rechtfertigen. Derartige Urteilsſprüche werden jeden Tag im großen ruſſiſchen Reiche gefällt. Auch im Gegenſatz zu dieſer ungerechtfertigten Duldſamkeit kommen Fälle empörendſter Grauſamkeit vor, in denen das Menſchenleben für nichts angeſehen und das Glück ſonſt braver Unterthanen mit roher Hand zerſtört wird. Hier ein Beiſpiel. Ein alter Mann

war zur Verschickung nach Sibirien verurteilt worden. Der Familienrat, bestehend aus der Gattin, aus vielen Kindern und Verwandten, beschloß, den Greis nicht allein ziehen zu lassen, und bewog die Gattin, sich mit in die Liste der Verschickten zur Pflege des Alten einzeichnen zu lassen. Vor dem Tage der Abreise starb der Greis. Keine Macht in Rußland war im stande, das arme Weib in der Heimat zu belassen. Weil sie nun einmal in der Liste stand, wurde sie als große Verbrecherin trotz der Bitten ihrer Kinder in grausamster Weise in die Verbannung geschleift, und sie hat nie wieder ihre Blutsverwandten gesehen.

Daß für Ausländer kaum Richter zu haben sind, daß sich die meisten Juristen sträuben, gegen Russen die Interessen der Ausländer zu vertreten, ist ja bekannt. Welch eine Wirkung muß nun die Ausführung der russischen Rechtspflege aufs Volk haben? Sie kann nur entsittlichend wirken, die Geschworenengerichtsverhandlungen sind die Hochschulen für den Nihilismus.

Nicht minder wie die Juristen sind die meisten Verwaltungsbeamten bestechlich; es ist haarsträubend, wie die Zollbeamten an der Grenze, wie die Kommunalbeamten in Stadt und Land, wie die Regierungsvorsteher bis in die Ministerien hinein systematisch darauf ausgehen, auf Kosten derer, für die sie ihr Amt versehen sollten, ihren Privatsäckel zu füllen. — Ziehen wir die Summe! Wir sagen wohl gerne: „das gottlose Frankreich", aber mit weit größerem Rechte müssen wir ausrufen: „das gottlose Rußland"; es ist revolutionär, nihilistisch vergiftet.

Im Gegensatz zu diesem traurigen Bilde eines mächtigen und doch, wenn keine innere Erneuerung eintritt, sicherlich dem Ruin entgegeneilenden Nachbarvolkes wollen wir freudig bedenken, was wir haben, was wir bekennen, wenn wir sagen: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland", und was es zu bedeuten hat, wenn wir den Hauptton auf das: „Mit Gott, mit Gott" legen.

Unser deutsches Volk ist in der Tiefe seiner Seele ein durchaus religiös angelegtes Volk; die tausendjährige Geschichte beweist es, daß der Genius des germanischen Stammes mit der Religion aufs innigste vertraut; in seinem tiefen Gemütsleben wurzelt die Freude an den unsichtbaren Dingen, und gerade in seinem starken Gewissen liegt die Fähigkeit hoher, sittlicher Kraft. Und eben dies

religiös so reich ausgestattete Gemüt, das redliche, deutsche Gewissen konnte die von Rom herrührende Veräußerlichung und Umdunklung des Christentums nicht ertragen, weder den Romanismus der Franzosen, noch das Griechentum der Russen auf kirchlichem Gebiet billigen. Daher hat sich auf germanischem Boden die größte religiöse Bewegung, die Reformation vollzogen; sie ist eine urdeutsche That gewesen. Gerade in der Heldennatur Dr. Martin Luthers verband sich Christentum und Deutschtum, Christentum und deutsche Treue, Glaube und Sittlichkeit; er war ein frommer Christ und ein feuriger deutscher Patriot. Mit Recht setzt Generalsuperintendent Baur auseinander: Seit in Luther die Durchdringung des Deutschtums mit dem Evangelium erschien, hat es in der deutschen Geschichte keine tiefere Bewegung gegeben, ohne daß Luthers Geist in ihr erwachte. In der Zeit der Knechtschaft unter fremden Eroberern, aus der Nacht des Elends erwuchs der kühne protestantische Geist der Freiheitskriege, die religiöse Erneuerung war Luthers Geist. Wenn sich auch die Katholiken gegen Napoleon I. mit erhoben und auf dem Felde der Ehre tapfer mitfochten, römischer Geist war in Deutschlands Erhebung nicht. Die Hauptführer hatten protestantischen Atem. Alle Sänger des heiligen Krieges waren gleich den Leviten, die mit ihren Posaunen zur Schlacht riefen; das „Mit Gott" rauschte durch ihre Harfen in evangelischen Tönen. Und in der schweren Zeit der gewaltigen Kämpfe und Siege von 1870 und 1871 hat auf der breitesten, vom Romanismus nicht gerne gesehenen Grundlage lebendiges Christentum das ganze Volk zur Buße, das Heer zum Kampf begeistert und das ganze Gemeinwesen unter die Herrschaft des christlichen Geistes gestellt. Daher konnte der unvergeßliche König Wilhelm in seiner Thronrede beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 die Losung seinem aufgeregten Volke geben: „Gott wird mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war!" Dieser frohe Gottesglaube, der uns in den Krieg hineinführte, hat uns auch aus demselben geführt. Nach dem Kriege erhoben die Streiter und Sieger Herz und Hände empor im Dank gegen Gott. „Die Ehre des Erfolges — sagte ein preußischer General — gebührt vor allem Gott; ihm haben wir unseren Dank darzubringen. Schon nach Sedan sprach der Dichter Geibel aus aller Deutschen Herzen:

„Und also ist es denn geschehen,
Daß, wie mit einem Wetterschlag,
Eh' man die Hand hat zucken sehen,
Der, den sie traf, am Boden lag;
Und wir bekennen froh und offen:
Es ist der Herr, der ihn getroffen!"

„Gott war mit uns, ihm sei die Ehre!" Diese Losung hat sich in ernster Zeit recht bewährt; mit Gott für König und Vaterland ist gekämpft, geblutet und gesiegt worden; die Grundfeste stand bei uns unerschütterlich, die zu Hiskias Zeiten dem Volke des alten Testamentes gegeben wurde: „Gottes Geist aus Gottes Wort!"*)

Und auch in Zukunft werden wir uns an diese Grundfeste anlehnen müssen, wollen wir vorwärts schreiten auf der Bahn des sozialen Friedens und der nationalen Wohlfahrt. Die Mächte, die ein Reich emporgehoben haben, dieselben können es auch allein nur halten. Soll unser Volk und Vaterland im Innern groß dastehen, sollen soziale und politische Wirren es nicht erschüttern, sondern Ruhe und Frieden und Glück der nationalen Güter höchste bleiben, dann muß allein lebendiges Christentum die alleinige Großmacht unseres nationalen und patriotischen Lebens sein und bleiben. Darum bei uns Deutschen weg die Kräfte des Umsturzes und der Sünde! fort die Geister eines falschen Liberalismus und eines Libertinismus! Wir müssen entgegentreten dem alten Geist aus der Tiefe, der sich zu einem ganzen Komplex von Mächten ausgebildet hat, zu einem Reich der Finsternis, das da kämpft gegen das Reich Gottes, des Lichtes und der Wahrheit. Wir müssen streiten gegen den Geist, der es versteht, sich in einen Engel des Lichtes zu verkleiden, um die Menschheit zu umgaukeln mit den modernen Phrasen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", der sich in alle Gefühle, alles Denken und Wollen, alles Streben der Menschen mischt, um als Irrlicht von dem Wege des wahren Glückes abzulenken.

Gegenüber dem Romanismus bei den Galliern im Westen und dem Griechentum bei den Slaven im Osten ist bei uns die evangelische Kirche die Macht, die uns zusammen halten wird. In ihr herrscht der Geist der Gebundenheit, das Gesetz, und der Geist

*) Das hat leider nicht lange vorgehalten. Ein Jahr nach dem großen Siege hatten wir den großen Gründungsschwindel. D. L.

der Freiheit, das Evangelium. Sie giebt der einzelnen Seele den wahren Gotteswert, ſie hat für die Geſamtheit die ſozialen Heilkräfte der Liebe, des Dienens und der Verſöhnung. Sie hat die Kraft, wieder zuſammenzubinden, was zerriſſen, wieder aufzubauen, was zertrümmert war. Chriſti Vorbild iſt das beſte ſoziale Prinzip, das Evangelium treibt zu rettenden Thaten ſowohl im privaten, wie im öffentlichen Leben.

Dieſe Religion Chriſti, dieſe Gottesfurcht aus Chriſti Geiſt iſt allerdings zunächſt Privatſache; ja es kommt alles ausſchließlich auf die perſönliche Stellung des Menſchen zu Gott an; es iſt die Sache des einzelnen Gewiſſens. Der einzelne iſt vor Gott haftbar und verantwortlich, der einzelne trägt im Blick auf die Ewigkeit ſeine eigene Laſt, der einzelne muß für ſich Vergebung ſeiner Sünden ſuchen und Chriſti Geiſt empfangen. Und es iſt eine Hauptforderung unſerer Zeit, daß das perſönliche Chriſtentum geſtärkt und belebt werde, ſonſt kommen wir trotz aller Reformen doch nicht vom Fleck. Eine große Gefahr iſt heutzutage allenthalben vorhanden, daß das Chriſtentum zu einer politiſchen Religion verflacht, ja entwürdigt werde. Der alte Römer Varro unterſchied eine mythologiſche, philoſophiſche und politiſche Religion. Viele ſehen in unſeren Tagen das Chriſtentum für einen Kappzaum an, die Proletarier gleichſam einzufangen und an der bisherigen Geſellſchaftsordnung feſtzuhalten. Man huldigt dem Grundſatz, daß Religion wieder ins Volk müſſe, doch nur aus dem Geſichtspunkt, daß man es mit Religion beſſer regieren kann; für viele iſt demnach das Chriſtentum eine reine religio politica. Auch hört man allenthalben heutzutage die Redeweiſe, man müſſe dem chriſtlichen Prinzip huldigen im Staat, in der Schule, in den Dingen der Verwaltung. Viele treten jetzt ein für ein praktiſches Chriſtentum aus Angſt vor den Folgen der materialiſtiſchen Weltanſchauung, vor den Gefahren des Anarchismus und des Dynamits, weil ſie die Nichtigkeit und Giftigkeit ihrer eigenen bisherigen Anſchauungen, obwohl ſie dieſelben theoretiſch noch im Herzen tragen, einſehen; man hält alſo die Fahne Chriſti hoch aus politiſcher Schlauheit. Aber eine ſolche Art Religion für andere zu treiben, wäre franzöſiſch oder ruſſiſch, das wäre eine wahre Staatsreligion, die das Weſen aller echten Religion verneint.

Was unſerer Zeit und unſerem Volke not thut, iſt dies, daß die lebendigen, vom Geiſt Gottes erfaßten Chriſten ſich zuſammenſtellen wie eine militia Chriſti. Die Bekenner und Vertreter des chriſtlichen Sinnes und Geiſtes müſſen jetzt mit kraftvoller Klarheit und Entſchiedenheit hervortreten und das Licht derſelben in alle Verhältniſſe tragen. Die Geſundung und Erneuerung der Volksſeele muß zunächſt bei denen beginnen, welche den Namen Chriſti zu bekennen keine Scheu tragen. Wenn alle vollen Ernſt machen wollten mit dem chriſtlichen Glauben, der in der Liebe thätig iſt, dann würde die Morgenröte des vaterländiſchen Geſamtlebens aufgehen herrlicher denn nie zuvor.

Aber dann würde die Sozialdemokratie auch erkennen, daß die Religion nicht allein „Privatſache", ſondern eine Sache iſt, an der die ganze Geſellſchaft teil nehmen muß, von der heilſame Wirkungen auf alle Stände eines Volkes ausgehen. Geiſt aus Gott muß alle Verhältniſſe, Formen, Organe, Einrichtungen, Stände und Geſellſchaftskreiſe durchdringen. Im Chriſtentum liegt die Antwort auf alle Fragen, auch auf die ſozialen. Es iſt nicht bloß eine Form der Gottesverehrung, ſondern eine Gotteswelt neuer Lebens- und Heilsgedanken für das ganze Leben einer großen Nation! Darum rufen wir aus deutſchem Herzen, aus deutſcher Bruſt: „Mit Gott, nicht ohne Gott für unſeren Kaiſer!" Nur aus der Freiheit eines Chriſtenmenſchen werden die tapferen Verteidiger eines ſtarken und gerechten Königtums geboren, nicht knechtiſche Byzantiner, wie vor dem Thron des ruſſiſchen Kaiſers, nicht eidbrüchige Hofleute, die, wie in Frankreich, den Thron des Fürſten zerſchlagen helfen, nein Charaktermenſchen*); Königstreue iſt ihr Rückgrat, Königstreue ihr Atemzug; ſie können noch leben für den Monarchen, dem ſie dienen:

„Sammle um den Thron die Treuen,
Die mit Rat und frommem Fleh'n
Feſt in deiner Streiter Reihen
Für des Landes Wohlfahrt ſteh'n.
Baue um den Königsthron
Eine Burg, o Gottesſohn!
Sei du ihm auf ewig gnädig!
Leite, ſegne unſern König!"

*) Was uns am meiſten fehlt, ſind, Gott ſei es geklagt, „Charaktermenſchen". D. L.

Darum mit Gott, nicht ohne Gott auch fürs Vaterland!“ Aus dem Glaubensleben wird ja die Treue, die Hingabe, der Opfermut, die Selbstverleugnung, der Eifer für das Gesamtleben im Vaterland geboren. Treulosigkeit ist welsches, aber nicht deutsches Wesen; Egoismus ist des Russen Charakter. Der alte Ernst Moritz Arndt singt vom deutschen Manne:

„Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht,
Dem frommen Mut däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht. —
Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herzen, Mund und Hand.“

Mit Gott für König und Vaterland! Das sei auch unsere Parole für den heiligen Freiheitskrieg, den wir zu führen haben im Volksleben gegen alles Schlechte, gegen die Flut aller jener Geistesmächte, welche von Frankreich und Rußland zu uns herüber kommen wollen, gegen alles Fremdländische, welches sich mit unsrer königstreuen und vaterländischen Natur nicht vertragen kann.

Mit Gott für König und Vaterland! Das unsere Parole für die Friedensarbeit, aufzubauen im Vaterland, in der Segensfülle christlicher Weltanschauung. Ist diese Parole eine Geistesmacht bei uns geworden, dann schüchtern wir schon im Frieden den Feind ein. Will er dennoch Krieg, nun dann mag er Krieg haben. Gott wird mit uns sein! Wir sagen alsdann mit dem alten, eisernen Reichskanzler Bismarck: „Wir Deutsche fürchten nur Gott und sonst nichts in der Welt!“

FEB 28 1950

The Ohio State University
3 2435 05630194 8
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 04 14 03 7 03 012 5